

Gez. v. J. Rigal. Gest. v. P. Barfus.

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert
in seinem 78ten Jahre,
grüßt die Freunde mit Herz und Hand.

Vermischte Schriften

von

Dr. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Mit Nachträgen zu des Verfassers

Selbstbiographie.

Erster Band.

Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Erlangen, 1857.
Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.
(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Seinen vieljährigen geliebten Freunden,

den Herren:

Dr. Christian August v. Brandis,

Geheimrath und Professor in Bonn,

seinem gastfreundlichen, treuen Führer im neuen und alten Athen und auf den Höhen des Penthelikon.

Dr. Friedrich August Deofidus Tholuck,

Consistorialrath und Professor der Theologie in Halle,

seinem freundlichen, treuen Führer und Begleiter auf manche Höhen

widmet diese Schrift in dankbarer Erinnerung

der Verfasser.

Vorrede.

In der kleinen hier vorliegenden Schrift suchte ich zunächst ein Versprechen zu erfüllen, das ich am Schlusse der Vorrede zum letzten Bande meiner Selbstbiographie gegeben habe.

Die Erinnerungen an Dr. J. Fr. v. Roth machen deshalb hier, als die ausführlichste von allen, den Anfang der biographischen Schilderungen verstorbener Freunde, darauf ich in jener Vorrede hinwies; einige kleinere Lebensbilder von verwandtem Inhalt werden bei anderer Gelegenheit folgen.

Neben den Erinnerungen solcher Art versprach ich auch Ergänzungen und weitere Ausführungen einzelner Stellen meiner Selbstbiographie zu geben. Eine solche Stelle ist die auf III. S. 513 jenes Buches, welcher ich hier auf S. 197 bis 204 einige weitere Betrachtungen beifüge.

Aber mehr noch als solche Ergänzungen von geringerem Umfang lag mir eine andere an, zu welcher mich schon der Beisatz des Titels meines Buches: „Erwartungen von einem zukünftigen Leben“ aufforderte. Denn das vorletzte, 48. Kap. meiner Selbst-

biographie konnte nur eine Einleitung zu dem sein, was ich hier, in den „Fragen und Antworten“ über das Diesseits und Jenseits, obwohl nur im Tone eines freundschaftlichen Gespräches weiter auszuführen suchte. Liegt mir doch selber der Gedanke an ein Auswandern näher als jeder andere. Darum sprach ich hier gern von einem geistigen Wandertriebe, welcher der gesunden Natur des Menschen eben so unvertilgbar fest inwohnt, als der Natur des Vogels der leibliche Wandertrieb. Das Bewegen jenes geistigen Dranges gibt sich allerdings schon in einem dunklen Gefühle des Menschen kund, welches aus eigner Kraft niemals zum hellen Erwachen kommt; das Woher und Wohin? des Bewegens wird jedoch nur durch einen Sinn erkannt, der für die Welt des Geistigen nicht minder geöffnet ist, als für die des Leiblichen. Dieser Sinn scheint leider in unseren Tagen Vielen abzugehen, die sich einer gründlichen Erforschung der natürlichen Dinge rühmen. Und dennoch sind, im Vergleiche mit den ihrigen, die Anschauungen und Wahrnehmungen jenes geistigen Erkennens eben so sicher und gewiß, als die eines sehenden und hörenden Menschen gegenüber dem Erkennen eines Menschen, dem die Sinne des Sehens und Hörens verschlossen sind. Immerhin mag der Gefühlssinn eines solchen Taubblinden so verfeinert und geschärft sein, daß er, z. B. in naher Berührung seiner Körperfläche mit einer lauten Orgel die Tiefe und Höhe der Töne, so wie ihre wechselnde Aufeinanderfolge unterscheidet. Wir müssen seine Wahrnehmungen als lehrreich beachten. Wenn er jedoch die erhebende, rührende

Macht der Töne auf unser Gemüth, wenn er das Dasein des Meisters, welcher die Orgel spielte, so wie das ihres Erbauers läugnet, weil er selber jene nicht hört, diese nicht sieht, sollte uns das wundern oder irre machen an dem, was wir mit unseren Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört, mit unseren Händen betastet haben? Und eine ganze Welt der unzählbaren Zeugen, welche vom Anbeginn unseres Geschlechtes bis heute im Wort, im Werk, in lebendigen Thaten dasselbe vernommen und erkannt haben, sprechen es aus, was für sie Alle und uns die gewissseste Wahrheit sei. Darum ist, abgesehen von einer göttlichen Autorität, die Zahl selbst der menschlichen Stimmen, welche mit und für uns sind, eine unendlich viel größere, als die der vereinzelten Anderen, welche gegen uns stehen. Mögen deshalb die Taubblinden zweifeln an dem Vorhandensein einer Welt der Töne und eines Meisters, der dieselbe hervorruft; wir wissen, was wir selber sahen und hörten. In unserem Fleisch und Blut wohnt eine Seele, durchdrungen von den Lebenskräften eines Geistes, welcher die Welt des Geistigen und Göttlichen und in ihrem Lichte sein eigenes Wesen erkennt. Dieses Wesen findet in der Vergänglichkeit des Leiblichen keine bleibende Stätte, sondern ist für eine andere, ewige gemacht, nach welcher der eingeborene Wandertrieb verlangt. Von einer Welt des Geistigen und Ewigen geht das Bewegen dieses Triebes aus, zu ihr führt es hin. Wie die Luft des Himmels in die Tiefen des Meeres, so dringen anregende und belebende Kräfte der Ewigkeit in unser irdisches Dasein

herein, und auf das Wahrnehmen dieser Kräfte gründen sich unsere „Erwartungen von einem zukünftigen Leben.“

Auch mein Herr Verleger fügte in dem vorstehenden Kupferstiche den Lesern meiner Selbstbiographie eine Zugabe bei, welche von einigen Freunden gewünscht war. Sie soll nach dem Urtheile der näheren Bekannten treu und gelungen sein.

Wohl hätte der Verfasser an die Leser dieser Schrift, wenn diese zugleich Leser seiner Selbstbiographie sind, noch etwas Anderes abzugeben. Dieses wäre das Bekenntniß der Schuld, welche er durch so viele unbeachtete Druck- und Schreibfehler des Schlußbandes des letzteren Buches auf sich gehäuft hat. Es waren Anwandlungen von Gedächtnißirren seines damals schmerzlich leidenden Gehirnes, in denen er in den Bogen 39 und 40 S. 622 Z. 15 v. u. ein Jahr statt 2 Jahre, Z. 8 v. u. Gustav st. Georg, 634 Z. 13 Galura st. Sambuga, 641 Z. 4 v. u. Augsburg st. Nürnberg, 646 Z. 15 Avignon st. Nismes schrieb *).

München im August 1857.

Der Verfasser.

*) Auch solche Fehler in den früheren Bögen, wie S. 264 Z. 11 Vehn st. Föhn, 280 Z. 6 v. u. Seele st. Leben, 281 Z. 9 v. u. der st. die äußeren, so wie S. 557 Z. 6 immer st. nimmer, 655 Z. 9 v. u. und st. aus, u. dergl. m. bedürfen der Verzeihung.

Inhalt.

Fragen und Antworten über das Diesseits und das Jenseits in Briefen.

Der Vorhof der Heiden und Israel's Tempel.

Fragen und Antworten über das Diesseits und das Jenseits,

in Briefen.

Erster Brief.

Der geistige Wandertrieb.

Ihr jüngst empfangener Brief, meine verehrte Freundin! legt mir durch seinen Ton und Inhalt die Pflicht der Beantwortung so dringend nahe, daß ich, wenn Ihr Wohnsitz nicht weiter als etwa Augsburg von München abgelegen wäre, mich selber aufmachen würde, um Das im lebendigen Worte auszusprechen, was die Feder nur durch Zeichen andeuten kann. Ohnehin regt Ihr Brief, in seiner seltenen Beredtsamkeit des Gemüthes, eine Wanderlust auf, die jedes zum Wandern geneigte Herz unwiderstehlich fortreißt: einen Trieb, von hinnen zu ziehen, der uns nicht nur über Land und Meer auf irgend eine paradiesisch schöne Insel, in die Wohnstätte des beständigen Frühlinges und Sommers führt, sondern nach einem seligen Jenseits, hoch über dem leiblich festen Boden des sichtbaren Elementes.

Sie schrieben mir Ihren Brief aus einem Hause der Trauer und Klage, am ersten Morgen nach dem Tage, an welchem man „das noch im Tode lieblich freundliche Angesicht" Ihrer älteren Schwester in den Sarg verschlossen und in die Erde versenkt hatte. Allerdings war, wie Sie mir ihn beschrieben, der Hingang Ihrer theueren Luise ein Triumphzug, der so hehr und so mächtig auf die Seelen wirken mußte, die ihm wahrhaft nahe kamen, daß wohl keine sich unter ihnen fand, welche dahinten bleiben wollte,

sondern in allen das Verlangen sich regte, mitzuziehen oder nachzuziehen, heute oder morgen, dahin, wo Die sind, welche herkamen aus großer Trübsal und eingingen zu großer, ewiger Freude. Ich finde es begreiflich, daß Sie, meine liebe Freundin, bei Ihrem Verlangen, mitzuziehen, nicht an das Morgen und Künftighin, sondern nur an „Heute noch" dachten. Das Gewand von Erde: der arme, sieche Leib der nun zu ihrer Ruhe eingegangenen Schwester war von langem Weh und Schmerz der Krankheit zerrissen; ein Kleid aber, dessen Schattenbild jenes weiße war, in welchem man die schwesterliche Jungfrau in den Sarg legte: ein Kleid, gewaschen und hell gemacht in dem Blute des Lammes, des großen Versöhnopfers für die Sünden der Welt, schimmerte schon lange vorher durch die zerrissene Hülle der Sterblichkeit hindurch, ehe man noch das erkaltete Gebein mit dem Todtenhemde angethan hatte. Die Brust, welche sprach, ist nun auf immer für unser Ohr verstummt, die Worte aber, welche die Hinübergegangene in den Entzückungen ihrer schmerzensvollen, so wie schmerzensfreien Stunden zu Ihnen redete, sind dieses nicht. Was Sie mir vorläufig, wie Sie sagen, nur andeutend mittheilten, lautet gleich den Tönen der Harfen und Sänger, welche vor dem Throne der Ewigkeit das neue Lied singen, das der Geist den Erkauften von der Erde in ihren Mund legt. Welcher Mensch, dem für solche Sprache das innere Ohr geöffnet war, konnte solche Worte und zuletzt solche Lieder wie aus der Brust eines sterbenden Schwanes vernehmen, ohne aufgehoben zu werden von den Kräften der Ewigkeit, die in der freudig zuversichtlichen Erwartung, ja in dem sicheren Vorgefühle der nahenden Seligkeit sich regten und bewegten! So wie Ihnen, würde es auch mir ergangen sein, wäre ich als sehender und hö-

render Zeuge bei diesem Heimzuge einer zu ihrer Herrlichkeit eingehenden Seele gewesen.

Die Aerzte, so sagen Sie, hätten von Ihrem unausgesetzten Verbleiben an dem Bette der tödtlich Kranken und der Sterbenden Gefahr der Ansteckung befürchtet, und allerdings sei Ihr Leib, durch Nachtwachen und Herzeleid, zuweilen bis zur Ohnmacht entkräftet gewesen. An Gefahr von außen her glaubten Sie nicht, wohl aber fühlten Sie die verzehrende Gluth einer anderen, inneren Flamme, welche vielleicht sicherer noch, als das von den Aerzten gefürchtete Fieber einer leiblichen Abzehrung, die Bande des Leibes und jenes irdischen Wesens lösen werde, in welchem Ihr sehnend Herz nicht mehr daheim sei. Ihr Brief solle deshalb nur noch ein Abschiedswort an den alten väterlichen Freund aussprechen, zu welchem Sie, wenn er die Zeilen desselben beantworten möchte, das Vertrauen hätten, daß er, nicht wie die Aerzte und wie die zärtlich besorgten Ihrigen von den Hoffnungen und Erwartungen eines längeren Erdenlebens, sondern nur von Dem mit Ihnen reden werde, was Sie allein von ihm zu hören begehrten: von den Hoffnungen eines nahen Endes des Christen und von dem Troste der Ewigkeit.

Ich wiederhole es nochmals: ich finde die Stimmung, in der Sie jetzt sind, nach ihrer ganzen Stärke und Heftigkeit, nicht wie man in Ihrer Umgebung sie nennt, unnatürlich, sondern naturgemäß und wohlbegreiflich.

Ist es doch selbst mir, dem 77jährigen Greise, bei dem Lesen Ihres Briefes so zu Muthe geworden, wie es etwa, nach seinem Maaße dem Vogel sein mag, der zwar an der freien Außenwand des Hauses, nicht aber als ein Freier, sondern als ein Gefangener im Käfig sitzt, wenn er an einem schönen Herbsttage, draußen im Garten und

Felde die frohlockenden Töne der Wandervögel vernimmt, welche in keinem Käfig gehalten, „in Freiheit überall" ziehen, wohin ein übermächtiges Verlangen sie treibt. Der Vogel, in seinem Gefängnisse, hat wohl auch in der vergangenen Zeit des Frühlinges und Sommers den Gesang seiner gefiederten Verwandten gehört, und hat manches ihrer Lieder mit den Tönen seiner Stimme begleitet; aber die Lust des Mitsingens hat ihn in der langgewohnten Zufriedenheit mit seiner zwar beengten, dabei aber mit Futter und anderen Bequemlichkeiten wohlversorgten Hausordnung nicht gestört. Was ist es aber, was dem Zurufe der vorüberziehenden Wandervögel im Herbste seine ganz besondere Macht gibt, wenn der Gefangene so ungewöhnlich laut, aus voller Brust in seine Töne einstimmt und dabei, als wolle er mit Gewalt den Draht des Käfiges durchbrechen, unruhig gegen die Wände seines engen Hauses anstürmt? — Ist nicht auch der Gesang der Vögel ein Wechselgespräch des Sängers mit dem, das er besingt? die lieblichen Lieder des Frühlinges ein Wechselgespräch der fühlenden, thierischen Seele mit der nahe stehenden Welt ihrer Liebe, ihrer Lust, ihrer Furcht? die Töne des Abschiedes aber im Herbste ein Wechselgespräch nicht mit einem Nahen, sondern mit einem weit Entfernten; die Antwort eines Echo's auf die Ansprache einer Stimme, deren erweckende, anregende Kraft das innere Gefühl empfindet, ohne durch den äußeren Sinn zu erfahren, woher der Ruf kommt und wohin er fährt.

Der antwortende Hall eines Echo's kommt von allen Felsenwänden des Thales, kommt von den gesammten Bäumen des Waldrandes zugleich her; der Laut aber, welchen der klopfende, nach seinem Futter suchende Specht im Walde weckt, kommt, bald hier bald dort von einem ver-

einzelten Baume. So geht auch das Lied, welches die gefiederten Sänger im Frühlinge und Sommer anstimmen, aus einem Drange hervor, welcher nicht das sucht und begehrt, was Vieler und Aller, sondern was nur das vereinzelt Seinige ist; das Gefühl aber, das in dem wunderbar freudigen Rufe der Wandervögel laut wird, ist von einem Zuge geweckt, der nicht nach dem Einzelnen und Nahen hinführt, sondern „weit über Berg und Thale, weit über flaches Land" nach einem, von dem Auge ungesehenen Orte, der für Viele und Alle bereitet ist, daß sie daselbst ernährt würden und geborgen vor dem Todeshauche des Winters. Zwischen den Sängern der Liebeslieder im Frühlinge war ein beständiger Kampf und Streit der Einzelnen um das Ihrige; die Schaaren der Wanderer aber, wenn sie im Herbste von der Heimath und von Dem, was darin das Ihrige war, sich geschieden, ziehen einmüthig und friedlich zusammengesellt ihren gemeinsamen Weg in die Höhe dahin.

Wiederholt sich doch selbst an uns, nach unserem höheren Maaße, im Verkehre mit anderen Menschenseelen, etwas diesem Vergleichbares. Auch in unserem Wesen liegt der mächtige Zug nach einem Jenseitigen und Künftigen, das im diesseitigen Leben „kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret hat, das in keines Menschen Herz gekommen ist, welches Gott bereitet hat Denen, die Ihn lieben." Laß die Dichter, laß die Redner mit allem Reize und mit aller Kraft der Worte, die ihnen zu Gebote steht, die Lust und Herrlichkeit des Erdenlebens preisen; laß sie, selbst im Tone des höheren Ernstes von dem Guten, dem Großen, dem Erhabenen reden, dessen Strahlen das Leben unserer Sinnlichkeit erleuchten, wir werden dem Wohllaute solcher Reden mit innigem Vergnügen, ja mit Rührung zuhören,

aber mitten in solcher Rührung bleibt der innerste Lebenstrieb unseres Geistes unbewegt; wir bleiben in Dem befangen, was sterblich und nichtig ist. Das aber, was dem Vogel im Käfig widerfährt, wenn er im Herbste die Töne vernimmt, welche der Trieb des Wanderns nach dem ungesehenen Jenseits seinen geflügelten Verwandten entlockt, das geschieht unserem Geiste, wenn ihn ein Wort berührt, auf welchem die Weihe des Zuges nach der Ewigkeit ruht. Der schlafende Keim, der für das Leben des Jenseits gemacht ist, regt sich und wacht auf. Laß mich, so spricht dann in unserem Innern das Verlangen einer vorhin noch nie gefühlten Liebe, das Wort noch einmal, laß es mich öfters vernehmen. Ja, nur in solchen Worten ist Leben und Geist, die anderen verwehen und sterben dahin mit dem Hauche des Athems, der ihnen den Laut gab.

Ihnen, meine Freundin, ist das innere Ohr schon frühe geweckt worden für das Vernehmen solcher Worte, die den geistigen Wandertrieb anregen nach dem Sein des ewigen Jenseits. Obgleich seitdem mehrere Jahre vergangen sind, erinnere ich mich doch noch einer Unterhaltung mit Ihnen in Ihrem väterlichen Garten. Sie waren zu jener Zeit ein Mägdlein von etwa 12 Jahren, gar bescheiden und still, so daß ich bei meinem damaligen ersten Besuche in Ihrem Elternhause Ihre Stimme nur noch wenig vernommen hatte. Sie standen auf der Anhöhe im Garten, auf welcher mehrere ausländische Bäume angepflanzt sind; unter anderen stand da eine sogenannte Ceder aus Amerika, welche übrigens nicht vom Geschlechte der ächten Ceder des Libanon, sondern von dem des baumartigen Wachholders ist. Ich war der Meinung, daß Sie mit Ihren Eltern die Reise nach Italien im vorhergehenden Jahre gemacht

hätten, von welcher am gestrigen Abende an der Familientafel viel gesprochen und erzählt worden war, und fragte Sie deshalb, ob Ihnen nicht im botanischen Garten zu Pisa die ächte Ceder vom Libanon vor Augen gekommen sei? Sie antworteten mir, wie mir schien, etwas traurig „Nein" und fügten dazu, daß Sie mit Ihrer älteren Schwester zur Pflege der beiden kleinen Brüder zu Hause geblieben seien, während nur die Mutter und der älteste Bruder den kränklichen Vater auf jener, ihm von den Aerzten vorgeschriebenen Reise begleiteten. Ich bedauerte Sie, daß Ihnen die Freude, eines der schönsten Länder von Europa zu sehen, nicht gewährt worden war, beschrieb in einigen Zügen den Hochgenuß, den ich auf meinen mehrmaligen Wanderungen durch einzelne Theile von Italien gefunden. Freilich habe mir eine andere Reise, die ich machte, noch tiefere, mächtigere Eindrücke hinterlassen: das sei die nach dem gelobten Lande, nach Jerusalem, gewesen. Wenn ich jedoch darüber nachdächte, und mich fragte, was den Eindrücken meiner Reise im Nilthale, durch die Wüste nach dem Sinai, dann durch das vormalige Jordansthal nach Palästina ihren so mächtigen Reiz für meine Sinne, wie für mein Gemüth, gegeben habe, dann fände ich, daß die Macht des Eindruckes, den ich dort bekam, nicht von den Bergen, Thälern und Gewässern, die ich mit dem äußeren Auge sah, sondern von einer Welt herkam, die ich in meinem Inneren trug, und welche ich mit mir an den Nil und an den Jordan, auf den Sinai, wie auf den Oelberg brachte. Denn was machte die Stille der Wüste, durch welche ich zog, für mein Gemüth so hehr, so gedankenvoll, was gab in meinen Augen dem Jordan, der an sich selber ein unscheinbarer Fluß ist, ein Ansehen vor allen Flüssen und Strömen, die ich sonst

gesehen, als die Erinnerung an jene Thaten der längst vergangenen Zeiten, die ich nicht mit den fleischlichen Sinnen, sondern nur im Geiste: im Spiegel des Wortes geschaut hatte. Darum mußte ich einer alten, frommen Verwandtin in meiner Heimath, die ich bald nach meiner Zurückkehr von der Reise in das Morgenland besuchte, rechtgeben, als diese, auf mein Befragen, ob sie, nach dem was ich ihr davon erzählte, keine Wanderlust nach dem Morgenlande empfinde, mit „Nein" antwortete. Denn, wie sie zu mir sagte, habe sie dasselbe, was ich bei dem Anblicke des gelobten Landes empfunden, schon oft und wohl in gleicher Stärke in ihrem Gemüthe erfahren, wenn sie in der heiligen Schrift von den Geschichten las, die in jenem Lande sich zugetragen, ja schon ein Lieblingsbuch ihrer Kindheit: Bunyan's Wallfahrt eines Christen, habe sie mit einem Vergnügen erfüllt, das kaum dem Vergnügen nachstehen könne, das ein Pilger nach dem irdischen Jerusalem genießt, wenn er mit seinen leiblichen Füßen auf den Oelberg und in der Gegend der heiligen Stadt herumwandelt.

Als ich diese Worte sprach, da wurde Ihnen auf einmal Ihre von kindlicher Demuth gehaltene Zunge gelöst. Sie schauten mich zutraulich lächelnd an und fragten mich, ob ich das Buch von Bunyan kenne und gelesen habe? Ich bejahte dieses gerne und erwähnte, daß ich schon in meiner Kindheit mich daran erfreut habe.

Mit einer Gesprächigkeit, welche ich von Ihnen, dem schüchternen Kinde, nicht erwartet hätte, erzählten Sie mir, wie Sie früher eine so gar große Lust zum Reisen gehabt hätten, daß Sie bei dem Lesen des Robinson von Campe es bitterlich beklagten, daß Sie nicht als Knabe geboren wären. Denn Ihr Verlangen, recht ferne schöne Länder

und Inseln zu sehen, sei damals so heftig gewesen, daß Sie nicht dafür ständen, ob Sie nicht als Knabe es eben so gemacht hätten wie der junge Robinson und auf einmal mit einem Schiffe, dergleichen so oft in den Hafen Ihrer Vaterstadt kämen, davon gegangen wären. Eben in dieser Zeit sei Ihnen Bunyan's Buch in die Hände gekommen, das in der einfältig treuherzigen Weise seiner veralteten Sprache Ihnen so zu Herzen gegangen wäre, daß Sie nicht mehr nach der Reise auf eine schöne Insel oder in die Palmenwälder und Orangengärten fremder Länder verlangt hätten. Denn was Bunyan beschrieben und erfahren habe, wäre Ihnen schöner vorgekommen und lieber geworden als Alles, was man auf Erden lieblich und schön nenne. Sie hätten das Buch, besonders in der Zeit, in der Ihre lieben Eltern auf der Reise nach Italien waren, öfters gelesen, und so oft Sie es wieder lasen, wäre Ihnen das eindrücklicher geworden, was der liebe Bunyan jedem Christenherzen in der Geschichte seiner Wallfahrt sagen und zu Gemüthe führen wollte.

Wenigstens dem Inhalte, wenn auch nicht seinen schwer nachzusprechenden kindlichen Worten nach, waren das Ihre damaligen vertraulichen Mittheilungen an mich. Ich fasse dieselben hier auf, damit sie uns das bestätigen, was ich vorhin über das Wesen des in Ihnen frühe rege gewordenen geistigen Wandertriebes sagte. Bunyan ist als einer jener laut gewordenen Wandervögel durch seine Zeit und sein Volk gezogen, welche den Trieb nach dem nie gesehenen, seligen Jenseits in besonderer Stärke in sich fühlten. Er selber hatte schon auf Erden die Kräfte des ewigen Lebens in sich empfunden, und nur die, welche dieses erfahren, können in anderen Seelen die gleichen Kräfte anregen und wecken. Das Wort vom Leben bleibt

ein wirkungsloses und todtes, wenn es nicht selbst aus dem Leben kommt; an einem gemalten Feuer wird keine Kerze entzündet; der kleinste Funke aber, der den Samen der Gluth in sich trägt, kann ein ganzes Haus, ja einen großen Wald in Flammen setzen. In Bunyan's Schrift haben Sie die Locktöne nach dem ewigen Jenseits vernommen und das innere, selige Heimweh, das jetzt Sie zu verzehren droht, hat nicht erst am Sterbebette Ihrer theueren Schwester, sondern schon lange vorher seinen Anfang genommen. Bei dem, was ich jetzt weiter über diese Ihrem Gemüthe lieblich dünkende Heimsuchung sagen will, vergessen Sie nicht, daß auch in mir die spießbürgerliche Anhänglichkeit an das Erdenleben, das Ankleben an seine süßen Gewohnheiten, gerade nicht von sonderlicher Stärke sind. In mehr denn einem Sinne halte ich es von ganzem Herzen mit dem gekrönten Prediger, wenn dieser in seiner gewaltigen Rede über die Eitelkeit des Lebens es sagt: „da lobte ich mir die Todten, die schon gestorben waren, mehr denn die Lebendigen, die noch den Odem haben," und ich darf wohl sagen, daß ich schon in früherer Zeit und noch mehr in meinen späteren Jahren den Zug des geistigen Wandertriebes, der Ihr Herz bewegt, vielleicht in eben so großer, wo nicht in noch größerer Stärke empfunden habe, als Sie es thaten. Obgleich deshalb Ihre Lebenstage nur wenig über den vierten Theil der meinigen hinüberreichen und die Liebe Aller, welche Ihnen nahe kamen, mit unlösbar festen Banden Sie am Leben festhalten möchte, würde mich dieses dennoch nicht abhalten, recht von Herzen dem Wunsche Ihres Briefes nachzugeben. Ich würde, Ihnen gegenüber, ungleich lieber, nur von des Erdenlebens Ende und dem ersehnten Zuge nach seinem uns verheißenen Jenseits reden, als von den

Reizen der Gegenwart, wie der nahen Zukunft, welche Ihnen das zeitliche Dasein in seltener Fülle darbietet und verheißt. Aber das Wesen des geistigen Wandertriebes, der schon frühe sich in Ihnen regte und am Sterbebette Ihrer Schwester in solcher Heftigkeit in Ihnen erwachte, trägt Kräfte in sich von zweifacher Natur und von scheinbar sich widersprechenden Eigenschaften. Lassen Sie mich von dieser wunderbaren Doppelnatur jenes geistigen Dranges einige Worte sagen.

Wenn die junge Turteltaube, welcher erst seit Kurzem die Keime des Gefieders aus dem zarten Flaum hervorbrachen, das ihren Leib bedeckte, ihre Alten, die ihr das Futter bringen, zum Neste zurückkehren sieht, da regt sie voll Lust die Flügel, denen zum Aufschwunge noch die Stärke der Federn fehlt, als wollte sie den liebenden Pflegern schon in der Luft entgegenkommen, oder wenn diese wieder hinwegfliegen, sie im gleich schnellen Fluge begleiten. Freilich kehrt die Schwache, von dem Rande des Nestes, bis zu welchem sie den scheidenden Eltern folgte, gar bald wieder zu der Mitte desselben zurück, dessen Ruhe und Wärme sie noch lange zu ihrer Bekräftigung bedarf; und dennoch war ihr Flattern schon ein Fortschritt zum Fluge. Denn man kann wohl sagen: mit jeder lebendigen Regung eines Naturdranges wächst die Kraft, demselben zu folgen und ihn zu befriedigen. Jener Trieb, welcher die erst hervorsprossende Schwinge in ihre scheinbar erfolglose Bewegung setzt, ist nichts Anderes als der Trieb des Wachsthums selber, dessen innere Strömung und Bewegung durch die äußerliche sich bekräftigt und zur Vollendung steigert.

Dasselbe, was dieses sinnliche Abbild zeigt, erfahren wir in unserem Innern, wenn und wo in diesem der gei-

stige Wandertrieb sich regt. Er ist, wie ich vorhin sagte, der Widerhall, ist das Echo einer rufenden Stimme, die aus weiter Ferne, aus dem ewigen Jenseits kommt; er selber eine Kraft des ewigen Lebens, welche das Verlangen, den Zug nach diesem bewirkt. Und bei jeder lebendigen Regung dieses Verlangens wächst in uns die Lebenskraft für ein Sein, das durch die Zeit der Erde und über diese hinaus fortwährt in Ewigkeit. Ja, das innige Sehnen Ihres Herzens, dahin zu ziehen, wo sein Schatz, wo das ist, was seine Liebe sucht, ist ein Mittel der Lebensverlängerung, dem kein anderes gleichkommt, welches die Weisheit der Makrobiotik uns anpreist. Denn was sind die Tage eines Methusalah, der Adam noch mit seinen Augen gesehen und 95 seiner Jahre mit ihm, Jahrhunderte lang mit den anderen Vätern seines Geschlechtes auf Erden zusammengelebt hatte, ja der auf den Gräbern von ihnen allen gestanden war, bis er als der letzte der Aeltesten vor dem Gerichte der Sündfluth zu seiner Ruhe kam; was sind, frage ich, 969 Erdenjahre gegen die Aeonen der endlosen Ewigkeit? Wie aber, wenn in dem Becher des aufwärts gehenden Sehnens, aus dem Sie eben jetzt in so vollen Zügen trinken, ein kräftiges Mittel läge, nicht nur zu einer Lebensverlängerung hoch und frei über die Erdenzeit hinaus, sondern nicht minder tief und fest in diese hinein? Zwar der junge Trieb des immergrünen Epheus, der weit über den unteren Boden, darin er keimte, hinaufwärts, nach dem reinen Himmelsblau sich erhebt, webt gar manche feste Wurzel in das Gestein des Felsens hinein, an dessen Wand er hinanklimmt, gleich als gehöre er nur der Felsenhöhe, nicht mehr der Tiefe an. Wie aber, wenn mit jeder Wurzelschlinge, die er nach oben anknüpft, auch die untere Wurzel tiefer, kräftiger in den Erdengrund eindränge, dem

sein aufwärts gehender Trieb enteilen wollte? Lassen Sie uns dieses Bild mit rechtem Verstande in's Auge fassen.

Das Glas, auch wenn ihm unsere Kunst die herrlichste grüne Färbung gab, ist deshalb noch kein Smaragd, sondern bleibt ein Glas, dem das Feuer des Glanzes und die ausdauernde Festigkeit des Edelsteines fehlt. So gibt es auch in der krankhaften Menschennatur ein Begehren, hinwegzukommen aus dem Erdenleben, welches keineswegs ein Verlangen nach dem seligen Jenseits ist, ein Sehnen, in welchem keine Kraft des ewigen Lebens sich regt. Es ist dieses der unächte Wandertrieb der Seele, welcher eigentlich nicht nach dem, was oben, sondern nur nach dem, was unten ist, hingeht. Er kann aus jener Traurigkeit hervorgehen, welche, weil sie von fleischlicher Art ist, den Tod wirkt; aus einer Uebersättigung mit den gemißbrauchten Genüssen des Erdenlebens bis zum Eckel und Ueberdruß; aus kleinmüthiger Sorge oder Furcht vor einem scheinbar unabwendbaren, drohenden Uebel. Wir wollen nicht bei all' den Arten des unächten krankhaften Wandertriebes verweilen, der, wenn er zu einem höheren Grade der Heftigkeit sich steigert, die Hand des Selbstmörders zu seiner Gräuelthat bewegt. Es sind aber andere Stufen vorhanden, auf denen das Betrübtsein bis zum Tode, auch wenn es aus dem tiefsten Gefühle des Elendes und Leides der Erde kam, zu einem Aufschwunge nach dem Leben der Ewigkeit sich erheben kann. Dem Dulder im Lande Uz, Hiob, dessen Jammer schwerer wog, denn alle die Lasten, mit denen der Mensch seine abmessende Wage beschwert (C. 6 V. 2), leuchtete mitten in das nächtliche Dunkel seiner Trübsal hinein ein Strahl des Trostes, voll Kraft des ewigen Lebens: er wußte, daß ihm ein Erlöser lebe, ein

Erwecker aus des Grabes Nacht, ein Führer zum Anschauen Gottes. Ueberhaupt aber, so kann man sagen, ist es ein sicheres Zeichen, daß in unserem Sehnen nach dem Leben des Jenseits Kräfte des ewigen Lebens liegen, wenn dasselbe nicht nur in wohlthuender Weise unser Gefühl ergreift, sondern wenn es in uns Früchte der Besserung hervorruft und zu ihrer Reife für die Ewigkeit sie zeitigt. Trägt doch jeder ächte, lebendige Gedanke an die Ewigkeit den Samen solcher Früchte in sich; er erhebt uns aus dem Staube der Sinnlichkeit, der unsere Augen trübt, zu einer freien Höhe, die über dem Staube steht und die uns den Blick über unser inneres wie äußeres Leben gewährt; über die Wege, darauf wir in der Irre gingen sowie auf den rechten und geraden, der zum Ziele der Wallfahrt führt. Dort auf der Höhe, im Nahesein Dessen, welcher selber das Licht und das Leben der Ewigkeit ist, fließt der Quell des lebendigen Wassers, durch welches der Erdenpilgrim zum Fortschreiten auf dem geraden Wege sich bekräftigt, und wer dieses nur einmal recht gekostet und seine Kraft an sich selber erfahren hat, der kehrt gern täglich, ja stündlich zu der Höhe des Naheseins der Ewigkeit und Dessen zurück, der ohne Wechsel von Tag und Nacht die Höhe beleuchtet.

Das Werk der Besserung, zu welchem die Gedanken der Ewigkeit und das Verlangen nach ihrem Leben uns aufrufen und bekräftigen, ist ein inneres und zugleich mit diesem ein äußeres. Wer in Kraft des Lichtes und des lebendigen Wassers, die er auf der Höhe genossen, in deren Einsamkeit und Stille er gern eingeht, das schwere und dennoch selige Werk der Besserung des eigenen Selbst ohne Aufhören betreibt, der kann dem Drange nicht widerstehen, auch in anderen Seelen dasselbe beseligende Werk zu be-

ginnen und zu fördern; sein Leben wird für ihn, wie durch ihn für seine ganze Umgebung, zu einem unablässigen Fortschreiten in der Besserung.

Es begegnet mir da eine liebliche Erinnerung aus einem der vergangenen Jahre, an der ich nicht gern stillschweigend vorübergehen möchte, sondern die ich hier bei'm Schreiben meines Briefes eine kleine Strecke des Weges, als anmuthige, muntere Begleiterin, mit mir nehme. Ich führe Ihnen meine Gefährtin als eine wohlbekannte vor Augen. Als ich vor drei Jahren als besuchender Gast in das Haus Ihrer Eltern kam und Sie, so wie Ihre Schwester nicht im Wohnzimmer fand, vergeblich auch länger als eine Stunde auf Ihre, sonst immer zum eiligen Herbeikommen bereite Erscheinung gewartet hatte, da fragte ich Ihre Mutter, wo die Töchter wären? Ob nicht vielleicht Ihre Schwester und Sie Theil genommen hätten an der glänzenden Landparthie, von welcher ich bei einem Verwandten und Geschäftsfreunde Ihres Hauses, bei dem ich am Vormittag gewesen, gehört, und die Zurüstungen dazu gesehen hatte? — „Keinesweges", so antwortete mir Ihre Mutter, „zu solchem Vergnügen lassen sich meine beiden Mädchen, namentlich an solchen Tagen, wie der heutige, keine Zeit; sie sind, wo sich nur eine gelegene Stunde dazu findet, zu eifrig in ihrem neuen Geschäfte." — „Und was ist das für ein neues Geschäft?" fragte ich weiter. — „Sie sind mir", sprach die Mutter, „beide seit einiger Zeit Schulmeisterinnen geworden, welche, wenn auch nicht an Geschick und Bildung zu dem Amte, doch an ernstlich gutem Willen und an Fleiß den besten Schulmeistern in der Stadt und ihrer Umgegend es gleich thun. Unter den von auswärts hergekommenenen Arbeitern in unserer so wie in anderen Fabriken sind nämlich viele arme Leute, die ihre

Kinder, so bald es nur geht, mit sich zur Arbeit nehmen, und aus Dumpfheit oder Dürftigkeit nicht daran denken, sie in eine Schule zu schicken oder sie zur Kirche anzuhalten. Die Kleinsten unter diesen armen versäumten Kindern, welche von den Eltern noch nicht benutzt werden können zum Broderwerbe, hat unsere jüngere Tochter Sophie, welche überhaupt zuerst auf den Einfall kam, solche Schulmeisterei anzufangen, so sorgsam, wie eine Henne ihre Küchlein, unter ihre Pflege genommen. Sie hat diese auf allerhand Weise an sich gelockt, ihren Hunger gestillt, mit ihnen gespielt, ihnen Bilder gezeigt und erzählt, nach ihren Kräften sie beschäftigt und an Ordnung und Fleiß gewöhnt. Es war im vorigen Winter, wo sie dieses Geschäft anfing. Den Kleinen that schon die Wärme wohl, die sie unten in einer großen, geheizten, nur zum Theil für die Bedürfnisse der Fabrik benutzten Stube fanden. Als aber nun zu der wohlthuenden Wärme auch die anderen leiblichen Erquickungen kamen, deren mäßigen Aufwand Sophie aus ihrem zusammengesparten und seitdem wohl reichlicher ihr zukommenden Taschengelde bestritt, oder aus den frischen, so wie getrockneten Vorräthen unseres Gartenertrages nahm, und zu all' dieser leiblichen Pflege auch die gute, den armen Kleinen noch ganz neue Unterhaltung, da brachten die Kinder selber oder ihre Mütter gar bald so viele andere kleine Theilnehmer und Theilnehmerinnen an ihren Freuden herbei, daß der Zudrang derselben allmählig ein ziemlich großer geworden ist. Denn nicht nur die Kinder der armen Eltern von auswärts her, welche in unserer Fabrik, sondern auch derer, die in anderen Fabriken der Stadt arbeiten, haben Aufnahme unter die Schaar gefunden, die sich um Sophien versammelt. Diese aber ist aus einer bloßen sorgfältigen Pflegerin zu

einer Lehrerin geworden, und in dieser herzlich gut gemeinten Bemühung ist sie von ihrer älteren Schwester Luise, so viel dieser ihre Kränklichkeit es erlaubte, recht traulich unterstützt worden. Luise hält mit den größeren Mädchen ihre Schule; Sophie mit den kleineren und kleinsten, unter denen auch etliche Knäblein, im Schutze ihrer Schwestern, Zutritt gefunden haben. Heute, wo der Geburtstag ihres Fabrikherrn auch dadurch gefeiert wird, daß man den Arbeitern einen festlich freien Nachmittag gewährt, an welchem sie, außer ihrem gewöhnlichen Taglohn auch noch Bewirthung empfangen, sind selbst die älteren Mädchen um Luise, die jüngeren um Sophien versammelt, und ich habe mich kurz vorher, ehe Sie kamen, durch einen Besuch in unserer Winkelschule selbst davon überzeugt, daß die Bemühung meiner Töchter nicht ohne Segen und guten Erfolg geblieben ist. Die größeren Mädchen, die vorher, eben so wie die kleineren, in einer fast thierischen Unwissenheit dahin lebten, haben zum großen Theil nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen gelernt und sind zu vielerlei weiblichen Arbeiten geschickt geworden, sondern sie haben vor Allem in jener Erkenntniß einen guten Grund gelegt, welche allein das Herz bessert: in der Erkenntniß ihres Heiles in Christo. Die Kleineren aber, außer mancherlei gewöhnlichen Anfängen im Lernen und in Handgeschicklichkeiten, sind durch Sophiens Gabe, in lebendiger und anziehender Weise zu erzählen und zu beschreiben, so in die Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte hineingeführt worden, daß ihnen darin nur wenig Kinder ihres Alters, auch aus solchen Familien, darin in der Erziehung nichts versäumt wird, gleichkommen mögen."

Ich äußerte jetzt meinen Wunsch, daß man mir als einem alten, gewesenen Schulmeister einen Besuch bei den

jungen Lehrerinnen und ihren Schulkindern gestatten möge, und Ihre liebe Mutter war sogleich bereit, mich hinunter zu führen zu Ihnen. Sie öffnete leise die Thüre. Ihre Schwester Luise und die größeren Mädchen, welche um sie her saßen, bemerkten uns; die Mutter aber winkte ihnen, zu schweigen, und wir konnten uns unbemerkt dem Tische nahen, an welchem Sie, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, saßen. Sie waren so ganz in der Erzählung der lieblichen Geschichte von Joseph und seinen Brüdern in Aegypten vertieft, die Kleinen um sie her, einige mit Thränen der Rührung in den Augen, hingen so eifrig zuhörend, unverwandten Blickes an Ihren Lippen, daß wir lange unbemerkt mit zuhören konnten. Endlich wurden wir bemerkt; Sie sahen sich, mit kindlich verlegenem Erröthen, von einem fremden Gaste, den sie nicht erwartet hatten, überrascht, auf dem Wege einer guten That.

Der Gast aber ist an diesem Tage, mehr denn jemals früher, Ihnen kein Fremder geblieben, sondern, wie Sie mich in Ihren späteren Briefen nennen, ein väterlicher Freund geworden, gegen den Sie, in mancher zutraulichen Frage Ihr Herz aufthaten und der diese Fragen gern beantwortete, weil sie etwas Höheres betrafen, als das, was im Laufe der Welt als Hoch geachtet wird.

Mir ist, wie Sie eben sehen, der Besuch in Ihrer Schule in recht lebendiger Erinnerung geblieben, und von Ihnen wird wohl auch das noch unvergessen geblieben sein, was ich mit Ihnen sprach, als Sie, nachdem Sie Ihr kleines Volk entlassen hatten, zu uns in den Garten kamen. Ich erzählte Ihnen von einem Manne, der den Unterricht der Kinder, oder „das Informiren" nach einem so großartigen Maßstabe betrieben hat, als kaum ein Anderer, von welchem ich Kunde habe. Dieser Mann war der alte, Ihnen

auch aus meinen Schriften bekannte, originelle Pfarrer Flattich in Würtemberg. Denn seine Wirksamkeit als Informator war nicht etwa nur auf die Kinder eines Edelhofes oder auf die unterrichtsbedürftige Jugend eines Dorfes, einer einzelnen Stadt und ihr Gebiet beschränkt, sondern war eine so weit ausgedehnte, daß man ihn mit Recht zu seiner Zeit einen Informator von ganz Würtemberg nennen konnte, dessen Schulstube im Pfarrhause auch wohl manchen Zuspruch aus weiter Ferne und anderen Ländern erhielt. Das, was den großen, wohlverdienten Ruf dieser Schulstube und des Mannes, der darin informirte, begründete, war nicht nur das bewundernswürdige Verfahren, mittelst dessen er den Knaben ihr Latein, ihr Griechisch und andere Schulkenntnisse in größter Leichtigkeit und, wenn nur einige Empfänglichkeit dafür in den Burschen war, in möglichst kürzester Zeit beibrachte, sondern eine andere, höhere Gabe, die nicht jeder Schulmann hat. Flattich ging bei seiner geistigen Aussaat des Unterrichtes nicht so zum Werke, wie ein Pächter, der seinen Samen in den Acker wirft und im günstigsten Falle auch mit Dünger bestreut, ohne auf gründliche Umarbeitung und Verbesserung des schlechten, von Steinen und ganzen Felsenstücken verkümmerten Bodens auszugehen, sondern er dachte vor Allem auf die rechte Urbarmachung und auf die Reinigung des Bodens von Allem, was den guten Ertrag der Aussaat hemmen und verderben kann. Er war ein gewissenhafter, genauer Corrector oder Verbesserer nicht nur der handschriftlichen Arbeiten und Aufsätze, die er seinen Schulknaben machen ließ, sondern ein Verbesserer ihrer Sitten, so wie ihrer Sinnes- und Gemüthsart. Hierin handelte er also nicht wie ein Miethling, der den Acker auf einige Zeit von dem eigentlichen Herrn desselben gepachtet oder gemiethet

hat, sondern als ein treuer Knecht in seines Herrn Hause. Und durch dieses Glück und Geschick zum Geschäfte eines Correctors nicht nur der Schreibereien und Gedächtnißübungen seiner Zöglinge, sondern ihres ganzen äußeren und inneren Lebens für Zeit und Ewigkeit, hat er sich vor Allem das Wohlgefallen Dessen erworben, der ihm zu all' seinem Thun Kraft und Gedeihen gab, und zugleich auch ein gar seltenes Vertrauen unter dem Volke seines Landes und seiner Zeit. Denn gar oft brachte man ihm solche Buben in seine geistige und leibliche Zucht und Pflege, an deren widerspenstigem Naturell weder die Eltern noch die Lehrer etwas ausrichten konnten, weil sie, wie jener Amtmann, der seinen Sohn zu dem Pfarrer in die Schule brachte, ganz desperate Menschen waren*). Und man weiß es noch jetzt, wie oft und wie weit Flattich an solchen Seelen das Werk der Besserung durch Liebe, Geduld und Glauben zu einem erwünschten Ziele geführt hat.

In solcher Weise sprach ich damals auf Veranlassung Dessen, was ich von Ihrem und Ihrer geliebten Schwester Luise Informationsgeschäfte gesehen und erfahren hatte, von dem alten Informator von Würtemberg, dem Jeremias Flattich. Aber ich erzählte Ihnen auch noch zum Schlusse, wie und wodurch der seltene Mann zu seinem Berufe als Informator geführt worden und gekommen sei. Er erzählte das in den Bemerkungen über die Geschichte seines Lebens ungefähr in folgender Weise. Als er noch Student in Tübingen war, da gab es einmal eine Nachtmusik, bei der unter Anderem eine Arie oder Motette

---

*) Die kleine Geschichte ist erzählt in meinen Mittheilungen aus dem Reiche unter der Aufschrift: „Die Desperationscur" (neue Aufl. S. 167).

abgesungen wurde, zu welcher der damals berühmte Kanzler Bielfinger den Text gedichtet hatte. Die Veranlassung zu der Nachtmusik war die Geburtstagsfeier des regierenden Herzogs Karl Alexander, dessen in Kriegsthaten mächtiger Arm und Feldherrntalent manches feindliche Heer besiegt hatte, während sein Herz zu schwach war, um den Angriffen solcher Feinde zu widerstehen, die ihm zur nächsten Hand saßen. Ein solcher Feind war das gewaltthätige Selbstvertrauen, in welchem er von den Ständen und dem Volke seines Landes denselben blinden Gehorsam verlangte, den der Soldat dem Kommandoworte seines Befehlshabers leisten muß; ein anderer war die Begierde, sich unabhängig von der Bewilligung der Stände, Geld, so viel er nur wolle, zu verschaffen. Zu diesem zweiten der inneren Feinde gesellte sich bald hilfreich ein dritter, äußerlicher: der verschmitzte Jude Süß Oppenheimer, der das Vertrauen des Herzogs durch seine wohlberechneten Rathschläge so gewann und umstrickte, daß ihn derselbe zu seinem Finanzminister und allvermögenden Günstling erhob. Unter solch' heilloser Verwaltung wurde das Land ausgesogen, die heiligsten Rechte des Volkes mit Füßen getreten und die Gesinnung desselben im Innersten verbittert. Mitten in seinen eigenwilligen Verirrungen und Unthaten kamen dem Herzog dennoch solche, freilich bald vorübergehende Stunden, in denen er die Schlechtigkeit seines Rathgebers und all' der Helfershelfer erkannte, womit der allgewaltige Günstling seinen Fürsten umgeben hatte; Stunden, in denen der gute Wille in diesem erwachte, es besser zu machen als bisher. Auf die Regungen einer dieser guten Stunden schien der Inhalt der Motette sich zu beziehen, darin gesagt war: der Herzog solle leben von nun an, so lange er am Werke der Verbesserung festhielte.

Die feierliche Tonweise und der Inhalt des Gesanges gingen dem Studenten Flattich tief zu Herzen, und er mag wohl unter denen gewesen sein, welche Gott ernstlich für die Lebensverlängerung des Herzogs anriefen, damit er zum Werke der Verbesserung Raum fände. Als aber die Hoffnung auf's Besserwerden der Dinge gar bald wieder sich vergeblich zeigte und der Herzog durch einen plötzlichen Tod am Schlagflusse (1737 am 12. März) dahin genommen ward, dachte der Jüngling der Sache noch tiefer nach und erkannte, daß im Werke der Verbesserung ein recht kräftiges Mittel zur Verlängerung des Lebens aus der Zeit in die Ewigkeit liege. „Denn das Leben ist dem Menschen zur Besserung gegeben," zunächst seiner eigenen und zugleich auch anderer Seelen. Wer kann es dem von Herzen fröhlichen und zugleich frommen Jünglinge verdenken, wenn er gerne leben und nicht sterben wollte. „Darum," so erzählt er von sich selber, „fing ich damals das Informiren an." Ich habe schon oben gesagt, in welcher Weise und zu welchem Zwecke er dieses Geschäft betrieb. Auf einen äußeren Erwerb zum Unterhalte des Lebens hat er es dabei nicht abgesehen, denn er hat mit vieler Mühe und Sorge und im saueren Schweiße seines Angesichtes sein mäßiges Stücklein Brod und in seinen alten Tagen seinen Reismus gegessen, ohne jemals nach den Mitteln zu anderen Labungen und Vergnügungen des Sinnenlebens zu trachten. Seine Lebensweise war und blieb bis an sein Ende die eines Armen, darum hielt er sich auch als Informator am meisten zu den armen Kindern, die, wie Er, kein Geld, wohl aber den guten Willen oder die Empfänglichkeit mit sich brachten für das Werk der Besserung durch Liebe, Geduld und Glauben.

Nun, der Mann hat bekanntlich gar viele Jahre, bis

in's hohe Alter hinein, mit Ehren sein graues Haar getragen, und er ist in all' seinen Mühen, bei Tag wie bei Nacht, immerfort eines gar freudigen Sinnes geblieben; er hatte das Mittel zur ächten und rechten Verlängerung des Lebens gefunden und dieses gute Hausmittel unablässig, mit großer Treue gebraucht.

Was ich Ihnen hier, meine verehrte Freundin, anempfehlen möchte, ist keinesweges, oder wenigstens gar nicht zunächst ein Mittel der Lebensverlängerung, im Sinne der Makrobiotik des trefflichen, ehrenwerthen Dr. Christoph Wilhelm Hufeland, sondern, wie ich schon sagte, es ist bei seinem Gebrauche auf eine weitere Lebensverlängerung als auf die von achtzig, neunzig oder auch hundert Erdenjahren abgesehen. Ihre nun selig vollendete Schwester Luise hatte das Mittel erkannt und dasselbe treulich und täglich gebraucht und es hat seine Kraft an ihrem Leben in die Ewigkeit hinein bewährt. Die Bäche und Ströme des Lebens, welche, nicht in niederem Boden entsprungen, in Sümpfen sich verlieren, sondern, von der Höhe ausgehend, ihren Lauf kräftig nach dem Meere des ewigen Lebens hin nehmen, werden von dem Herrn des Landes, einige in der geraden Linie eines fest eingeschlossenen Bettes schnell zu ihrer Ausmündung geführt, andere läßt er zum Nutzen und Segen des Landes in einem nicht so fest umschlossenen Bette zwischen den Feldern und Auen, denen sie Fruchtbarkeit und Gedeihen bringen, ihren längeren, oft gekrümmten Lauf von der Höhe zu der Tiefe des unversiegbaren Oceans machen. Wenn aber nur der Zufluß von der Höhe her ungehemmt und ununterbrochen derselbe bleibt, dann kommt jeder Fluß, auch wenn sein Weg durch viele Krümmungen und Windungen geht, zu dem rechten bleibenden Ruhepunkte des endlosen Gewässers. Denn

dem Quellenlande der Höhen mangelt es niemals an dem Zuflusse von Thau des Himmels und von Regengewölk und die Absenkung von dem Gebirge nach dem Thale, je bedeutender sie ist, desto mehr gibt und erhält der Fluß seine Kraft zum munteren Strömen, während der Verlauf eines anderen, der nicht aus solcher Höhe kam, ein langsames Dahinschleichen ist, das gar leicht zum Stillestehen auf seinem Wege kommen kann.

Die Höhen, welche ich da meine, sind die Gedanken der Ewigkeit und das unverwandte, unaufhörliche Verbleiben in der seligen Gemeinschaft eines Verlangens nach ihr. Der geistige Wandertrieb, von welchem ich vorhin sprach, je mächtiger sein Zug dem Sein der Erde uns entreißen will, soll durch die Kraft Dessen, der ihn erweckte, in unserem Geiste eine Lust am Leben entzünden, welche uns selbst zum Erdenleben eine vorhin nie gefühlte Freudigkeit und Ausdauer gibt. Denn wie der Himmel mit seiner Sonne und allen leuchtenden Gestirnen ohne Aufhören über uns steht, auch wenn er für unseren Blick verhüllt ist, so ist die Welt des Zeitlichen und Vergänglichen ohne Aufhören von der des Ewigen umschlungen und durchdrungen. Und dieses Nahesein bringt mit dem Gedanken zugleich Freuden, Frieden und Ruhe der Ewigkeit. Wir sind dann schon hienieden von dem aufdämmernden Morgenlichte des niemals endigenden Tages umleuchtet, nach dessen Vollgenuß der Wandertrieb des Geistes uns so kräftig hinzieht. Und die Morgendämmerung wird immer heller, bis uns, wenn ihre Stunde kommt, die Sonne aufgeht, deren Strahl alles Erdendunkel vertreibt.

Wohlan! Ihre theure Schwester war ein solcher lebenskräftiger Strom, der von der Höhe kam, welche ohne Aufhören vom thauenden Gewölke des Himmels getränkt wird.

Aber wie ein Wasserfall, der vom Felsen unmittelbar herabstürzt in den aufwallenden See, hat sie ihren Lauf in Eile vollendet. Und welches dafür geöffnete Auge sollte von der Herrlichkeit eines solchen Wasserfalles nicht entzückt werden, dessen krystallhelle Tropfen der aufgehende Sonnenstrahl mit Farben des Regenbogens verklärt. Wenn aber unser Lauf, nicht so schnell abstürzend nach dem Spiegel des Sees, durch manche schattige Kluft und Waldung, manche Felder und Wiesen geht, bis wir nach längerer Zeit ihn vollenden, so soll uns das nicht kümmern. Ist es doch derselbe geistige Wandertrieb nach der Ewigkeit, der so wie dem Wasserfalle auch unserem Bächlein oder unserem Flusse seine Strömung gibt und sie in freudigem Gange erhält. Denn es ist dieselbe mächtige, ausdauernde Lebenskraft, welche den Wipfel und die Zweige der mehrhundertjährigen Platane zum Wachsthum vom Boden hinaufwärts nach dem Himmel und seine Wurzeln immer weiter, immer tiefer hinabtrieb in den irdischen Grund und Boden, auf welchen er vor den Augen eines jüngeren Geschlechtes als Denksäule dasteht an viele der all- und längstvergangenen Geschlechter und Zeiten.

Zweiter Brief.

Wechsel von Licht und Schatten an Kranken- und Sterbebetten.

Obgleich Sie, meine verehrte Freundin, den Brief, den ich als Antwort auf den meinigen empfing, nur einen Vorläufer mehrerer ihn ergänzenden Nachfolger bezeichnen, will ich ihn doch hier in meinem stillen Landleben nicht so, wie Sie mir zumuthen, mit Stillschweigen übergehen, sondern dankbar erwidern.

Allerdings ist es so, wie Sie in diesem Briefe es andeuten, und ich selber habe es in meinem Leben oft erfahren, daß die Bewegungen unserer Gedanken und Gefühle, die doch als etwas selbstständig Inneres ihren ganz besonderen unabhängigen Gang neben den äußeren Erzeugnissen hergehen müßten, mit diesen Aeußerlichkeiten, als hätten sie gegenseitig sich verabredet, so zusammentreffen, daß eines das andere ergänzt und erläutert. Ist es doch zuweilen gerade so, als hätten wir, wie im alten Mährchen, ein „Tischlein decke dich" bei uns, das den verborgenen Gedanken oder Wunsch des Herzens alsbald zur sichtbaren Erscheinung und Gewährung werden ließe. Ich will hier nicht der Erscheinungen aus einem höheren Gebiete des inneren Lebens, der unverkennbar sichtlichen und wörtlichen Erhörungen eines kindlich gläubigen Gebetes, sondern nur solcher Erscheinungen gedenken, welche

mehr in den Bereich des alltäglichen Lebens fallen. So war ich etwa eben mit dem Gedanken an eine wissenschaftliche Arbeit beschäftigt, zu welcher mir manche Hülfsmittel und thatsächliche Stützpunkte fehlen; ich sinne recht lebhaft und verlangend darüber nach, woher ich wohl das mir fehlende Material erhalten könne, und auf einmal, gerade zu rechter Zeit und Stunde, erhalte ich ungesucht, und ohne mein Zuthun, zuweilen von Seiten her, von denen ich es gar nicht erwarten konnte, das, was mir so erwünscht war. Oder ich dachte lebhaft an einen lieben Freund, dem ich etwas ihm Angenehmes mitzutheilen hatte, und der Freund, der viele Meilen von mir wohnte, und, wie ich meinte, so eben durch Amtsgeschäfte fest gebunden war, trat unvermuthet zu mir herein. Auch ist es mir, so wie gewiß auch vielen Anderen, öfters geschehen, daß an einem und demselben Tage mehrere Begegnisse und Botschaften von außenher mich trafen, welche, ganz unabhängig das Eine von dem Anderen, dennoch von gleicher Tonart, einen vollkommenen Akkord mit einander bildeten. Unangenehme und Traurige, oder auch Erfreuliche und Erwünschte traten zu gleicher Zeit oder nahe hinter einander ein, und riefen aus der Stimmung des Gemüthes eine Melodie hervor, welcher der erkennende Geist den anpassenden Text hinzufügte.

Tritt uns hier nicht, in einem ungleich größeren, allgemeineren Kreise, welcher die Innen- wie die Außenwelt unseres Lebens zugleich umfaßt, dasselbe entgegen, was uns täglich und stündlich bei der unwillkürlichen Zusammengesellung unserer Gedankenbilder und Erinnerungen (bei der sogenannten Ideenassociation) widerfährt? Der Anblick und die Nachbarschaft einer alten Linde, in deren Schatten wir ferne am Rhein ein Glas des dort gedeihen-

den Weines tranken, ruft in unserer Erinnerung das Bild einer schattigen Linde hervor, unter der wir vor vielen Jahren, in einem Lande, da kein Wein wächst, keiner für uns bezahlbar war, unser Stück Brod mit dem Getränke der Milch in eben so fröhlichem Muthe genossen, als jetzt den Wein. Und zu dem Bilde der Erinnerung an die Linde gesellen sich die an eine Stadt der Linden, darin wir einst gelebt und Manches erfahren, was mit der Tonart der heutigen, fröhlichen Stimmung harmonirte. Oder der Anblick und Eindruck eines Regentages auf all' unser Sinnen ruft in uns die Bilder der Erinnerungen an viele andere Regentage und all' ihre Widerwärtigkeiten hervor; der Bericht über den Unglücksfall, welcher einen Freund oder Bekannten betroffen, erneuert in uns das Andenken an eine ganze Reihe ähnlicher Schicksale, die uns oder Andere betrafen.

Das, was in all' diesen Fällen die verwandten Gedankenbilder und Erinnerungen zu harmonischem Einklange zusammenführt, ist der in uns lebende, waltende Geist. Und sollte uns nicht Das, was ich vorhin über das Zusammentreffen und sich Begegnen der verwandten Ereignisse unseres Lebens sagte, ein Zeugniß sein können für das Walten und Wirken eines Geistes, der alle Dinge schaffet und zusammenhält mit Seinem allmächtigen Worte, und welcher eben so, wie Er Alles, was lebt, sättiget mit Wohlgefallen, auch unserem Wesen von außenher Das zuführt, was der Erhaltung und Entwickelung des inneren Lebens förderlich sein mag? Doch wir bedürfen eines solchen Zeugnisses nicht, das vielleicht dem Kreise der Erfahrungen Vieler nicht nahe liegt, für das Dasein eines solchen allbedenkenden, das Sichtbare wie das Unsichtbare, das Aeußere wie das Innere durchwirkenden Gei-

stes, und ich begleite Sie gern zu den weiteren Berichten und Mittheilungen Ihres Briefes, deren voranstehende, kurze Einleitung mich hier zu einer längeren meines eigenen Briefes geführt hat.

Sie hätten, so schreiben Sie mir, so eben die Wahrheit selber erfahren, daß die lebendigen Gedanken an Gott und Ewigkeit nicht nur den inneren Menschen erwecken und bekräftigen für das Leben der Ewigkeit, sondern auch den äußeren, leiblichen für das Leben der Erde und der Zeit. Wie ja schon früher in Ihrer Familie die Trauerfälle in naher Aufeinanderfolge eingetreten seien, so hätte auch diesmal, bald nach dem Tode Ihrer Schwester Luise, die nahe Erwartung eines ähnlichen Leides Sie und Ihr ganzes Haus niedergebeugt und tief betrübt. Denn Ihre gute Tante, die Seele des Haushaltes, das fromme Vorbild eines durch Thaten der Liebe lebendigen Glaubens, sei plötzlich erkrankt, in so gefahrdrohender Weise, daß die Aerzte die Hoffnung ihres Lebens aufgaben. Zum Tode matt, öfters in einen Schlummer der Betäubung versenkt, in welchem das Einschlummern zur Grabesruhe sich anzuzukündigen schien, sei sie auf ihrem Bette gelegen, als man ihr, nach ihrem und der Ihrigen Begehren, in dem hehren Sakramente des Altares, den Trost der Ewigkeit gebracht habe. Sie habe sich erhoben aus ihrem Schlummer zu den Worten des Bekenntnisses ihrer Sünden und der herzlichen Buße; habe die Worte der verheißenen Begnadigung des reuigen Sünders, welche der Priester sprach, mit inniger Andacht gehört und dann die Speise und den Trank des ewigen Lebens genossen. Und wie ein Wunder vor Ihren und aller Anderer Augen sei es erschienen, als aus der scheinbar Sterbenden nicht nur eine Neubelebte, sondern aus der hoffnungslos Erkrankten eine

seitdem unverkennbar in raschem Fortschreiten Wiedergenesende wurde. Und gerade an dem Tage, an welchem Sie die belebende und Leben erhaltende Kraft der Gedanken der Ewigkeit an einem Ihnen so nahe liegenden Beispiele erfuhren, sei, so schreiben Sie, mein Brief gekommen, der das in Worten aussprach, was jetzt durch die That als Wahrheit sich bezeugte.

Ich kann es hier nicht unterlassen, Sie an ein übereilendes Versehen zu mahnen, darein Sie, wenigstens nach dem Wortlaute Ihres Briefes, gefallen sind. Es ist Ihnen etwas Aehnliches begegnet, als einem guten Kinde, das, am Bette der kranken Mutter stehend, jede ihrer Bewegungen mit sorgsamer Liebe betrachtet, wenn dasselbe die auffallend bekräftigende, wohlthuende Wirkung einer Arznei, welche die Kranke nahm, dem silbernen Löffel zuschreibt, nicht der heilsamen Arznei selber, die in demselben zum Munde geführt wurde. Was soll uns das Wort: „Gedanken der Ewigkeit" heißen? — Wodurch könnten diese in uns lebendig und wirksam werden, als durch die Kräfte des ewigen Lebens, welche in Dem liegen und aus Dem kommen, der das Leben selber ist? Wir dürfen ja reden und zeugen von Dem, das wir wissen. Es sind nicht „Gedanken der Ewigkeit" und Gefühle seiner seligen Nähe, welche unser Geist, unser Herz bei dem Genusse des heiligen Abendmahles anregen, wie der Wind, der über ein blühendes Saatfeld dahinstreicht, sondern es widerfährt uns da etwas unendlich tiefer Gehendes und Bleibendes. Mit dem heiligen Geheimnisse des Altares und durch dasselbe beginnt eine andere, neue, höhere Schöpfung der Menschennatur, als die aus der rothen Erde war, deren beseelterem, zu Fleisch und Blut gewordenem leiblichen Gebilde der Schöpfer den Geist einhauchte, der zum Anschauen

des Lichtes und für das Erkennen desselben gemacht, suchend und findend oder verlierend, durch das Dunkel des Erdenlebens seinen Lauf führt. Ein Fleisch und ein Blut, welche nicht von der Art des Geschaffenen, sondern selber von göttlich schaffendem Ursprunge und Wesen sind, beseelt von Kräften der Ewigkeit, treten als Keim einer unsterblichen Leiblichkeit in unser irdisch vergängliches Fleisch und Blut hinein; ein Geist, welcher nicht nach seinem reinen und reinigenden Urquell sucht, verlangend, daß er ihn finde, sondern welcher dieser heilkräftige Urquell selber ist, athmet mit unaussprechlichem Laut der Wonne und des Wehes in uns auf. Es sind Athemzüge einer reinen Lebensluft des ewigen Jenseits, von ganz anderer, unser ganzes Wesen durchdringender Kraft als der Windhauch, der kühlend und erquickend von der Höhe der Alpen herkommt.

Diese Kraft des Lebens, welche Leib, Seele und Geist zugleich erfaßt und durchdringt, weil sie selber als Leib, Seele und Geist sich uns naht und in uns sich versenkt, ist es auch gewesen, welche, wie in sehr vielen, offenkundigen, von der Erfahrung bezeugten Fällen, Ihrer guten Tante den Genuß des Abendmahles zu einem heilkräftigen Mittel selbst der leiblichen Wiedergenesung und Lebensverlängerung werden ließ. Dennoch mag dabei das als wahr bestehen, was ich in meinem vorigen Briefe und was, meine Worte wiederholend, Sie in Ihrer Antwort darauf von der Leben gebenden und Leben erhaltenden Kraft der „Gedanken der Ewigkeit“ sagten. Ich will darüber noch einige Worte hinzufügen.

Wer es erfahren, der weiß es, was bei der Feier des Abendmahles in uns geschieht, wenn wir diese in demüthiger Hoffnung, allein auf das Wort der ver-

heißenen Gnade, begehen. Nicht nur Seele und Geist, sondern Leib, Seele und Geist freuen sich da Gottes ihres Heilandes, und namentlich selbst der Leib wird öfters in sehr fühlbarem Maaße angethan mit reinigenden und erhebenden Kräften, die ihn über das Ankleben an Dem, was von der Welt, was irdisch sinnlich ist, erheben, ihn frei machen von der niederziehenden Last, die den Lauf des geistigen Lebens hemmt. Fühlen wir uns doch öfters nach dem Genusse des heiligen Abendmahles auch leiblich in einem seligen Frieden, der durch keine feindliche Gewalt des sonst so leicht auftauchenden Unmuthes oder anderer leidenschaftlicher Regungen zerstört wird; Freundlichkeit, Geduld und Liebe sind uns leichter als sonst; wir können recht von Herzen, selbst des Feindes mit segnender Liebe gedenken, dessen bloßer Name vorhin Erinnerungen weckte, die das Gemüth mit Bitterkeit erfüllten; wir könnten den Becher des Wassers, dessen Trunk wir begehrten, gern einem Durstenden geben und selber Durst leiden.

Aber der Kampf zwischen dem Fleisch und dem Geiste hört nicht auf, so lange die Wallfahrt über dem Grabe währt; bis zu ihrer zeitlichen Scheidung von einander strebt das Fleisch beständig an wider den Geist und der Geist wider das Fleisch. Wie jener mythologische Riese Antäus, ermattet schon zum Sterben, immer wieder neue Kraft bekam, so oft er nur mit dem Fuße seine Mutter, die Erde, berührte, so wird auch das irdische Fleisch sammt allen seinen Lüsten und Begierden immer wieder angeregt und lebendig durch Alles, was irdisch ist. Darum wird das Wasser des Lebens in uns so bald wieder getrübt, wenn ein äußeres Bewegen das leibliche Gefäß, darin es steht, erschüttert, und den alten, dicken Bodensatz aufrührt. Der Friede, an dessen längerem oder kürzerem Ge-

nusse wir uns von Herzen freuten, erscheint uns gar bald nur als ein Waffenstillstand, der auf kurze Zeit geschlossen war; wie die Vögel, welche man von der Saat verscheuchte, die auf den Acker gestreut ist, kehren sie wieder, die feindlichen Gehässigkeiten und Gelüste, Unruhen und träge Stillstände, in denen wir durch unser Fleisch den Geist betrübten; das bessere, in uns erwachte Leben, will, so scheint es, von unten nach oben hinauf wieder absterben.

Doch die Fluth des Sinnenlebens, die über uns daherrauscht, ist keine Sündfluth, welche auch die höchsten Berggipfel bedeckt; und wäre sie selbst eine solche, da schwebt noch immer die Arche, durch Gottes Aufsehen bewahrt, unversehrt über dem Wasser, welche den noch lebenden Wurzelstock des erwählten, zur Hoffnung geschaffenen Geschlechtes in sich trägt. Der Geist in uns ist nicht, wie das sterbliche Fleisch, von irdischer Art; er ist, wenn das Samenkorn in den Stunden der Weihe in ihn fiel, von denen ich vorhin die höchsten uud besten beschrieben, wiedergeboren zum göttlichen Geschlechte. So lange der Boden nicht von der festen Höhe herabgleitet, auf die er gegründet war, kann das Samenkorn, das tief in diesen gelegt ist, keine von unten herantobende Fluth vernichten; der Strahl der Sonne, welcher da oben nur selten von den in der Tiefe hinziehenden Wolken getrübt wird, fördert sein Gedeihen; jede Erhebung des Geistes im Gebete zu Dem, aus welchem er kam und nach welchem er verlangt, belebt und bekräftigt in ihm die Kraft des Keimens. Und das ist es, was man von der Wirkung der Gedanken der Ewigkeit und der seligen Gefühle ihres Naheseins aussagen will, wenn man sie als ein heilkräftiges Mittel der Erhaltung des Lebens für und durch die Zeit zur Ewig-

keit anpreist. Wer von uns sollte nicht auch schon die stärkende, neubelebende Wirkung der Gedanken der Ewigkeit, oder, mit einfacheren Worten, der Erhebung des Geistes und Gemüthes im Gebete, selbst auf den müden, entkräfteten Leib erfahren haben! Ich kenne einen Menschen, dessen leibliche Gesundheit von da an einen günstigeren Aufschwung nahm, wo ihm die Gnade des Gebetes in höherem, treuerem Maaße verliehen worden war. Und wäre ich bei der Abendgesellschaft der berühmten Meister der Tonkunst in London gewesen, als die Frage aufgestellt wurde, welches Mittel jeder von ihnen aus Erfahrung als das beste kenne, um die von anstrengender Arbeit erschöpften Leibeskräfte wieder aufzurichten und zu stärken, ich würde auch so wie Händel dem frommen J. Haydn Beifall zugewinkt haben, als dieser, nachdem die meisten Anderen gesprochen, bescheiden sagte: „das stille herzliche Gebet in seiner kleinen Hauskapelle habe sich ihm immer als das beste und sicherste Stärkungsmittel erwiesen." Denn der Champagner, den ein Anderer empfohlen hatte, mag wohl süß, der alte Rheinwein, den ein Dritter nannte, kräftig sauer schmecken; in zerstreuenden Gesellschaften, deren Wirkung ein Vierter rühmte, mag es für manche Leute eben so viel Kurzweil als für andere Langeweil geben und zum Theater ist im Vergleiche mit dem zur einsamen Kammer ein viel zu weiter Weg: darum bleibt man, wenn man rechtschaffen müde ist, am liebsten bei dem Nächsten und Besten stehen.

Was ich hier zur leiblichen wie zur geistigen Herzensstärkung preisend anempfehle, das haben auch Sie, meine Freundin! wie ich aus Ihrem Briefe sehe, seit dem Tode Ihrer Schwester Luise, täglich und reichlich in Uebung und Gebrauch genommen. Sie fühlen sich, so schreiben

Sie mir, auch dem äußeren Leben wieder gegeben. Es schien Ihnen sogar, als hätten Sie von dem Sterbelager der nun für immer von den Mühen der Erde ruhenden Schwester einen freudigeren Drang zum Aufstehen und zum Fortschreiten auf dem Wege der Pilgerschaft mit sich genommen. In einer für Sie merkwürdigen Weise hätte der Inhalt meines Briefes Sie an manches Wort erinnert, das die selige Freundin Ihres Herzens in den letzten Tagen vor ihrem Hinscheiden mit Ihnen gesprochen. Wurde doch in den schmerzensfreien Stunden, darin sie zum Sprechen aufgelegt war, der Geist in ihr ganz lebendig und freudig, wenn sie von dem Segen sprach, den Gott auf Ihr gemeinsames Werk: Kinderseelen ihm zuzuführen, gelegt hatte, was Sie zwar beide in vieler Schwachheit, dennoch aber in Liebe und Vertrauen zu Ihm begonnen und betrieben hätten. Ja zuweilen schien es fast, als werde ihr das Scheiden von diesem ihr so werth gewordenen Werke des Lebens und von seiner Lust schwer, wenn sie der guten, schon jetzt bemerkbaren Anfänge der Besserung und Belebung der Liebe zu dem Herrn gedachte, die in den Kinderseelen sich regten. Sie hatte, so schreiben Sie mir weiter, ihre besonderen Lieblinge unter den Kindern; die Sorge für das geistige, und nöthigenfalls auch für das leibliche Wohlergehen von diesen legte sie Ihnen, als ein Erbtheil, ganz besonders angelegentlich an's Herz. „Danke doch," so sagte sie einstmals zu Ihnen, als Sie das Verlangen, mit ihr zu ziehen, gegen sie aussprachen, „ja, danke Gott auch für jeden Tag des Erdenlebens, den er dir schenkt. Denn das Leben für Ihn und Sein Werk auf Erden ist ein recht wesentlicher und wahrhaftiger Anfang der Seligkeit des ewigen Jenseits, wenn auch das unbeschreibliche Sein der Herrlichkeit, die kein Auge gesehen,

unserem Gefühle mitten unter den Mühen der Erde noch eben so unbemerkbar ist, als das Wachsen eines Keimes aus dem Saamen einer Palme, so lange dieser noch unter der Erde liegt." Sie dächten, so sagen Sie, erst jetzt recht lebendig an jene Gespräche der Sterbenden und nähmen ihren Sinn zu Herzen. Seitdem habe Ihr Schmerz seine niederbeugende Kraft verloren, selbst die Ihrigen bemerkten es, daß die Traurigkeit, die das Herz immer zum Grabe hinzieht, von Ihnen gewichen, und daß Ihrem ganzen Wesen eine Freudigkeit wiedergekehrt sei, die sich, weniger zwar in Worten, doch in Ihrem ganzen Thun bezeuge.

Ungestörter und ausführlicher, als Sie dieses im mündlichen Gespräche mit Ihrer nächsten Umgebung konnten, sprechen Sie sich in Ihrem Briefe an mich über den Kreis der Gedanken und Gefühle aus, dem Sie jetzt ohne Unterlaß mit Geist und Gemüth leben. Noch immer, so sagen Sie, sei es Ihre liebste Unterhaltung, die Geschichte des Endes solcher Sterbenden zu hören, zu lesen und zu betrachten, die im Vertrauen auf Christum dahin gingen. Der Tod solcher schon auf Erden seligen Menschen erschien Ihnen weniger als ein Einschlafen denn als ein Erwachen, das in unserem alltäglichen Aufwachen aus dem sinn- und geistlosen Träumen der Nacht zum klaren selbstbewußten Leben des Tages sein nur unvollkommenes Schattenbild habe. Wenn Sie hinzufügen, daß jenes Aufwachen im Tode allerdings sehr oft und vielleicht am öftesten dem Auge der Lebenden so sehr entzogen, und ein so tief innerliches sein möge, daß der Tod hierdurch die Form eines allerstarrenden unerwecklichen Schlafes empfängt, dann erinnern Sie hierdurch allerdings, ohne es vielleicht zu wissen, an eine Erscheinung aus dem Gebiete des sogenannten Lebens-Magnetismus, welche öfters beobachtet worden ist. Schon der gewöhn-

lichere Zustand des Schlafwachens und Hellsehens tritt nach und mit einem Entschlummern der äußeren Sinne auf. Der Entschlummerte vernimmt nur noch durch und in dem Rapport mit dem Magnetiseur und dem ihm zugehörigen Kreise Etwas von der Außenwelt; seine Reden und Gedanken sind die eines lebhaften Traumes, dessen Phantasiegebilde jedoch nicht aus dunklen Anregungen des Leibes und der niederen Seelenkräfte hervorgehen, in denen weder Gesetz noch Ordnung herrschen, sondern auf welche der selbstbewußte Geist sein erkennendes Licht strahlt, das als Hell= und Ferngesicht das sonst dunkle Geheimniß des Gemeinlebens der Seele mit ihrer Außenwelt erhellt. Es beruht dieses auf dem Gewebe jener Fäden, durch welche der auch unserer Seele inwohnende Instinkt mit dem Nahen und Fernen, Gegenwärtigen und Künftigen seines irdischen Lebenskreises in Verbindung und fortwährender Beziehung steht. Aber mitten in diesem träumenden Hellwachen, das meist von allen Zeichen eines leiblichen Wohlbefindens begleitet ist, wandelt den magnetisch Schlummernden ein Zustand an, welcher für einen Neuling in diesem Gebiete der Beobachtung etwas wahrhaft Erschreckendes haben könnte. Das Angesicht überzieht eine Blässe des Todes, die Glieder werden kalt und gleichwie gelähmt, das Auge nicht nur wie bei einem Schlafenden nach oben gewendet, sondern fast wie bei einem Sterbenden gebrochen; der Puls wird kaum bemerkbar schwach, der Odem geht schwer in die Brust aus und ein. Und in diesem Tiefschlafe, welcher näher noch als die gewöhnliche Ohnmacht dem Tode gleicht, erwacht das innere Geistesleben des magnetisch Entrückten in einer Macht, welche sie auf den vorhergehenden Stufen des Hellsehens niemals erreichte. Hiernach allerdings darf man zugeben, daß solche Erschei=

nungen, wie dergleichen auch zuweilen in der Starrsucht, im Scheintod und anderwärts vorkommen, nach ihrem Maaße dazu dienen könnten, das Dunkel aufzuhellen, welches über den Augenblicken des Abscheidens der Seele schwebt und über dem darauf folgenden vollkommenen Abgeschiedensein derselben von dem Leibesleben.

Aber hierbei verweilt sich nicht der freudig erhobene Sinn und Inhalt Ihres Briefes. Sie halten sich nur an Das, was man an solchen Sterbebetten, wie das Ihrer Schwester Luise war, wirklich mit eigenen Sinnen sieht und hört, wie dieses von Vielen bezeugt wird, die in Wahrheit es selbst erfuhren und in Treue es Anderen wiedergaben.

Ihre Schwester, so sagen Sie, würde zwar der Herr schon früher, als sie noch im gesunden, frischen Genusse des Lebens stand, immer geistig wach gefunden haben, wenn er gekommen wäre, sie heimzuholen; denn nicht nur in ihrem täglichen Gebete, das in dem kleinen Zimmer, darin Sie beide schliefen, ein lautes und gemeinsames war, sprach sie den Gedanken freudig aus, daß der Herr vielleicht heute noch sie abrufen könne in seine liebe, selige Ewigkeit; sondern all' ihren Gesprächen, selbst denen von alltäglicherem Inhalte, so wie all' ihrem Thun merkte man die innere Wachsamkeit an. Diese habe in der That an jene eines treuen Pförtners erinnert, der immer an der Thüre steht, und der eigenen Zunge, so weit dieses nur möglich, Schweigen gebietet, damit sein Ohr es nicht überhöre, wenn der Herr des Hauses an die Thüre tritt und klopfet an, damit er alsbald ihm aufthue und ihn eingehen lasse zu dem Herde, an welchem die Armuth das Abendmahl bereit hielt. Bald nach dem Beginne ihrer letzten Krankheit habe sie fast anhaltend an Schlaflosigkeit

gelitten, die nicht selten durch leibliche Schmerzen und fieberhafte Hitze herbeigeführt war. Wenn man sie aber dann bedauerte, habe sie öfters gar freudig gesagt: „warum beklagt ihr mich doch darüber, daß mir es jetzt, in meiner Krankheit so leicht gemacht wird, daß mein Herz in dem Gedanken an Den wache, der niemals schläft noch schlummert, sondern der auch meiner ohne Aufhören gedenkt? Mag doch mancher Mensch, der die Belustigung der Augen und der anderen Sinne liebt, viele Stunden, ja ganze Nächte vom Abend bis zum Morgen gerne wachen, um das zu sehen, zu hören und zu genießen, was ihn vergnügt, warum sollte mein Herz nicht auch wachen in seiner Lust an Dem, das es liebt und daran es seine Freude hat?“

Doch sei diese ruhige, freudige Stimmung des Gemüthes bei der Kranken je zuweilen auch sehr getrübt und gestört worden. „Namentlich in mancher ihrer schlaflosen Nächte hatte sie Kämpfe zu bestehen, deren Heftigkeit an einer solchen friedlich stillen Seele fast unbegreiflich erschien. War es doch, als sollten wir Anderen, die wir um sie waren, in unserem Mitgefühle mit ihr nicht nur den Trost und die Freuden, sondern auch die Furcht und Schrecken empfinden, welche der dunkle Eingang in die Ewigkeit in der sterblichen Natur des Menschen aufregen kann. Die Kranke blieb dann auch am Tage öfters noch lange von ihrem freudigen Muthe verlassen, pflegte aber von solchen Stunden zu sagen, sie bekämen der Seele gar gut. Denn der Wille werde dadurch im Stillehalten geübt, und je dunkler die innere Nacht gewesen sei, desto heller erschiene das Licht der Sonne.“

Und daß dieses bei ihr in ganz besonderem Sinne so gewesen sei, das hätte sich, wie Sie mir schreiben, oft in

sehr auffallender Weise gezeigt. Gerade nach jenen tiefsten Verdunkelungen des Geistes und des Gemüthes, in welche die Kranke versenkt wurde, trat bei ihr eine freudige Erhebung und Erleuchtung von ungewöhnlichem Maaße ein. „Wie ist mir doch jetzt Alles so licht und klar," sagte sie, „was für mein Denken sonst verhüllt war; wie ist mir so Vieles nahe gerückt und gleichwie mit den Händen erfaßbar, was mir sonst in unabsehbarer Ferne zu stehen schien! Wenn die Astronomen durch die Kraft ihrer Fernröhre den Mond oder ein anderes Gestirn so nahe an ihr Gesichtsfeld heranziehen, daß ihnen manche vorhin für ihr Auge ununterscheidbare Gegenstände erkennbar werden, dann ist dieses nähere Heranziehen doch nur ein scheinbares. Denn der Mond bleibt dabei in der gleichen Entfernung und an dem Orte stehen, den er vorhin einnahm. Bei mir aber ist es anders. Denn ich fühle mich aufgehoben und hingeführt in die wirkliche Nähe Dessen, nach Dem mein verlangend Auge schon sonst aus der Ferne suchte und forschte."

Diese innere Klarheit theilte sich in solchen Stunden auch ihren Worten mit, in denen dann jene überzeugende Kraft lag, durch welche die Rede eines Menschen sich auszeichnet, welcher Das, was er sagt, nicht blos aus einem ihm glaubwürdigen Hörensagen entnommen, sondern selber gesehen, erfahren und erlebt hat, ja noch fortwährend in jedem Augenblicke in und um sich erlebt und erfährt. „Wie Vieles," so schreiben Sie, „haben wir Alle, die um Luise waren, an ihrem Sterbebette gelernt und für das innere Leben gewonnen, das keine andere Lehre der Erde uns darzubieten vermocht hätte!" Und nicht nur die nächsten Hausgenossen und die Ihnen und Luisen durch Gesinnung und das Band der Liebe nahe befreundeten Seelen hätten an diesem Krankenbette Belehrung und Bekräftigung für

das innere Leben mit sich genommen, sondern auch Solche, welche, in dem äußeren Leben und seinen Eitelkeiten oder Sorgen befangen, wohl selten oder nie mit rechtem Ernste an das Eine, das Noth thut, gedacht hätten, seien durch Luisen zu ernsterem Nachdenken erweckt worden. Ja selbst die Zweifler an den Grundwahrheiten der Religion, deren etliche sich unter den näheren Bekannten und Verwandten ihres väterlichen Hauses fänden, wären von den sanften und dennoch tiefeindringenden Worten so getroffen worden, daß sie, wie Sie dieses von einigen gewiß wüßten, zu ernsterem Nachdenken und besserer Erkenntniß gekommen seien. Allerdings, so schreiben Sie, lag in Luisens Geist ein reicher Schatz auch äußerlicher, wissenschaftlicher Kenntnisse, den sie sich durch aufmerksames Erfassen und Behalten des guten Unterrichtes erworben, den sie in jüngeren Jahren genossen hatte, so wie durch das Lesen vieler guter Bücher. Denn bei ihrer oft wiederkehrenden, fast anhaltenden Kränklichkeit konnte sie nur selten an den gewöhnlichen geselligen Unterhaltungen Theil nehmen und das Leben in der Zurückgezogenheit und Stille war ihr seit Jahren eine so liebe Gewohnheit geworden, daß sie es, auch wenn sie es vermocht hätte, nur sehr ungern verließ. Und da pflegte sie dann, während ihre immer geschäftigen Hände Strümpfe für die armen Kinder strickten, mehr zu lesen, als wohl von anderen Jungfrauen ihres Alters zu geschehen pflegt. Und was sie dann einmal aufmerksam gelesen, das behielt sie treu in ihrem vortrefflichen Gedächtnisse. Dennoch, so erinnern Sie mit Recht, hätte wohl ein anderer Mensch eben so viel wissen können, als Luise wußte, ohne die außerordentliche Gabe zu besitzen, welche ihr in ihren letzten Lebenstagen verliehen war,

mit solcher Geistesgegenwart und Lebendigkeit von seinem Wissen Anwendung zu machen, wie sie es that.

In der Ihnen wohlanstehenden Bescheidenheit verglei- chen Sie Ihr eigenes weniger umfangreiches Wissen und auch das Wissen anderer Ihnen näher bekannten Men- schen von Bildung mit jenem, das sich bei Luisen kund gab. Sie selber erschienen sich hierin wie ein Reisender, der bei Abend in eine von Gaslampen beleuchtete Stadt kam und der auch noch in diesen nächtlichen Stunden manche Herrlichkeiten der Stadt gesehen habe, Ihre Schwe- ster aber wie ein solcher, der am hellen Morgen aus seinem das Auge und alle Sinne stärkenden Schlafe er- wacht sei und der nun auf einmal im klaren Scheine der Sonne das Ganze, dessen Einzelheiten er gestern sah, überblickt und sicheren Schrittes sich in ihm bewegt oder hin und wieder verweilt. Ja Sie scheinen geneigt, noch weiter zu gehen und sich so wie andere Menschen in der alltäglichen Befangenheit unserer in den Traum des Sinnenlebens versenkten Natur mit Schlafenden zu ver- gleichen, deren Glieder zwar leben und gesund sind, zu- gleich aber gehemmt und gebunden für jede Bewegung durch den Willen. Luise aber sei, je näher ihrem Ende, desto mehr von dem Schlafe und dem Traume des Erdenlebens entbunden, ihr Tod sei kein Ersterben, sondern ein voll- kommenes, kräftiges Erwachen gewesen.

Mit Recht, so scheint es mir, berufen Sie sich auf das Zeugniß der Erfahrung für Ihre Behauptung, daß der leibliche Tod eines Menschen ein geistiges Erwachen sei, wenn in ihm schon hienieden das Leben der Ewigkeit seinen Anfang genommen. Ich lasse das Lebensende der kleinen, noch nicht vierjährigen Anna Maria Sundberg, der Pflegetochter der Pfarrerin Wallin zu Stockholm, gerne

als ein solches Zeugniß gelten*). Es kann allerdings kaum ein Beispiel gefunden werden, daran sich die Wahrheit besser nachweisen ließe, daß zuweilen in deutlich erkennbarer Weise der vom Leben des Leibes sich losringende Geist von Kräften und Erkenntnissen der Ewigkeit, wie von einem Lichte eines neuaufgehenden Tages angestrahlt werde, das vorher noch nie im Dunkel seines Erdenlebens aufgedämmert war. Denn als die Pfarrerin Wallin das arme, leiblich wie geistig versäumte Kind in seinem fast zweijährigem Alter zugleich mit einer jüngeren Schwester in ihr Haus und ihre mütterliche Pflege nahm, da war noch kein guter Funke in dem Gemüthe der kleinen Anna Maria zu sehen. In heidnischer Unwissenheit erwachsen, eigensinnig, störrig und boshaft, dabei kränklich, setzte sie die Geduld und Liebe ihrer Pflegemutter ohne Aufhören auf die härtesten Proben. Endlich, nach einem wahrhaft schweren Jahre, siegte die Mutterliebe in ihrer göttlichen Kraft, sie weckte in dem vorher verschlossenen Herzen des Kindes eine Gegenliebe auf. Da fand nun auch das Wort Eingang, das, in seiner Einfalt auch den Kleinen verständlich, das Herz weich macht und bessert. So jung sie war, lernte sie doch bald andere Thränen weinen, als die früheren waren, die der gekränkte Eigensinn ihr auspreßte, schmerzliche Thränen über jede, bald besiegte Aufwallung ihrer natürlichen Heftigkeit, so wie freudige, des Dankes und der Liebe. Der kräftige Wille in ihr, der vorhin meist nur das verbotene Böse begehrt hatte, wendete sich

---

*) Ein älterer Schriftsteller, Kirsch in seinen Mittheilungen für Christen führt diese rührende Geschichte an, nach ihm erzählt dieselbe der würdige Urenkel Bengel's J. Chr. Fr. Burk in seiner Sammlung christlicher Charakterbilder.

jetzt ganz dem Guten zu, man mußte nicht ohne Verwunderung es wahrnehmen, wie schnell sie an Erkenntniß und Verstand ihrem Alter voraneilte. Sie konnte nicht satt werden zu hören und mit einer an solchem Kinde ungewöhnlichen Lernbegierde und Fertigkeit zu lesen von Dem, den ihre Seele liebte, und welcher gesagt hat: „lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Mit Ihm lebte sie zuweilen in schweigender Stille, oft aber auch in ihren laut werdenden Gebeten in so vertraulicher Liebe, wie ein gutes Kind mit einem anderen Kinde, das besser und höher ist als die Menschen sind. Und aus diesem Nahesein mit Ihm, der das Licht ist, welches Zeit und Ewigkeit durchleuchtet, kam ihr nahe vor ihrem Ende nicht bloß das Voraussehen ihres nahen Todes und der Art der Krankheit, die ihn herbeiführte, ja sogar des Tages, an dem die Krankheit beginnen und an welchem sie im Tode enden sollte, sondern jener tiefere Einblick in das Sein und Leben der Ewigkeit, zu welchem sonst nur ein langes treues Forschen und ein reiferes Verständniß des gläubigen Christen sich erhebt. Sie war von Gott gelehrt, dem Lehrmeister, der nicht im allmähligen Fortgange der Dämmerung zum inneren helleren Tageslichte, sondern wie der Blitz auf einmal die Flamme zündet und das Dunkel erhellt.

Aus einer gleichen Schule der inneren Belehrung schien, so schreiben Sie mir, auch Ihre Schwester Luise, je näher sie ihrem Ende kam, desto mehr jenen ungewöhnlichen Hellblick, jenes tiefere Erkennen zu empfangen, der sich in all' ihren Gesprächen mit Anderen kund gab. Sie pflegte oft gerne und lange zu schweigen, oder nur die nöthigsten Fragen zu beantworten, wenn sie aber dann

mit Anderen sprach, da konnte man zwar an jedem Worte die innere Zucht bemerken, unter welcher ihre Zunge stand, doch fehlte es auch dieser Zunge niemals an einer, Sie möchten wohl sagen, göttlichen Beredtsamkeit, wo es galt, eine Menschenseele aus dem Dunkel, darin sie stand, zu retten, eine im Kampfe schwache zu ermuthigen und zu stärken, eine tiefbetrübte zu trösten. Oefters seien Ihnen dann Luisens Worte gleich Eingebungen von obenher erschienen, wenn sie, ehe noch die Freundin oder der Freund, welche zu ihr kamen, die Sorgen oder die Gedanken aussprachen, mit denen ihre Seele beschäftigt war, in diese Gedanken, als hätte sie dieselben vernommen, einging, und die Fragen, welche darin lagen, beantwortete, ehe sie noch laut geworden. Sie deuten in Ihrem Briefe nur vorläufig auf solche allerdings höchst beachtenswerthe Fälle hin, in denen ein gegenseitiges Begegnen der noch nicht laut gewordenen Gedanken unverkennbar war. Aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie diese Andeutungen für mich in ausführlichere Berichte übergehen ließen. Und ich zweifle nicht an der Erfüllung dieses Wunsches, da Sie mir ja selbst am Eingange und Ende Ihres Briefes den Inhalt desselben nur als einen Anfang der weiteren Mittheilungen bezeichnen, die Sie mir, weil der Mund so gerne von Dem überginge, davon das Herz voll sei, noch zu machen hätten und gedächten. Sie bitten mich im Voraus um Entschuldigung, wenn die Bewegung Ihres Gemüthes Sie so gesprächig machen sollte, daß sie mich ermüdete. Aber dieser Entschuldigung bedürfen Ihre Briefe nicht. Ich lese dieselben, je länger sie sind, desto lieber. — — —

Dritter Brief.

Eine lehrreiche Schule am Siechbette.

Sie haben, meine verehrte Freundin, den Wunsch, welchen ich am Schlusse meines letzten Briefes aussprach, bald erfüllt und diese Erfüllung hat Ihnen keine große Mühe gemacht, da Sie ohnehin die Mittheilungen, die ich begehrte, schon großentheils für mich niedergeschrieben hatten. Wie sehr Sie mich mit diesen Gaben Ihres Briefes erfreuten, das mag Ihnen die Bereitwilligkeit bezeugen, mit welcher ich Ihnen schon heute, nach Ihrem Wunsche und Begehren, Ihre Berichte in meinen eigenen Worten, wie ein Teich das Licht einer Fackel, die an ihm vorübergetragen wird, sich abspiegeln lasse.

Ich verweile hier zuerst bei einem der schon in Ihrem vorigen Briefe angedeuteten merkwürdigen Ereignisse aus dem Gebiete der Seelenkunde, von denen Sie mehrere am Krankenbette Ihrer Schwester beobachtet haben und zwar gerade bei jenem, welches Sie für eines der unbedeutendsten halten und es dahin gestellt sein lassen, ob nicht das Zusammentreffen der Gedanken, welche eine besuchende Freundin so eben in ihrem Herzen bewegte, mit denen, womit Ihre Schwester, gleich nach dem Gruße ihr entgegen kam, ein bloßer Zufall gewesen sei. Sie werden wohl schon am Eingange meines vorigen Briefes es bemerkt haben, daß ich zur Annahme eines Zufalles in Al-

lem, was an und mit uns geschieht, nicht sehr geneigt bin. Lassen Sie uns den Fall etwas näher betrachten.

Ich will hierbei gar nicht an solche seltenere Fälle denken, in denen ein wirkliches Verstehen der Gedanken einer fremden Seele so unverkennbar war, wie bei dem Gregorio Lopez, der die Fragen, welche ein Anderer in seinem Herzen bewegte, kaum aber sie auszusprechen den Muth und die Gelegenheit fand, klar und bündig beantwortete, ehe sie an ihn gethan waren. Diese Gabe, hineinzuschauen in das verborgene Innere anderer Menschen, hat man an mehreren gottgeheiligten Seelen erkannt und im niederen Grade zeigt sie sich selbst bei den sogenannten Hellsehenden. Ich aber bleibe hier einfach bei dem Falle stehen, den Sie mir berichten.

Eine Freundin von innig weichem, für äußere Einwirkungen zu leicht beweglichem, dennoch von gläubigem, frommen Gemüthe, tritt zu Ihrer Schwester in's Krankenzimmer hinein. Jene Freundin kam so eben von einem Gespräche mit ihrem Bruder her, das ihre innere Ruhe sehr gestört hatte. Dieser ältere Bruder, an welchem ihr Herz mit Liebe hing und dessen Worten sie sonst immer als denen eines Lehrers vertraut hatte, war unlängst von einer fremden Universität zurückgekehrt, an welcher er die Ausbildung zu seinem künftigen Berufe empfangen, zugleich aber auch Ansichten in sich aufgenommen hatte, welche mit denen des rohesten Materialismus nahe verwandt waren. Er hörte, daß seine Schwester im Begriffe sei, die zum Tode kranke Freundin Luise zu besuchen. — „So gehe denn," sagte er, „und siehe dir diese sonst so lieblich blühende Rose noch einmal an, die bald für immer zerstäuben und nicht mehr sein wird." — „Wie?" so fragte die Schwester betroffen, „glaubst du denn nicht, daß Luise

noch sein wird, auch wenn ihr Leib im Grabe zu Asche ward, glaubst du nicht an eine Fortdauer der Menschenseelen in der Ewigkeit, für die sie gemacht sind?" — „Ich glaube an nichts," sagte der Bruder, „von dessen Wirklichkeit sich meine, auf Erfahrung der Sinne sicher gründende, Vernunft nicht überzeugen kann. Unser Leben beginnt und besteht nur mit dem Leibe; selbst das, was wir in uns als geistig anerkennen möchten unsere Gedanken, Regungen des Willens, gehen aus Bewegungen der Säfte und Kräfte unseres Leibes hervor und nehmen bei einem Stillestehen dieser Bewegungen, bei einem Erkalten der Säfte im sterbenden Leibe ein Ende. Man hat die Verwandlung der Raupenpuppe in einen Schmetterling als Abbild und Gleichniß der Verwandlung unserer leiblichen, sterblichen Natur in eine unsterbliche betrachtet. Aber die Puppe, so wie den aus ihr hervorkommenden Schmetterling sieht mein Auge; wer aber hat jemals den Menschen einer künftigen Welt, der doch mit dem jetzigen irdischen seinem ganzen persönlichen Wesen nach derselbe und gleiche sein und bleiben soll, aus der erstarrten Hülle hervorgehen und fortbestehen sehen? Er liegt, so wie er nun ist und bleibt, vor uns im Sarge. Auf die Frage, was er künftig sein wird, antwortet uns der Modergeruch aus dem Grabe: er war ein vorübergehendes Gebilde seiner organisch-chemischen Elemente, während der Dauer ihrer gegenseitigen, fruchtbar fortzeugenden Vermählung und wird jetzt, wenn bei ihm so wie bei den Vögeln im Spätherbste die Zeit der Zusammenpaarung der Elemente vorüber ist, ein Gestäube, das, wenn der Wind, welcher es in die Höhe trieb und hinwegführte, sich gelegt hat, den Gesetzen der Natur gehorchend, zu Boden fällt, bis ein neuer Windstoß den Staub zu irgend einer anderen Wolkenform erhebt."

Tiefbekümmert und erschrocken über die Rede des Bruders, welche dieser mit einem so sicheren Selbstvertrauen aussprach, daß die Jungfrau und vormalige Schülerin kein Wort mehr zu erwidern wagte, kam die Freundin zu Ihrer Schwester Luise. Sie fand diese mit der aufmerksamen Betrachtung eines Rosenstockes beschäftigt, den man so eben vom Fensterstocke hinweggenommen und auf den Tisch an ihrem Bette vor sie hin gesetzt hatte. Das Gewächs war kurz vorher von einer pflegenden Hand benetzt worden. Das Wasser hing noch in großen, hellen Tropfen an den Blättern und den halbaufgebrochenen Knospen. „Siehe doch," sagte Luise, nach der Begrüßung ihrer Freundin zu dieser, „welch' ein schönes, lehrreiches Bild im Buche der Natur ich da vor mir habe. Ich bin eben in meiner Krankheit zu einem Kinde geworden, das gerne Bilder ansieht, darum kann ich mich auch an diesem da so ergötzen." Die Kranke deutete dabei mit ihrem Finger auf einen der Tropfen, der an den Blättern hing. „Was meinst du?" fragte die Freundin. „Meinst du, ein Bild, vielleicht dein eigenes, das sich im Wasser spiegelt?" — „Wenn du so willst," antwortete Luise, „ja, auch mein eigenes bald verbleichendes Bild." „Schaue nur her, liebe Emma," so fuhr sie nach einem kurzen Schweigen fort, „bemerkst du es nicht auch, daß hier dieser Tropfen, auf den so eben der Strahl der Sonne fällt, immer kleiner wird? Noch sieht ihn mein Auge, mein Finger fühlt ihn, meine Zunge könnte ihn schmecken. Aber nur wenig Augenblicke noch, und ich sehe, ich fühle ihn nicht mehr. Er ist verschwunden, hat sich ganz aus dem Bereiche meiner Sinne hinweggezogen. Fragten wir einen unwissenden Hottentotten: wohin ist der Wassertropfen gekommen? er würde nach seiner Weise uns antworten: er ist zu nichte

geworden, ist nicht mehr vorhanden. Wir aber wissen es anders. Der Tropfen, wenn er im Strahle der Sonne uns entschwindet, ist nicht vergangen noch vernichtet, auch kein Milliontheil desselben ist verloren gegangen, sondern er hat nur eine andere leibliche Form angezogen; das Wasser, dem Grunde seines Daseins nach noch dasselbe was es war, ist als ein Dampf in die Höhe gestiegen, den unsere Sinne nicht mehr wahrnehmen, nur die erdigen Theile, die in ihm aufgelöst waren, blieben als Stäubchen auf dem Blatte zurück. Und der Dampf steigt in der Wärme des Tages immer weiter hinauf, bis zu den Höhen, welche der kühnste Wanderer und selbst der Flug des Adlers niemals erreichen. Da breitet die Kühle der Nacht ihren Fittich aus über Luft und Land und der Wassertropfen senkt sich, als Thau der Morgenröthe, hell und rein wieder in unsere sichtbare Welt herab. — Siehe, meine liebe Freundin, was hier in dem kleinen, natürlichen Abbilde an dem Wassertropfen sich zuträgt, das wird in Kurzem auch mir vor euren Augen geschehen. Ich werde nicht mehr zu euren Ohren reden, mein Auge wird nicht mehr in das eure blicken, ich werde meine Hand nicht mehr in die eurige legen. Und wenn es nun scheint, als läge ich selber, mit Allem, was ich bin, starr und kalt im Sarge und würde zu einem Staube der Erde, da kann euch selbst hier dieser arme, kleine Wassertropfen etwas Anderes lehren. Auch er läßt die erdigen Theile, mit welchen er im Teiche, aus welchem man ihn schöpfte, verbunden war, als Staub zurück, während er, obgleich seine Wesenheit ihm geblieben ist, unseren Sinnen sich nicht mehr kund gibt, sondern als unsichtbarer Dampf uns umgibt oder in die Höhe gerückt ist. So werde auch ich, wenn ich sterbe, dem Reiche der irdischen Leiblichkeit, das unsere Sinne erkennen, entrückt

sein, und wenn die Erdennacht vergangen ist, am Tage der Auferstehung als ein Thau des Morgens der Ewigkeit herabgesenkt werden in die verklärte, gereinigte Leiblichkeit."

Luise drückte schweigend die Hand der Freundin, welche tief durch ihre Worte bewegt schien. Sollte man es wohl für möglich halten, sagte sie dann, daß es auch unter uns getauften Christen noch Solche geben könne, die eben so urtheilen, wie ein unwissender Hottentott, über den verdünstenden Wassertropfen, wenn man sie fragt, was im leiblichen Tode aus dem Menschen werde? Sie mögen sich ihrer Kenntnisse in der irdischen Physik rühmen, von denen sie selber bekennen, daß viele ihrer Sätze noch unsicher und der weiter fortgesetzten Forschung bedürftig sind. Von der himmlischen Physik aber verstehen sie nichts, deren Sätze doch unwandelbar fest und sicher sind, und in Ewigkeit als solche sich bewähren werden.

Luise sprach hierauf noch so kindlich eindringlich von der zuversichtlichen Hoffnung des Christen auf ein dem lebendigen Glauben verheißenes seliges Leben der Ewigkeit, daß die Freundin ihre Thränen trocknete und dankend für diese ihr unvergeßlich bleibende Stunde sie verließ. Es war wirklich das letzte Mal gewesen, da die Beiden sich gesehen, denn die junge Freundin begleitete wenig Tage nachher ihre Eltern auf's Land, und als sie wieder kam, da hatte Luise, um ihren Vergleich mit dem Wassertropfen noch einmal aufzunehmen, ihren Erdenstaub schon abgelegt in das Ruhebett der Erde. Aber ihr erster Besuch, so schreiben Sie mir, war der bei Ihnen. Und in dem stillen Zimmer, darin Luise starb, erzählte sie Ihnen Alles, was damals, als sie zu ihrem letzten Besuche hierher kam, ihr Herz so tief bewegt und bekümmert hatte. Zugleich aber beschrieb sie auch den Segen, den sie aus dem letzten Gespräche mit

Ihrer Schwester empfangen und mit sich genommen habe. Nicht nur ihr Gemüth war durch die Worte, die sie gehört, in zuversichtlichem Glauben gestärkt und ermuthigt worden, sondern dieser Muth machte ihre Zunge auch im Gespräche, mit dem irrenden Bruder so beredt, wie sie vorher niemals es gewesen. Die Worte und Thränen der Schwester waren von solcher Kraft, daß der Bruder zuerst schweigend, dann beschämt sie anhörte, und eines Morgens seiner gewesenen Schülerin es bekannte, daß er in der vergangenen Nacht schlaflos geblieben sei. Die Worte, die sie neulich zu ihm gesprochen, wären ihm ohne Aufhören nachgegangen; er sei zuletzt aufgestanden und habe selbst die Stellen der von ihm seit langer Zeit nicht mehr beachteten heiligen Schrift, auf deren Zeugniß sie sich berufen, nachgelesen, und mit Ernst bedacht. Da seien ihm dieselben in der Kraft ihrer göttlichen Wahrheit zu Herzen gegangen und er habe gebeugt und aufgerichtet zugleich sich hindurch gerungen zu dem freudigen zuversichtlichen Glauben an Gott und Ewigkeit.

Ich meine, daß ich hier, wenn auch mit meinen eigenen Worten, doch dem Inhalte nach treulich den Bericht Ihres Briefes wiedergegeben habe, über das „vielleicht zufällige" sich Begegnen und Zusammentreffen der Gedanken ihrer Schwester mit den äußerlich gar nicht laut gewordenen Gedanken einer Freundin, der dieses Entgegenkommen zum bleibenden Segen diente. Lassen Sie uns beide das allerdings merkwürdige Ereigniß klar in's Auge fassen und Sie werden finden, daß es nicht als ein einziges dasteht, sondern zu jenen öfter vorkommenden Fällen gehört, in denen z. B. ein Jüngling scheinbar zufällig in eine Gesellschaft würdiger Männer oder in eine Kirche eintrat, darin er Worte vernahm, die auf den ganzen Gang seines äußeren, auf die Entfaltung seines inneren Lebens von bleibenden, tief-

gehenden Folgen waren. Auch die Worte und Thaten der Menschen stehen, wie ich vorhin sagte, unter der sicheren Leitung und dem Walten „eines Geistes, der alle Dinge schaffet und zusammenhält mit seinem allmächtigen Worte." Möchte sich doch auch an unserer Zunge, wie an unserem hörenden Ohre diese Zucht und bewahrende Leitung immerfort in rechter, gebührender Art erweisen und bewähren!

Mit großer Theilnahme und vielem Vergnügen habe ich in Ihrem Briefe Das gelesen, was Sie mir über die Wirkung eines Gespräches Ihrer Schwester auf den Arzt Ihres Hauses mittheilen. Ich muß ohnehin bei dieser Mittheilung verweilen, weil Sie derselben die ausdrückliche Bitte beigefügt haben, daß ich Ihnen doch über jene merkwürdige Entdeckung am Sternenhimmel genauere Auskunft geben möchte, von welcher der Doktor mit Luisen sprach, und auf welche dann der weitere Verlauf des Gespräches der Kranken sich bezog. Sie konnten mir freilich aus der Erinnerung nur einige Namen nennen und in etlichen Zügen das andeuten, was Ihnen in jenem Gespräche als das Merkwürdigste erschien, indeß reicht das, was Sie mir gaben, dennoch vollkommen hin, um mich in Stand zu setzen, Ihnen die gewünschte ausführlichere Belehrung über den allerdings höchst merkwürdigen Gegenstand zu geben, auf welchen Luisens Fragen und des Arztes Antworten sich bezogen.

Diesen, den Arzt, schildern Sie mir als einen, im bürgerlichen Leben durchaus ehrenwerthen Mann: theilnehmend und mitleidig gegen die Kranken, überaus mildthätig gegen die Armen, gewissenhaft treu in seinem Berufe, liebevoll gegen die Seinigen, frei von aller Falschheit und Heuchelei. In seinen Ansichten jedoch und in seinem Verständnisse von göttlichen Dingen wich er sehr weit von jener gläubig festen

Ueberzeugung ab, in welcher der Christ seinen Trost und die Kraft seines Lebens für Zeit und Ewigkeit findet. Zwar sprach er sich aus eigenem Antriebe nicht so leicht über diese seine innere Stellung zu den Wahrheiten des Christenthums aus. Doch that er dieses, nach seiner redlichen Wahrheitsliebe, frei und offen, wenn Andere ihm das Bekenntniß seiner Ueberzeugung abdrangen. Der Mann hatte aus dem Hause seiner frommen Eltern und aus dem frühesten Unterrichte, den er empfangen, eine Achtung und Liebe für das Christenthum als Mitgabe erhalten, welche ihm wohl niemals ganz verloren gegangen, sondern nur wie von Staub und Asche überschüttet worden war, als er, nach dem zeitigen Tode seiner Eltern, schon im Knabenalter in ganz andere, fremde Hände und dann in seinen Schul- und Universitätsjahren in eine geistige Fremde kam, in welcher das Suchen und Verlangen des Herzens nach einer ewigen, göttlichen und dennoch kindlich einfältigen Wahrheit als eine unverständliche ganz aus Gebrauch gekommene Sprache erschien. Er war mit dem herrschenden Unglauben seiner Zeit nicht blos bekannt und vertraut, sondern von ihm hingenommen worden. Doch war er niemals in den dumpfigen Abgrund des groben Materialismus und bis zur Verläugnung Gottes, des Schöpfers und Erhalters aller Dinge, herabgesunken. Er sprach mit Ehrfurcht seinen Glauben an das Dasein Gottes aus, aber dieser war ihm nur ein Etwas geworden, welches (fast möchte man sagen) der Stahlfeder einer Uhr vergleichbar ist, welche das Getriebe der Räder, und durch diese die Bewegung der Zeiger in Bewegung bringt. Diese Feder setzt nach dem Naturgesetze der ihr inwohnenden Elastizität das Federhaus oder die Trommel, diese wieder mittelst der Kette die Schnecke in Umlauf, das Rad aber der Schnecke theilt allen übri-

gen Rädern stetige Bewegung mit, deren Gange durch die Gegenwirkung der Federkraft der Unruhe seine gleichmäßige Haltung gesichert wird. Mittelbar bewirkt deshalb allerdings die Spannung der für unser Auge verborgenen Feder das Fortrücken des Zeigers, und die glockenartig lautenden Schläge, durch welche eine Repetiruhr uns Zeit und Stunde ankündigt. Aber bei alle dem hat die Urheberin all' dieser Bewegungen, hat die Feder selber mit dem Zeiger und mit dem Glockenschlage nichts zu thun, diese gehen hervor aus der bewundernswürdig kräftigen Zusammenordnung der Getriebe und der Räder, davon der Zahn des einen so gleichmäßig in die Räder des anderen eingreift, daß die ganze kleine Welt dieses menschlichen Kunstwerkes in harmonischem Mitbewegen erhalten wird. Ebenso walte auch in unserer ganzen Sichtbarkeit eine unsichtbare Schöpfermacht mittelbar, durch die Naturkräfte, durch welche das Entstehen und Vergehen, der ganze Verlauf des Lebens der einzelnen Dinge mit all' seinen fördernden und störenden Ereignissen herbeigeführt werde. Wie die Getriebe und Räder einer Uhr gleichmäßig ihren Verlauf machen, wobei das eine Rad durch ein anderes, das sich vorwärts dreht, zurück gedreht wird, so daß eine Richtung der anderen widerstreitet und dennoch alle dem Zwecke des ganzen Werkes dienen und denselben fördern, so gehen auch die Räder der Weltzeiten und ihrer Begebenheiten, mit anscheinend vernichtender Gewalt, hier über die Leichname und den Staub von Millionen geschaffenen Dingen und Menschen hin, rufen aber zu gleicher Zeit hier das Wehklagen und die Thränen eines untergehenden, dort das freudige Aufjauchzen eines neu aufgehenden Lebens hervor. Das Bewegen der Räder schreitet dabei in seiner gesetzlichen Ordnung weiter, welche den Fortbestand des Ganzen er-

halte. Von der Feder allerdings ist zuletzt all' dieses Bewegen ausgegangen, durch sie aber wird nur das Getriebe angeregt, der Zeiger am Zifferblatte nicht um eine Linie vor- oder rückwärts gedreht. Ebenso kann auch die Ordnung des Weltganges um des Einzelnen willen keine Aenderung erleiden. Der Glaube an die Wirkung des Gebetes und an eine eingreifende Allmacht, welche von dem Willen eines lebenden Erdenstäubchens, dergleichen der Mensch ist, zu ihrem gewaltthätigen Entgegentreten gegen die allgemeine, gesetzliche Ordnung bewegt werden könne, sei im Widerspruch mit aller Vernunft und ein Aberglaube; dort in der Tiefe der unermeßlichen Weltschöpfungen sei kein hörendes Ohr da für ein Verlangen, das in die ewigen Gesetze der Weltordnung nicht hingebend und geduldig sich fügen wolle.

Es gehört gerade keine sehr tief gehende Bekanntschaft dazu, mit dem weiteren Gedankengange und den Folgerungen, welche aus jenen Grundansichten des Doktors von selbst sich entwickeln müßten, um Das zu errathen, was er selber, wenn man das Wort ihm abdrang, frei und offen aussprach. Selbst Ihre Schwester, so schreiben Sie, hatte es früher als gesunde, stille, von ihm wenig beachtete Zuhörerin seiner Gespräche, aus seinem Munde vernommen, daß er jede Möglichkeit der Einwirkung, ja überhaupt das Dasein einer unsichtbaren, eigentlichen Geisterwelt läugnete. „Der Mensch sei mit all' seinen Leiden und Freuden, mit allen Bedürfnissen und Mängeln seines Lebens an die sichtbare Natur und an die in ihr nach unabänderlichen Gesetzen waltenden Kräfte hingewiesen; hier ist sein Anfang und sein Ende; ein Was und ein Wie? welches über das ihm vor Augen liegende Grab hinausgeht, erreicht sein Forschen nicht. Er soll sich genügen lassen an den Freuden, welche die schöne,

sichtbare Welt ihm gewährt, die Leiden aber, welche sie ihm bringt, in stiller Fassung ertragen, denn auch das schmerzendste Weh eilt, wie die Freuden, bald dahin; auch für den mühseligst Belasteten ist, ehe er sich versieht, das Grab da und in ihm ein Sichersein vor der Ruthe und der Pein des Drängens; ein Ausruhen von der Tage Arbeit und Mühen. Er achte und schone gern den kindlichen Glauben an das unmittelbare, hilfreiche Nahesein eines Geistigen und Göttlichen an der Hütte unserer Sterblichkeit, theilen aber könne er diesen lieblichen Kindertraum nicht."

So etwa mochte, nach den Andeutungen Ihres Briefes, der Doktor über die Welt eines Unsichtbaren, geistig Wirklichen sich ausgesprochen haben. Aber bei anderer Gelegenheit hatte er mit einem Ihrer Verwandten auch von einer anderen Welt des Unsichtbaren geredet, welche zwar keineswegs eine geistige, wohl aber eine für uns übersinnliche und dennoch unläugbar wirkliche ist. Ihre Schwester hatte das Gespräch der beiden Männer, an einem heiteren Frühlingsabende im Gartensaale Ihres Vaters mit großer Aufmerksamkeit angehört und die Erinnerung daran aus ihren damals noch gesunden Tagen war ihr jetzt auf dem Krankenlager wieder lebendig geworden. „Ich selber", so schreiben Sie, „war leider bei dem Gespräche im Gartensaale nicht zugegen gewesen und was nun später meine kranke Schwester mit unserem Arzte darüber sprach, das hat zwar, namentlich durch die Gedanken, welche Luise daran knüpfte, meine höchste Theilnahme erregt, ich habe jedoch außer jenen Schlußworten der Unterhaltung, die mir treu in der Erinnerung geblieben sind, den Anfang des Gespräches nur als einen vorübergehenden Hall in mein Ohr, nicht aber in meine Erinnerung aufgenommen, weil ich seinen Inhalt nicht recht verstand. Doch habe ich einige Stich-

worte daraus, die ich bis zum anderen Morgen im Gedächtnisse behalten, in mein Tagebuch geschrieben, um bei schicklicher Gelegenheit meine Schwester um weitere Auskunft darüber zu bitten. Zu dieser Gelegenheit ist es aber in den letzten Wochen, in denen Luise uns noch geschenkt war, nicht mehr gekommen und Sie werden deshalb dem unwissenden Mädchen es vergeben, wenn sich dasselbe mit der Bitte an Ihre Geduld wendet, so weit dies möglich ist, ihr das Verständniß über das halb, ja ganz Unverstandene weiter aufzuthun."

Die Worte, welche Sie mir aus ihrem Tagebuche mittheilen, heißen: „eine Astronomie des Unsichtbaren;" — ein großer Astronom, der sich auf seinem Kranken- und Sterbebette mit dieser Wissenschaft des Unsichtbaren beschäftigt." — „Großer und kleiner Hundsstern, Kornähre in der Hand der Jungfrau;" — „störende und alterirende Einwirkungen, so wie Bewegungen in der sichtbaren Welt, durch welche sich das Dasein und die Wirklichkeit einer unsichtbaren kund gibt."

An die vollkommen sichere Zulässigkeit einer Astronomie des Unsichtbaren: einer Sternkunde, welche ihre genauen, gründlich durchgeführten Berechnungen an Welten des Himmelsraumes anknüpft, von denen das Menschenauge nichts sah und zum Theil wohl niemals etwas sehen wird, hätte man freilich vor mehreren Jahrzehenden noch nicht gedacht. Dem Forschertriebe unserer Tage hat sich aber eine vorhin unbekannte Tiefe des natürlichen Wissens nach der anderen und so auch diese aufgethan; die Rechnung eines einsichtsvollen Astronomen, welche ihre Fäden in ein noch unbekanntes Gebiet des Himmelsraumes hinausspann, hat sich als vollkommen wahr und wohlbegründet erwiesen. Leverrier, ein hochachtbarer französischer Gelehrter, hatte

sich lange mit den Störungen (Unregelmäßigkeiten in der Bahnbewegung) des Uranus, des äußersten, weit entferntesten der bis dahin bekannten Planeten unseres Sonnensystemes beschäftigt, welche nicht von der Anziehung des Saturn und Jupiter (seiner nächsten Nachbarn) ausgehen konnten, sondern auf die Einwirkung einer Masse begründet sein mußten, welche ihn von dem Wege seiner Bahn hinauswärts, in einen ferneren Weltraum abzog. Er erkannte aus seinen Rechnungen allmählig mit großer Genauigkeit den Ort, wo die noch unbekannte Körpermasse stehen müsse, gab diesen Ort an, und ein junger, deutscher Astronom, der damals den ersten Aufflug zu den großartigen Entdeckungen machte, für welche er bestimmt ist, Galle in Berlin, fand durch sein Telescop den unbekannten Stern auf, welcher jene Störungen anrichtete: es war der neu entdeckte, bis jetzt bekannte äußerste Planet unseres Sonnensystemes: der Neptun.

Leverrier ist übrigens nicht jener Astronom, auf den die Worte Ihres Tagebuches hindeuten. Der, von welchem in der erwähnten Unterhaltung Ihrer kranken Schwester mit dem Doctor die Rede war, kann kein anderer sein, als der eigentliche tiefere Begründer der Astronomie des Unsichtbaren: der unvergeßliche, tiefblickende Bessel in Königsberg, von welchem sein würdiger Schüler: Mädler in Dorpat es bezeugt, „daß wir in der That dem späten Lebensabende desselben, den Jahren, wo er bereits unrettbar dem Siechbette, das er nicht mehr verlassen sollte, anheim gefallen war, die größte und folgenreichste aller seiner Entdeckungen verdanken *).“

*) Mädler's populäre Astronomie, 4. Aufl. in den Nachträgen von 1852 S. 19.

Auf diese „größte Entdeckung" weist mich denn zunächst das dritte Wort aus den kurzen Notizen Ihres Tagebuches hin: der große Hundsstern, oder um eine andere uralte Majestät seines Namens in Ehren zu halten: der Sirius.

Dieser, der König unseres Fixsternhimmels, der Sirius, wird Ihnen gewiß wohlbekannt sein, denn ich erinnere mich recht gut an den Abend, vor jetzt 2 Jahren, wo ich Ihnen und ihrer Schwester aus dem Saalfenster Ihres väterlichen Hauses die Sterne zeigte, und Sie vor Allem auf die Sternbilder des Orion und Sirius, auf den Procyon, (den kleinen Hund), auf die Plejaden oder das Siebengestirn und das ganze Sternbild des Stieres aufmerksam machte, in welchem letzteren damals (März 1854) der Planet Saturn stand. Wer könnte den Sirius, wenn er ihn und seine Nachbarschaft nur einmal recht in's Auge faßte, jemals wieder vergessen! Wenn auch nicht mehr in solcher Bedeutung für den Naturlauf des Jahres, wie bei den alten Aegyptern, zeigt uns doch sein Emporsteigen vor der aufgehenden Sonne die Zeit der Ernte und das Annahen der Reife der Trauben, sein Niedersinken mit den letzten Strahlen der Abendsonne die Zeit des Aufblühens und Grünens unserer Bäume und Saatfelder an, und wenn im Winter unser Land von dem Schmucke der Blüthen und der Saaten entkleidet ist, da führt Sirius am nächtlichen Himmel aus der Zone des beständigen Sommers im Süden einen Lustgarten der strahlenden Gestirne herauf, denen an Herrlichkeit kein Lustgarten der Erde gleichkommt.

Die Fixsterne, wie Sie wissen, wurden von der Sternkunde der neueren Zeit mit großer Entschiedenheit als Weltkörper, von der Natur unserer Sonne, anerkannt.

Denn wie diese leuchten sie in selbstständigem, nicht wie unsere Erde und ihr Mond in erborgtem, nur abgespiegeltem Lichte, dessen Glanz und Helle um so mehr sonnenartig erscheinen, wenn man die ungeheuere Ferne beachtet, aus welcher es zu uns kommt und die Kleinheit des Pünktchens, von welchem es ausgeht. Wenn man aber den Rang dieser Sonnen des fernen Weltraumes nach der Stärke ihres Lichtes ordnen wollte, dann gebührte dem Sirius unter allen an unserem Himmel leuchtenden Fixsternen der höchste Rang, entweder müßte er, wo nicht die allernächste, doch eine der nächsten Sonnen an unserem planetarischen Weltgebiete sein, oder da sich dieses durch die Beobachtungen nicht bestätigte, eine der körperlich mächtigsten am ganzen Sternenhimmel, welche wohl geeignet sein könnte, den anziehenden Mittelpunkt für andere ihrer Art, als eine Sonne der Sonnen zu bilden.

Unsere Sonne steht als herrschender Mittelpunkt in dem Reiche ihrer Planeten, welche von ihr nicht nur das Licht empfangen, das sie unserem Auge abspiegeln, sondern auch den Antrieb zur Fortbewegung auf ihren Bahnen. Bei uns sind mithin Weltkörper, welche an sich selber dunkel und im Vergleiche mit ihrem Centralkörper klein an Umfang und Masse sind, mit einer Lichtwelt zusammengesellt, die, wie der Stamm eines Baumes seine Blätter und Früchte, sie alle hält und trägt. Dort im fernen Weltenraume ist dieses Verhältniß ein anderes. Man hat da in neuerer Zeit Weltensysteme entdeckt, in denen sich nicht dunkle Planeten um eine leuchtende Sonne, sondern selberleuchtende Sonnen um Sonnen bewegen, zwei und zwei, ja drei und vier und noch mehrere, wie bei uns die Monde, mit ihren Planeten zusammengesellt. An vielen dieser Doppelsterne und Sternengruppen hat man die Fortbewegung in ihren

Bahnen beobachtet, bei mehreren die Zeit ihres Umlaufes bestimmt, bei einigen wenigen sogar ihren Abstand von uns berechnet und hierauf die Möglichkeit begründet, die Größe ihrer körperlichen Massen zu erkennen.

Schon diese Entdeckung war für die Naturkunde eine unerwartete und überraschend neue. Jenem bequemen Gange der Vorstellungen, auf welchem man sich erlaubt, von dem Wesen eines uns nahe Liegenden und Bekannten auf das Wesen eines ähnlich scheinenden Fernen und Unbekannten einen Schluß zu bilden, wurden dadurch auf einmal seine Schranken gesetzt; man mußte zugeben, daß die Naturverhältnisse unseres Sonnensystemes nicht als die gleichen im ganzen, sichtbaren Weltgebäude sich wiederholten, sondern daß es da Tausende von Sonnen gebe, zu denen sich nicht dunkle Planeten und Monde, sondern andere Sonnen in gemeinsamem Bahnlaufe gesellt finden.

Noch ungleich weniger aber als das, was die Entdeckung der Doppelsonnen gelehrt hatte, wollte sich mit den herrschenden Vorstellungen über die Naturverhältnisse des Fixsternenhimmels das zusammen reimen lassen, was, wie ich vorhin erwähnte, Bessel am Sirius beobachtete. Diese vermeintliche Sonne der Sonnen, mächtig genug, so konnte es scheinen, um eine ganze Schaar von planetarisch dunklen Planeten und Monden um sich zu versammeln, sie zu beleuchten und in ihren Bahnen zu bewegen, erscheint nach jener Beobachtung als ein zwar sonnenartig leuchtender Weltkörper, der jedoch einen schnellen Lauf der Bahn um einen anderen Weltkörper beschreibt, welcher im Vergleiche mit Sirius ein planetarisch dunkler, und deshalb für unser Auge nicht wahrnehmbar sein muß. In 50 Jahren und 5 Wochen bewegt sich der herrliche Stern um seine uns unsichtbare Centralwelt, deren körperliche

Masse, der Berechnung nach, der Masse unserer Sonne bei weitem nicht gleichkommt.

Bessel's Angabe erschien zwar anfangs vielen Freunden der Sternkunde als eine kaum glaubliche, doch wie konnte man jenen schlagenden Beweisen ihrer Wahrheit widerstehen, welche solche hochstehende Meister im Gebiete der Sternkunde, wie Peters und Mädler, in einer Reihe von sorgfältigen Beobachtungen hingestellt haben! Wenn ich mich in tiefem Dunkel der Nacht auf meinem Wege von einem Seile umfaßt und durch dieses nach einer Richtung hingezogen und fortbewegt fühle, welche nicht die Richtung ist, die ich ohne jene hemmende Macht eingeschlagen hätte, sollte ich da nicht mit Recht an die Einwirkung eines Armes denken, der durch seine überlegene Kraft das Seil und durch dieses mich bewegt?

Das gleiche Loos mit dem großen Hundssterne theilt auch der kleine: der Procyon, welcher nach Mädler's Beobachtungen und Berechnungen in einer noch nicht ganz genau erkannten Periode von 55 bis 60 Jahren den Umlauf ebenfalls um einen uns unsichtbaren Centralkörper zurücklegt. Und Spica, an der Aehre in der Hand des Sternbildes der Jungfrau, ist nach Pierce's Beobachtungen ebenfalls einem solchen übermächtigen und dennoch unsichtbaren nahen Begleiter zugesellt, um welchen sie in ungefähr 44 Jahren eine Bahn beschreibt. Ja nach Mädler's Beobachtungen findet sich bei beiden sichtbaren Sternen des Doppelsternes Nr. 1037 in Struve's Katalog noch ein unsichtbarer dritter, der sein Dasein und seine theilnehmende Mitwirkung an den Bewegungen der beiden anderen nur in seinem abändernden Einflusse auf jene Bewegungen kund gibt.

Schon die oben erwähnten Entdeckungen im Gebiete

der „Astronomie des Unsichtbaren" durchkreuzen in unerwarteter Weise unsere früheren Vorstellungen von der Anordnung des Sternenhimmels. Eine leuchtende Sonne bewegt sich in den Fernen des Weltraumes um einen dunklen Planeten, statt daß bei uns Planeten um die Sonne ihre Bahn beschreiben, welche ihnen Licht und Bewegung gibt. Aber eine Entdeckung der ganz neuesten Zeit führt uns noch um einen Schritt weiter. Bei uns bewegt sich ein Mond, der, wie uns sein Erscheinen zur Zeit des Neumondes bezeugt, kein eigenes Licht hat, sondern sein Licht, eben so wie unsere Erde, von der Sonne erhält. Dort aber, im entfernteren Weltraume, gibt es zwar auch Sonnen, um die ein dunkler Planet seine Bahn beschreibt, aber dieser Planet führt als Gesellschafterin auf seiner Bahn, statt des Mondes eine (kleine) selber leuchtende Sonne mit sich, die ihm, weil sie viel näher ist, ein wenigstens eben so helles Licht zustrahlt als seine größere Sonne.

Diese seltsame Compagnie dreier Sterne hat der wackere Forscher der Meeres- wie der Himmelstiefen: Capitain Jacob, der Vorstand der Sternwarte in Madras, seit seiner näheren Bekanntschaft mit dem Alpha-Sterne am Fuße des Centauren zur öffentlichen Kunde gebracht. Der eben genannte Stern ist nur auf der südlichen Halbkugel, nicht über unserem Horizonte sichtbar. Er ist ein Doppelstern, an welchem eine kleinere Sonne in 79 Jahren sich um die größere bewegt. Aber jene kleinere Sonne erweist sich durch Jacob's Beobachtungen als ein Mond, der in etwa 10 Jahren seinen Umlauf um einen dunklen Planeten macht und mit diesem zugleich den 7 bis 8 mal größeren um den leuchtenden Centralkörper *).

---

*) M. sehe das Ausführlichere über diese Entdeckungen in der so

Das ungefähr mag es sein, was der Doktor über eine Astronomie des Unsichtbaren mit Ihrer Schwester sprach. Merkwürdig ist mir der ganze Inhalt des Gespräches, in welchem eine Kranke zur Vergeltung für die leiblichen Arzneien, die sie von ihm empfangen, ihrem Arzte heilkräftige Blätter darbot von einem Holze des Lebens, das zur Gesundheit der Heiden dient. Namentlich finde ich auch die Weise, in welcher Luise den Inhalt mancher früherer Gespräche des wohlunterrichteten Doktors mit ihr selber oder mit anderen Mitgliedern des Hauses zu einem sinnvollen Ganzen verwebte, selbst für uns Gesunde höchst lehrreich und zur Nachahmung anregend. Die gute Luise! so lange sie gesund war, hat sie so gerne und eifrig Blumen und Kräuter gesammelt. Wie unermüdet lief sie den Hügel hinan, der nicht fern von dem Landsitze Ihres Vaters gelegen und im Frühlinge gar reich an selteneren Blumen und Kräutern ist. Dort gibt es unter anderen auch manche, die seit alter Zeit wegen ihrer Heilkräfte hoch in Ehren gehalten sind, und diese zogen ihre Aufmerksamkeit am meisten an, denn, wie sie mir oft sagte, sie liebte zwar die Blumen auch wegen der Herrlichkeit ihrer Farben und der Schönheit ihrer Gestalt, am meisten aber, wenn sie solche enthielten, wegen ihrer heilsamen Kräfte. Darum sammelte sie dergleichen am liebsten und meisten, trocknete sie mit besonderer Sorgfalt, sammelte auch wohl ganze Vorräthe davon, mit denen sie dann Jeden, der es begehrte, vornämlich die armen Arbeiter in der Fabrik Ihres Vaters, versorgte, um sie zur Bereitung von Thee, Kräuter-

---

eben erscheinenden 4. Auflage meines kleinen Lehrbuches der Sternkunde (Frankfurt bei Zimmer) unter der Kapitelüberschrift: Eine Astronomie des Unsichtbaren.

kissen oder Bädern für Kinder zu benutzen. Hieß sie doch deshalb bei der Tante, so wie bei Ihrem Herrn Vater, die Jungfer Hausdoktorin. Was sie jedoch hierbei so im Aeußerlichen trieb, das war nur das Abbild von einer Geschäftigkeit in ihrem Inneren, welcher sie noch eifriger sich hingab als dem Suchen und Eintragen von Arzneikräutern. Sie hat sich, wie es scheint, von ihren frühesten Jahren her, auf das Einsammeln jener Blätter vom Holze des Lebens gewendet, die zur Gesundheit der Heiden, so wie die Früchte zur Speise des Geistes dienen. Und von diesen ewig frisch bleibenden Heilmitteln hat sie sich in ihrem Inneren einen großen Schatz angelegt, den sie erst da recht aufthat und zur Stärkung für sich und Andere benützte, als sie auf ihr Sterbelager kam.

Die gute, treue Luise mag uns als ein Musterbild dieses Sammelfleißes immer vor Augen stehen. Ist doch eine solche innere geistige Hausapotheke, wie die ihrige war, allen Kapitalien und Kleinoden der Welt unvergleichbar weit vorzuziehen. Es ist eine ernste Sache, lange krank auf dem Lager zu liegen und noch ernster ist das Sterben. Auch sind die Krankheiten, die uns treffen, nicht alle nur von äußerer, leiblicher Art; denn es gibt viel schwerere als diese sind, innerlich an der Seele. Auch ist das Sterben nicht nur eine äußere und leibliche Noth. Wenn es aber bei beiden Ihrer Schwester am allerbängsten um das Herz war, da zog sie ein solches, von ihr eingesammeltes und wohlverwahrtes Blatt vom Holze des Lebens aus ihrem innerlichen Hausschatze hervor: einen Spruch oder eine Gotteswahrheit aus der heiligen Schrift und den Glaubensbekenntnissen ihrer Kirche, oder aus den Worten und dem Inhalte eines heilkräftigen Liedes, damit sie die zum Tode ermattete Seele, ja selbst den Leib, von Neuem

belebte und stärkte. Und wenn auch ihr am meisten und zunächst die Kraft solcher Arzneien zu Statten kam, so war sie doch auf ihrem langen Krankenlager und Sterbebette bei jeder Gelegenheit bemüht, auch Andere damit zu bedienen. Und hierbei schien sie sich wirklich in höchst beachtenswerther Weise auf eine Art von geistiger Apothekerkunst zu verstehen, welche die bitteren, oder für die Empfänglichkeit mancher Kranken zu starken Mittel mit anderen vereinigte und verband, welche die Arzneien annehmbarer und zu dem, was sie so eben wirken sollten, geeigneter machte. Das hat sie in all' den Fällen, von denen Ihr Brief berichtet, ganz besonders aber in dem Gespräche mit dem Doktor, erwiesen.

„Einige Wochen vorher," so sagen Sie, „ehe es zu dem Gespräche über die Astronomie des Unsichtbaren kam, hatte Ihre Schwester einmal den Arzt darüber gefragt, ob er es wohl erlauben möge, daß sie einen Trank aus gewissen Kräutern und Hausmitteln (Sie geben mir ihn nicht näher an) trinken dürfe, der ihr schon früher in gesunden Tagen sehr angenehm und wohlthuend gewesen sei. Sie wüßte nicht, woher das käme, denn sie hätte gar nicht mehr an jenes Getränk gedacht, aber seit mehreren Tagen sei in ihr ein unwiderstehliches Gelüste darnach erwacht, das ihr sogar in dem Traume bei Nacht nachgegangen sei. Der Arzt antwortete hierauf: zwar hätte auch er an jenes alte, unschuldige, ganz aus Gebrauch gekommene Mittel nicht gedacht, aber er müsse das Verlangen darnach für die Regung eines natürlichen Instinktes halten, der sich bei Kranken so oft wohlthätig wirksam erweise. Denn in keinem Falle könne ihr der Trank Schaden, wohl aber, wie er hoffe, Erleichterung ihrer damals sehr merklichen

Beschwerden bringen. Luise sei nun dem Eingeben ihres Instinktes gefolgt und habe sich wirklich durch den Gebrauch des Mittels sehr erleichtert gefühlt. Sie erzählte dieses zu seiner großen Zufriedenheit dem Arzte und bat ihn zugleich, daß er sie doch ein wenig darüber belehren möge, was der Grund und das Wesen des Instinktes eigentlich sei? Der Doktor habe dann zuerst in vielen Beispielen die Aeußerungen des thierischen Instinktes beschrieben: in dem Auffinden des Futters, in dem Triebe zum Wandern, zum Nesterbauen und all' den merkwürdigen, seltsamen Arten einer elternlichen, namentlich mütterlichen Vorsorge sogar für ihre noch künftige, ungeborene Brut. Bei der Geschichte der Bienen habe er sich am längsten verweilt. „Wie läßt sich aber, fragte Luise, das erklären, daß die so eben aus der Puppenhülle gekrochene Biene, sobald ihre Flügel erstarkt und geputzt sind, hinausfliegt in die von ihr noch nie gesehene, freie Welt und in dieser sogleich den richtigen Weg findet hin zu den Gewächsen, aus denen sie das Wachs und den Honig nimmt, die sie in den mütterlichen Stock hineintragen soll? Oder was für ein unbegreifliches Gelüste wandelt den jungen Kukuk an, der, im fremden Neste ausgebrütet, im Käfige eines Naturfreundes groß gezogen, seine Eltern niemals gesehen hat, wenn er im Herbste, aus seinem Gefängnisse entlassen, auf einmal seinen Flug nach Südost wendet, dahin, wo seine Eltern und Verwandten dem von uns scheidenden Sommer in sein beständiges Wohnhaus nachzogen? Und nun vollends gar die Vorsorge der Mütter für einen zukünftigen Haushalt ihres Geschlechtes, dessen Anfänge sie in den meisten Fällen gar nicht erleben, welch' eine unbegreifliche Erscheinung ist das in einem so schwachen, unvernünftigen

Thiere! Wie und wo kann und soll man wohl solche wunderliche Dinge in den Auslegungen der Gesetztafeln der Natur unterbringen?"

Die ausführliche Belehrung, welche der Doktor Ihrer Schwester Luise über das Wesen des Instinktes gab, welcher selbst in der menschlichen Natur sich regen könne, scheint nach den Andeutungen Ihres Briefes so ziemlich das erschöpft zu haben, was die Gelehrten unserer Tage über den Gegenstand gesagt haben und zu sagen pflegen. Ihre Schwester hielt sich in ihrem späteren Gespräche mit dem Arzte nur an den Schluß seiner Rede, den sie in ihrer Weise, und, wie ich meine, ganz gut in den Worten zusammengefaßt hatte: Der Zug, welcher die Aeußerungen des Instinktes hervorruft, ist allerdings in seinem Anfange und Ende für die Naturforschung eine noch räthselhafte Erscheinung. Denn sein Bewegen geht von dem verborgenen Inneren, z. B. eines Thieres, aus und führt nach Etwas hin, das dem Raume und der Zeit nach für die äußeren Sinne des Thieres noch ein Verborgenes, Unsichtbares, Weitabgelegenes oder fern Zukünftiges ist. — Die Wirksamkeit des Zuges, den wir Instinkt nennen, gründet sich auf eine polarische Anziehung. Zwischen zwei Dingen oder Wesen findet eine solche polarische Anziehung oder Hinneigung statt, davon das eine das hat, was das andere begehrt. Und wenn diese beiden auch in so weiter, für das Auge unabreichbarer Ferne auseinander liegen sollten, wie der Südpol unserer Erde von dem Nordpole, so findet doch der Zug des einen zum anderen seinen Weg und beständigen Fortgang, sei es auch nur in der bloß aus ihren Wirkungen erkennbaren Art der elektro-magnetischen Strömungen. Das Dasein und die Kraft des einen Poles steht in nothwendigem Zusammenhange mit

dem Sein und Wesen des anderen; ein Südpol könnte nicht da sein und entstehen ohne einen ihm zugehörigen Nordpol; wo Bäume wachsen, in denen der Mangel, das Bedürfniß nach Wasser sich regt, da findet sich auch alsbald in den feuchten Niederschlägen aus der Luft das Wasser ein, das als der andere Pol den Mangel erstattet. Die Türken, so wie andere Leute, welche mit ihnen das Gleiche thaten, haben deshalb gar viele vormals fruchtbare Länder in eine dürre Wüste, die früheren Flüsse in Siechbäche verwandelt, weil sie die Waldungen ausrotteten, welche das atmosphärische Wasser herbeizogen. —

Aber wie sinn- und geistreich benutzte doch Ihre Schwester die beiden Belehrungen des Doktors über den Instinkt und über die Astronomie des Unsichtbaren, um daraus sich die Waffen zu bereiten, mit denen sie den Unglauben des Arztes in seinem eigenen Hause angriff, und wenn auch vielleicht nicht ganz besiegte, doch so erschütterte, daß, wenn ein Sturm sich erhebt, seine Mauern wohl nachgeben werden. Und wie mußte sich auch da die gute Gelegenheit so zur günstigen Stunde für sie einfinden, um, wie Ihre Schwester später sagte, dem theilnehmenden, treuen Arzte ihres kranken Leibes zum Lohne, aus armer Hand für seine viele Mühe noch eine Arznei, bereitet aus einem Blatte vom Holze des Lebens, in sein Herz zu geben.

Ich kann mich, eben so lebendig, als Sie mir dieselbe beschreiben, in die Scenerie des letzten Morgengespräches der Kranken mit dem Doktor hineinfühlen und denken. Der Arzt hatte befohlen, daß man der Kranken in der Nacht, wenn sie wach sei, zu einer gewissen Stunde ein von ihm verordnetes Arzneimittel eingeben und diese Gabe nach einer Stunde wiederholen solle. Als er am Morgen kam und die sonst sorgfältige Wärterin fragte, ob die

Kranke zur rechten Zeit die Arznei erhalten habe, antwortete diese mit Nein, und berichtete auf weiteres Befragen, daß die Kranke zwar wach gewesen, aber gerade so in ihrem Gebete vertieft gewesen sei, daß die Wärterin sie nicht darin habe stören wollen. Und gleich nachher sei sie in einen so sanften Schlaf versunken, daß es auch wohl nicht gut gewesen wäre, sie daraus zu erwecken, da ja, wie der Herr Doktor es selber wisse, bei ihr, wenn sie einmal wach geworden sei, es so schwer hielte, daß sie wieder zum Einschlafen käme.

„Ei,“ so sagte der Doktor halb scherzhaft zur Kranken, „Sie sollen sich jetzt vor Allem an die sichtbare Welt und ihre Heilmittel halten, von dieser wissen wir, daß sie da ist, denn wir sehen sie und fühlen ihre Wirkung, von einer unsichtbaren Welt und ihren Wirkungen auf uns wissen unsere medizinischen Lehren eben so wenig als Ihre Kochbücher von der hungerstillenden, sättigenden Kraft der geistigen Speisen und Unterhaltungen. Wir Aerzte und Alle, die unserer Ansicht und Hülfe vertrauen, stehen darin auf dem festeren Grunde und Boden der Erfahrung, ob es sich mit dem Glauben an einen Verkehr mit der unsichtbaren Welt eben so verhalte, das getrauen wir uns nicht zu behaupten.“

Die Kranke wurde auf einmal ganz lebhaft und, wie Sie sagen, es war, als würde sie von derselben munteren Laune ergriffen, die ihren Gesprächen in den Zeiten ihrer gesunden Tage so oft einen ganz eigenthümlichen Reiz gab. „Sie wollen gewiß,“ so sprach Sie, „heute an meiner Seele dieselbe Vorsicht erweisen, die Sie bei der ärztlichen Behandlung meines Leibes so oft geübt haben, wenn Sie meinten, eine Arznei, die Sie mir verordnet hatten, sei für meine Natur zu stark gewesen, und mir ein Mittel ein-

gaben, das (wie ein niederschlagendes Pulver) die Wirkung mäßigte oder vielleicht gar aufhob. Wer hat denn den Glauben an eine unsichtbare Welt und ihre unverkennbare Wirksamkeit mitten in der sichtbaren Natur mehr in mir geweckt und befestigt als Sie? Und nun, vielleicht weil Sie fürchten, der Glaube möge sich zum Aberglauben steigern, wollen Sie alle jene guten Gaben, die Sie mir darreichten, wieder entkräften und verdächtigen?"

Der Doktor stutzte anfangs ein wenig, ganz überrascht von der unerwarteten Beschuldigung, daß er Jemand zum Aberglauben habe verführen wollen, und fragte dann lächelnd die Kranke, wie sie denn auf den Aberglauben und das niederschlagende Pulver komme?

„Fast scheint es," antwortete Luise, „als wollten Sie nur noch einmal meinen Dank hören für den festlichen Genuß, den Sie meiner noch immer regen Lernbegier durch eines Ihrer früheren Gespräche bereiteten, in welchem Sie mich über eine Astronomie des Unsichtbaren belehrten. Nun wohl, ich sage Ihnen meinen Dank noch einmal recht von Herzen, denn Ihre Mittheilung ist mir unvergleichbar mehr werth gewesen als die reichste Erbschaft es hätte sein können, die mir etwa an Juwelen, Perlen und anderen Raritäten aus der Verlassenschaft eines reichen Vetters in Indien zugefallen wäre. Wenn ich so recht die Bedeutung bedenke, welche die Entdeckung einer Astronomie des Unsichtbaren gerade für unsere Zeit und das in ihr lebende Geschlecht haben könnte, dann fällt mir ein Vergleich ein, den mir eine Geschichte, ich weiß nicht, ob eine wahre oder erdichtete, an die Hand gibt, welche ich einmal in meiner Kindheit gelesen habe. Eine Gesellschaft oder Gemeinde von Kolonisten hatte sich in einer von Europäern noch unbewohnten Gegend von Amerika niedergelassen. Die

Leute hatten außer ihrem kleinen Schiffe und dem Hausgeräthe, womit sie dasselbe beladen, nur wenig von dem mit sich gebracht, was zu des Lebens Unterhalt dient oder worauf sie einen Tausch mit den in der Nachbarschaft wohnenden Indianern hätten begründen können. Noch mehr aber fehlte es ihnen fast an allen Mitteln zum Einkaufe Dessen, was sie bedurften von ihren europäischen Landsleuten, welche südwärts von ihrer Kolonie eine Handelsstation errichtet hatten, die in beständigem lebhaftem Verkehre mit dem Heimathlande stand. Unter solchen Umständen begreift man es leicht, in welcher beständigen Noth, in welchem drückenden Mangel die armen Kolonisten sich befinden mußten. Einige Erleichterung gewährte es ihnen übrigens, als sie, nach langem, fleißigem Bearbeiten und Durchforschen ihres Bodens eine Ader von Eisenerz entdeckten, das sie, denn mehrere von ihnen waren geschickte Schmiede, ausschmolzen, verarbeiteten und nun zum Tauschhandel mit ihren nächsten Nachbarn, den Indianern, verwenden konnten. Aber ihr fleißiges Forschen und Hineingraben in die Tiefe wurde bald durch einen noch anderen, unerwarteten Erfolg belohnt. Das Eisen ist wohl gut und zum Hausgebrauche besser als jedes Metall; Gold aber noch viel besser als das Eisen zum Verkehre mit der Welt. Das erkannten die armen Kolonisten mit gar großer Dankbarkeit an, als Einer aus ihrer Mitte, der wackere Adam Schlier (oder Schleier), ein gelernter Bergmann und zugleich Schmied, indem er nach Eisen grub, auf eine Masse gediegenen Goldes stieß, die der Beschreibung nach, nicht viel kleiner gewesen sein mag, als die vor länger als hundert Jahren zu La Paz in Amerika aufgefundene, aus der man 5620 Dukaten prägte. Das war nun freilich ein Fund, welcher in der damaligen, gerade recht drückend gewordenen Noth den

armen Kolonisten sehr gelegen kam, um so mehr, da das gediegene Gold zu seiner Verwerthung im Handel und Wandel weder die große Mühe des Ausschmelzens noch der Verarbeitung erfordert, die man auf das Eisen verwenden muß. Die vereinsamten Kolonisten konnten doch auch nun wieder mit ihrem lieben Heimathlande in Verkehr und Verbindung treten, und Manches von dort sich verschaffen, was sie lange entbehrt und schmerzlich vermißt hatten."

„Sehen Sie," so fuhr Luise in ihrer heutigen Redseligkeit fort, „eben so wie das Gold unseren ausgewanderten, hilfsbedürftigen Landsleuten gerade zur rechten Zeit und Stunde bescheert wurde, so scheinen mir auch solche Entdeckungen, wie die der Astronomie des Unsichtbaren, recht für unsere Zeit gemacht. Denn diese Zeit meint zwar, mehr denn jede andere der ihr vorangegangenen, sie sei reich und habe gar satt, aber sie ist wohl vor anderen arm, blind und bloß. Denn sie hat das Erbtheil ihrer Väter, den Glauben an eine geistig göttliche Welt verloren, die uns beständig umgibt, hält und führt. Bei ihr ist noch ein ganz anderer Mangel an Brod, an Kleidern und anderen Dingen eingetreten, welche zur Erhaltung des wahren Lebens dienen, als bei den hungernden und in zerlumptem Gewande einhergehenden Kolonisten. Nun sind zwar jene überraschenden Entdeckungen im Gebiete der Sternkunde keinesweges schon an sich selber ein Brod des Lebens, eben so wenig als das Gold für sich selber ein genießbares Brod, erquickender Wein oder ein Wollengewand werden kann, zum Schutze gegen die Kälte des Winters; aber sie können durch ihre vorbildliche Bedeutung zum Besitze alles Dessen hinführen, was das Leben erhält und ernährt, seine Mängel ausfüllt, seine Blöße

bedeckt. Mit ihrem Golde läßt sich vielleicht auch wieder ein Verkehr mit der alten Heimath anknüpfen, in welcher das reiche Erbtheil unserer Vorzeit noch aufbewahrt und für Jeden zum Gebrauche bereit liegt, der sein begehrt. Der grobe Unglaube, der an jeder Wirklichkeit der Dinge zweifelt, welche sein Auge nicht sieht, seine Sinne nicht wahrnehmen, muß wenigstens es zugestehen, daß da droben mitten unter den sichtbaren Sternen auch unsichtbare Welten stehen, deren Dasein und Wirklichkeit sich in unwidersprechlich klarer Weise durch die anziehenden und bewegenden Kräfte zu erkennen gibt, welche den sichtbaren Stern in seiner Bahn um den unsichtbaren Mittelpunkt bewegen. Und, lieber Herr Doktor, erlauben Sie, daß ich meine von Ihnen erlernte Lektion noch weiter aufsage. Als neulich einmal in mir ein Verlangen erwacht war nach einem viel unschuldigeren und weniger anregenden Maientrank als der mit Wein angesetzte ist, da hatten Sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich mein Verlangen nach Herzenslust befriedigte. Denn, wie Sie damals sagten, mein Verlangen konnte die Regung eines natürlichen Instinktes sein, der sich bei Kranken so oft wohlthätig wirksam erweise. Ich fragte Sie in kindischer Neugier, wie der Instinkt sich äußere, und was sein eigentliches Wesen sei? Und Sie, nachdem Sie mir viele seiner Aeußerungen am Thierreiche und selbst am Menschen beschrieben hatten, bekannten es offen, daß auch noch unsere jetzige Naturkunde, so hoch sie im Vergleiche mit ihren früheren Stufen der Erkenntniß stehen möge, in dem Instinkte eine räthselhafte Erscheinung anerkennen müsse, deren Anfang und deren Ende unserer sinnlichen Anschauung sich entziehen. Denn so wie sein Bewegen von dem verborgenen Inneren z. B. eines Thieres ausgehe, so führe dasselbe auch nach einem

Ziele hin, welches dem Raume wie der Zeit nach unerreichbar fern für das Auge oder als ein Zukünftiges noch ganz verborgen sei. Uebrigens, so sagten Sie, beruhe der Zug, welcher den Instinkt anregt, auf einer polarischen Anziehung zwischen zwei Dingen oder Wesen, davon das eine ein Bedürfniß fühlt und hat, welches in dem Wesen des anderen seine Befriedigung findet."

„Ich halte mich," so fuhr Luise fort, „an diesen Ihren letzten Satz zuerst. Der Zug der Liebe, so sagten Sie, der die Mutter mit dem Kinde, das Kind mit der Mutter verbindet, sei die Aeußerung eines Instinktes. Ebenso sei dieses jener Zug, welcher den Wandervogel, während der Zeit des Mangels und der Noth, die für ihn im Winter unsere entlaubten Wälder und vom Froste erstarrten Auen unbewohnbar machte, in ein fernes Land führte, darin er Futter und warmen Sonnenschein fand. Ein Zug, welcher ihn auch dort in der Fremde, selbst wenn dieser die Naturfülle niemals ausgeht, nicht verläßt, sondern welcher seine Schaaren, sobald sich bei uns der Frühling naht, vom Boden ihrer Pilgerschaft erhebt, und sie unter all' den Gefahren, welche von oben der Sturm, von unten das wogende Meer droht, darin Viele der Wanderer gelähmten Fluges ihren Untergang finden, zurück begleitet in die Heimath. Das Verlangen des Kindes nach der Mutter gründet sich allerdings auf das Gefühl eines Mangels, den die Mutter erstatten, auf eine Noth, welcher dieselbe abhelfen kann, während die Mutter zwar ohne das Kind bestehen könnte, nicht aber bestehen mag, aus einem ihr inwohnenden sehnlichen Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden. Ebenso könnten auch bei uns die Wälder und Felder bestehen ohne die wiederkehrenden Wandervögel. Hätten jedoch jene Gefühl und Sinn wie die Mutter, sie

würden, ganz abgesehen von der Bedeutung, welche diese Bürger im Haushalte ihres Staates durch die Vertilgung der schädlichen Insekten und dergleichen haben, gar sehnlich, wenn der Mai kommt, darnach fragen: wo bleiben meine Sänger, wo bleiben die munteren Gespielen meiner im Winde bewegten Blätter und Halme?“

„Lieber Herr Doktor! Sie sagten einmal zu mir, daß Sie die Reden und Aussagen der ächten Somnambulen mit ihren Aeußerungen eines seltsamen Ferngesichtes für Eingebungen eines Instinktes halten, der sich in einer uns verständlichen Sprache, in unseren Worten kund gebe. Sie hätten deshalb solche Reden nicht ohne Interesse angehört. Erlauben Sie mir deshalb, daß ich auch für ein instinktartiges, sehnliches Verlangen, welches mein Herz von meiner Kindheit an unablässig bewegt hat, die Worte suche und Ihnen mittheile, darin ich Ihnen dasselbe kund geben möchte. In meinem Inneren, das setze ich voraus, gibt es doch wohl eine eben so lebendige und wohl noch mächtigere Empfänglichkeit für die Anregungen jenes die ganze Schöpfung durchdringenden Zuges, den Sie als Instinkt beschrieben, als im Inneren der Thiere. Diese Regung gleicht bei mir dem Verlangen des hilfsbedürftigen Kindes nach der Liebe einer Mutter, die das Kind schon geliebt, und in ihrem Schooße gehegt und genährt hat, noch ehe dasselbe geboren war. Der Zug meiner Liebe führt mich deshalb nicht, wie der, welcher den Wandervogel nach seinem Heimathlande zieht, zu einem Walde oder Felde hin, das von ihm nichts weiß, sondern wie zu einer Mutter, die bei Tag wie bei Nacht um das Wohl ihres Kindes besorgt ist, jeden seiner Laute hört und versteht, seine Wünsche nach dem verständigen Rathe der Muttertreue ihm gewährt. Mein Gott und Herr, zu dem ich mit all’

meiner Armuth und Noth, sehnend nach Ihm, wie das Kind nach der Mutter ohne Aufhören mich nahe, ist kein für die Stimme meines Rufens nach Ihm tauber Gott. Er ist kein solcher, der, in der unergründbaren Tiefe der Naturkräfte verborgen, durch diese das Sein und Zusammenwirken des großen Ganzen seiner sichtbaren Welten erschuf und zusammenhält, während das Sein und Leben der Einzelnen gleich Blättern auf dem Strome jener Kräfte schwimmt, welcher, wie sein Lauf eben geht, einige weiter und leichter fortführt, andere an das Ufer oder an die Felsen in seinem Bette hinanwirft. Nein, er ist ein lebendiger Gott; ich nenne Ihn mein, nenne ihn Du, wie das Kind zu der Mutter sagt: Du bist mein und wirst meine Mutter bleiben. Ja, Sie sind mein Freund, denn als Solcher haben Sie sich in meiner langen Krankheit treu und theilnehmend erwiesen. Könnte ich Ihnen doch zum Lohne für Ihre Treue Etwas von dem seligen Gefühle, von dem Troste, von der Kraft jener Liebe in Ihr Herz geben, die ich zu Ihm meinem Gott und Herrn fühle, den die Liebe zu mir in mein armes Fleisch und in den Tod herabzog. Mein Auge sieht Ihn nicht; kann aber doch auch ein krankes, blindes Kind die Nähe der Mutter und den Hauch ihres genaheten Mundes fühlen. Er ist bei mir und ich bei Ihm; Er mein und ich bin sein. Bald werde ich mich, wie der Wandervogel, von dem Boden meines Fremdlingslandes erheben. Von dort bin ich hinweggerückt und nicht mehr da, für Ihn aber bin ich noch da, und Er für mich, denn Er selber mit Seinem Zuge der Liebe, die eher war als ich, trägt, hält und führt mich ja mit sich nach der Heimath, da ich bleiben werde. Ihm lebe ich, Ihm will ich auch sterben."

Luise schwieg jetzt, wie versunken in die Gefühle, die

ihre letzten Worte aussprachen, und es schien nicht, als hätte ihr ungewöhnlich langes Sprechen sie leiblich sehr ermüdet oder angegriffen, denn ihre Stimme war bis zuletzt, nach dem Verhältnisse ihrer Kräfte, gleichmäßig laut und deutlich vernehmbar geblieben. Der Doktor schwieg auch, und als er, von seinem Sitze aufstehend, nach dem Fenster hintrat, um, wie es schien, nach einem Arzneiglase zu sehen, da bemerkten Sie, daß er sich eine Thräne abwischte. Noch einmal fühlte er den Puls der Kranken und dieser war es, als ob er, wie zum stillen Ausdrucke eines Dankes, ihr leise die Hand drückte. Selbst in seiner Stimme sprach sich eine gewisse Rührung aus, als er bei'm Abschiede von der Kranken die von ihm ungewohnten Worte sagte: Gott möge ihr das innere Wohlsein und freudige Gefühl erhalten, in welchem sie so glücklich sei.

Das Gespräch Ihrer Schwester scheint, wie Sie mir schreiben, nicht ohne tiefer gehende, bleibende Wirkung auf den wackeren Mann geblieben zu sein. Seine theilnehmende Sorge für Ihre geliebte Kranke schien sich noch gesteigert zu haben. Sie schien zu einer wahrhaft väterlich innigen geworden zu sein, hatte jedoch neben dieser väterlichen Stellung zugleich einen Zug von Achtung und, fast möchten Sie sagen, von Ehrerbietung angenommen, der seinem sonstigen zwar immer freundlichen, doch gebietenden Wesen an Krankenbetten fremd war. Der geistliche Freund Ihres Hauses, der Pfarrer B. habe den kirchlichen Ernst gerühmt, der sich seit Kurzem an dem allgemein geachteten, früher aber etwas unkirchlichen Doktor bemerkbar mache. Beim Leichenbegängnisse Ihrer Schwester habe der doch so vielbeschäftigte Mann sich persönlich unter den Leidtragenden eingefunden, und daß er sich von Herzen zu

diesen gesellte, hätten, so gern er sie verbergen wollte, seine Thränen bewiesen.

So weit gehen die Mittheilungen Ihres Briefes über die merkwürdige Thätigkeit und Treue, mit welcher Ihre Schwester als eine zum Tode Kranke sich des Lehrergeschäftes der Gesunden annahm. Ihr Wunsch, daß jene Lehrstunden am Krankenbette für einen weiteren Kreis der Gesunden eben so zugänglich gewesen sein möchten, als für den engeren Ihres Hauses und seiner Bekannten, damit er Vielen den Segen gebracht hätte, den er Einzelnen gewährte, kann wohl noch seine Erfüllung finden, und ich selber werde thun, was ich kann, um jenen Segen zu einem allgemeineren zu machen.

Vor der Hand aber verlangt mich sehr nach der Fortsetzung Ihrer Berichte in dem mir versprochenen nächsten Briefe, darin Sie mir die Sterbestunden und das Ende unserer unvergeßlichen Luise beschreiben wollen.

Vierter Brief.

Das Sterben ein Erwachen aus dem Traume des Lebens.

„Wenn ich mich zu Bette lege, so gedenke ich an Dich, wenn ich erwache, bin ich noch bei Dir und rede von Dir, denn ob ich auch schlafe, so wachet doch mein Herz zu Dir. An Dir bleibe ich; Du hältst mich bei meiner rechten Hand. „Du leitest mich nach Deinem Rathe und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil."

Wie Sie, meine verehrte Freundin, in Ihrem neuesten Briefe schrieben, den ich bald nach dem Abgange des meinigen empfing, pflegte Ihre selige Schwester öfters in solchen Worten und Sprüchen zu beten. Und wer von uns möchte ihr das nicht gerne nachthun; wer sollte nicht sehnlich verlangen nach der Gabe einer solchen treuen Liebe, welche ohne Aufhören Sein gedenkt, der uns zuerst geliebt hat; einer Liebe, die sich regt mit jedem Schlage des Herzens, die selbst im Traume des Nachts (denn das sind wahrhaft selige Träume) nach Ihm verlangt und mit Ihm redet, und bei'm Erwachen aus dem Schlafe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all' ihren Kräften Ihn umfaßt

und festhält. Wie ganz anders steht es doch hierin mit uns! Das träge Fleisch lähmt öfters am Abende die Kraft des Gebetes, und wenn wir des Nachts erwachen, wie schwer wird es da, dem schlaftrunkenen Herzen von den Gedankenbildern und Sorgen des Tages, die sogleich wieder da sind, sich los zu reißen und zu erheben in den Gedanken an den lebendigen Gott.

Und doch sollte und könnte es anders sein. Zeigt sich uns doch öfters selbst im Schattenbilde der himmlischen Liebe, in der irdischen, jene Kraft und Treue, welche wir da an uns vermissen, wo sie die höchste, angelegentlichste Aufgabe unseres Lebens sein sollte. Eine treue Mutter gedenkt ihres erstgeborenen Kindes nicht nur den ganzen Tag, mitten unter ihren Sorgen und Geschäften, sondern bei dem Einschlafen ist es ihr letzter Gedanke, ihr Herz wachet zu dem Kinde, auch wenn die ermüdeten Augen schlafen, denn sie vernimmt jede seiner Regungen, und wenn die Augen bei'm Erwachen sich öffnen, da fällt ihr erster Blick auf das geliebte Kind. Und wer an sich selber, schon im Laufe des natürlichen Lebens, die Kraft und das Feuer der ersten Liebe erfahren hat, der weiß es, wie das Bild des Geliebten und der Zug nach ihm hin ihn nie verläßt, wie dasselbe bei'm Erwachen am Morgen alsbald vor ihm steht und selbst in die Träume der Nacht ihn begleitet. Zu dem nie verlöschenden, geheiligten Feuer einer solchen ersten Liebe, selbst unseres natürlichen Menschen, sollte und könnte auch, nach dem ungleich höheren Maaße ihrer Kräfte, die Liebe werden zu dem Herrn unserem Gott, dem Mensch für uns gewordenen, wenn sie diesem nur in rechter Weise sich nahete und Ihn erkennete. Und daß dieses bei Ihrer Schwester Luise so war und blieb, das hat sich in ihrem Leben gezeigt, in ihrem Sterben

bewährt. Ja, möge unser Leben mehr und mehr so werden und einst unser Ende so sein, wie das ihrige es war. Selig sind die Todten, die so, wie Luise, in dem Herrn sterben. —

Ich will mich aber baldmöglichst zu der Beantwortung Ihres Briefes wenden, weil diese vielleicht eine ziemlich ausführliche werden könnte. Denn die Aufgabe, die Sie mir stellen, führt mich auf ein weites Feld, welches, auch wenn man nur den kürzesten Richtweg hindurchnimmt, nicht schnell zu durchmessen ist.

Ihre kindliche Bitte an mich hat freilich ein leicht erfaßliches Bild vorangestellt: ich sollte Ihnen die neuen Groschen, die Sie mir zusenden, in ein altes oder neues Thalerstück umwechseln. Aber der tiefe Ernst folgt diesem Scherze nach, und eben weil er so tief ist, bewegt er mich, Ihren Willen zu thun, so gut ich in meiner Armuth an Zeit und Erkenntniß es kann.

Das Sterbebette Ihrer Schwester Luise ist das erste gewesen, in dessen Nähe Sie persönlich kamen. Da sei Ihnen so Vieles vorgekommen, was Sie erschüttert und beunruhigt, aber auch eben so Vieles und noch mehr, was Sie getröstet und über alles Irdische, wie über sich selber und Ihr ganzes bisheriges Leben und Wesen, erhoben habe, so daß Sie die Erfahrungen dieser Tage nicht um die aller Ihrer früheren und vielleicht auch späteren Jahre dahingeben möchten. Sie würden sich ungestört nur der erhebenden Freude hingegeben haben, welche jede Erinnerung an das wahrhaft selige und für Andere beseligende Abscheiden Ihrer Luise in Ihnen erweckte, wenn Ihnen dieser Genuß nicht durch ein fremdes, kaltes Hineingreifen wäre gestört worden. „Ein alter Freund meines Vaters," so schreiben Sie mir, „ein, so viel ich urtheilen kann, christgläubiger,

einsichtsvoller Mann, der in L. wohnt, kam gestern auf seiner Durchreise zu uns. Er hatte unsere Luise genau gekannt und sehr lieb gehabt, denn seine Frau, eine Verwandte der Mutter, war die Taufpathin meiner Schwester und diese war als junges Mädchen mehrere Male, wochenlang in seinem Hause zu Besuch gewesen. Er hörte theilnehmend das an, was meine Mutter von der letzten Krankheit und dem Ende ihrer Luise ihm erzählte. Ich aber, bei diesen Berichten, wurde auch gesprächig; ich beschrieb in meiner Weise alles Das, was mich an dem Sterbebette meiner Schwester so tief bewegt, betrübt, getröstet und gleichwie von der Erde hinweggehoben hatte, konnte mich dabei, in meiner Empfindsamkeit, der Thränen nicht enthalten. Der alte Freund hörte mich ruhig an. „Ich glaube Ihnen“, sagte er, „Alles, was Sie eben erzählten. Doch legen Sie Dem, was Sie sahen, keine gar zu große Bedeutung bei. Auch ich habe Das, was die Kranken in der Fieberhitze sprachen, was sie zu sehen meinten, und was sie mit ungewöhnlicher leiblicher Kraft thaten, einige Male angehört und gesehen. Die Beängstigungen Ihrer seligen Schwester, die Sie für innere Kämpfe hielten, waren nur leibliche Anwandlungen, die freilich bei Sterbenden ungleich heftiger sein mögen, als bei gewöhnlichen Fieberkranken. Was aber das freudige Gefühl und die Entzückungen betrifft, davon die Sterbende in den letzten Stunden ergriffen war, so war dies doch nichts Anderes, als das Gefühl, welches Jeder von uns einigermaßen empfunden hat, wenn er, kurz vorher noch an heftigem Zahnweh oder anderen recht peinlichen Schmerzen leidend, auf einmal von diesem Weh verlassen wird und sich, wie man wohl zu sagen pflegt, „wie im Himmel fühlt.“ Das leibliche Weh vor dem Sterben mag freilich ungleich stärker

sein als alle Zahnschmerzen und Krämpfe, darum ist auch die innigliche Lust, die den Sterbenden ergreift, wenn sein Leib gar keinen Schmerz mehr fühlt, eine viel lebhaftere als das Wohlgefühl bei'm plötzlichen Nachlassen der gewöhnlicheren Schmerzen. — So, in natürlicher Weise, erkläre er sich Das, „was unseren Seligen bei ihrem Sterben widerfahren sei, und was unser Mitgefühl in die Erscheinungen hineingelegt habe."

„Sie waren," so schreiben Sie mir weiter, „durch dieses Abendgespräch so alterirt worden, als hätte man Sie in kaltes Wasser geworfen. Sie brachten fast die ganze Nacht schlaflos zu und setzten sich frühe zum Schreiben an mich hin. Sie wollten mir jetzt, was ja ohnehin schon Ihre Absicht gewesen sei, recht ausführlich die Geschichte der letzten Stunden Ihrer theueren Luise beschreiben, und zwar ganz besonnen und möglichst ruhig und mich dabei fragen, ob Das, was Sie da gesehen und erfahren, nicht auch an den Sterbebetten anderer gläubiger Christen beobachtet worden, und ob es nicht aus einem tieferen, geistigeren Grunde hervorgehe, als, wie der gestrige besuchende Gast Ihres Hauses behauptete, aus der Aufregung und dem Irrsinne der Fieberhitze."

Zuerst beschreiben Sie mir Etwas, das Sie in Ihren früheren Briefen nur von fern angedeutet hätten, weil es Ihnen noch jetzt schwer falle, davon zu reden: die Kämpfe, durch welche Ihre selige Schwester in der letzten Nacht habe gehen müssen. Es sei Ihnen, sagen Sie, eben so schmerzlich als unbegreiflich gewesen, daß eine solche Seele, wie Luisens ihre war, deren Leben ja von Jugend an ein kindlich treues Wandeln vor den Augen des Herrn gewesen sei, noch in ihrer letzten Nacht in solche Seelenangst hätte gerathen können, darin sie ganz von ihrem sonst so

freudigen Glauben verlassen und dem Verzagen nahe schien. Was sie aber damals gesprochen, die Gebete, die Sprüche, die Lieder, an denen sie sich fest gehalten, ja selbst die einzelnen Worte, die das innere Leid ihr auspreßte, das habe nicht wie ein Erzeugniß der Fieberhitze und des Irrredens gelautet, sondern wie die lauterst wahrhafte, klar bewußteste Rede eines seine ganze Vergangenheit überblickenden Geistes, der vor dem Lichte des Angesichtes Gottes steht, das durch und durch ihn erleuchtet. Sie könnten mir, sagen Sie, nur das Eine über Ihre damalige Erfahrung sagen, daß auch Sie von einem nie gefühlten Schrecken der Ewigkeit ergriffen gewesen wären.

„Freilich, so erzählen Sie weiter, sei der Sterbenden auf die furchtbare Nacht ein Tag gekommen, wie sie nie einen erlebt und gesehen habe, ein Tag voll unaussprechlicher Himmelsfreuden, und (ich solle den Ausdruck Ihnen erlauben), voll Himmelskräfte. Sie habe schon eine Woche vorher den Tag, ja die Stunde ihres Abscheidens gewußt und vorher gesagt. Und als nun, am Ende der schwer durchkämpften Nacht, noch ein kurzer Schlummer ihren Leib erquickt hatte, und jetzt das Morgenlicht des letzten Tages sie beschien, da sei sie mit einem von Freude verklärten Angesichte erwacht. „Welche Herrlichkeit," so sprach sie, „habe ich jetzt gesehen, was hat mein Ohr gehört! Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!"

Ich berufe mich nur noch kurz auf Das, was Sie mir nun weiter von dem letzten, wundervollen Aufleben selbst der Kräfte des sterbenden Leibes zu tief ergreifenden Reden, ja in den letzten Stunden zu einem lauten Gesange erzählen, dessen Stimme gleich Tönen aus einer anderen Welt gelautet habe. Sei es doch dabei Ihnen, so wie der frommen Tante und der tiefbetrübten Mutter, gewesen,

als ob Stimmen und Töne der Unsichtbaren den Gesang begleiteten. Und zuletzt das Verscheiden, wie in einem himmlischen Gesichte. — —

Nun, ich werde es in meinem Briefe versuchen, Ihnen in der kleinen Auswahl aus den Berichten über das Ende solcher Menschen, die in demselben Glauben dahinschieden, wie Ihre Schwester, es zu zeigen, daß hierin etwas Uebereinstimmendes sei. Es sind immerhin seltene Fälle, darin der Verlauf des Sterbens des Christen durch das Dunkel des Gerichtes zu dem Frieden der Ewigkeit schon sichtbar den Augen der lebenden Menschen gezeigt wird, zu ihrer ernsten Belehrung und Erweckung; denn in den meisten Fällen fällt der tiefere Fortgang des Sterbens schon in ein uns verborgenes Jenseits.

Einen leichten lieblichen Eingang zu den weiter nachfolgenden Berichten gewährt uns die Betrachtung des Endes des seligen Johannes Arndt, des Verfassers des vielgesegneten Buches vom wahren Christenthum. An diesem hat sich der gute, glückliche Verlauf des Sterbens eines Christen freilich in ihrer heitersten Lichtseite und dennoch nicht ganz ohne den Schatten, der das Licht begleitet, gezeigt. — Die Stunde des seligen Abscheidens, das zwar in Arndt's Geist und Gemüth schon längst seinen verborgenen, sicheren Anfang genommen, trat auch für Andere sichtbar und bemerkbar am letzten Abende seines Lebens ein, als er mit besonderer Innigkeit aus dem 143. Psalm die Worte betete: „Herr gehe nicht in's Gericht mit deinem Knecht, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht." Man hielt ihm darauf die Worte vor aus Joh. 5 V. 21: „Wer mein Wort höret und glaubet Dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben

hindurchgedrungen." Nachdem er hierauf eine Zeit lang geschlummert hatte, hob er seine Augen auf und sagte freudig: „Wir sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Als seine Frau ihn fragte, wann er diese Herrlichkeit gesehen habe, erwiderte er: „Eben jetzt habe ich sie gesehen; ei, welch' eine Herrlichkeit ist das, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist. Diese Herrlichkeit habe ich gesehen." — Als es Abends acht Uhr schlug, fragte er, wie viel es schlage. Ebenso um neun Uhr. Als man ihm da die Stunde nannte, da sagte er: „nun habe ich überwunden." Dieses war sein letztes Wort, nach welchem er sich still hinlegte und in einen tiefen Schlaf verfiel, bis er Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr den letzten Athemzug that, welches geschah am Tage nach dem Himmelfahrtsfeste, den 11. Mai 1621.

Das Sterben des Christen, wenn sich nicht, wie dieses oft geschieht, sein Anfang und sein weiterer Verlauf anderen Menschenaugen verbirgt, nimmt seinen Anfang immer bei jenen Gedanken des Gerichtes, die sich, wie bei Arndt, in den oben erwähnten Worten des 143. Psalmes aussprechen.

Bei Wem hat sich jemals der Gedanke an den Ernst der Ewigkeit und an sein Gericht tiefer und ergreifender ausgesprochen, als bei jenem Manne, welcher so innig fest als wenig andere, in Christo Selige, der nahen Freuden des ewigen Lebens gewiß war. Augustinus der gottgeheiligte, gottgeweihte Vater der Kirche, dessen Geist in dieser fortleben wird, so lange sie auf Erden besteht, hatte öfter gesagt, daß auch treumeinende Christen sich vorsehen sollten, daß sie nicht ohne ernste Buße aus dem Leben dahin schieden. Wohl war er schon längst, täglich in dieser buß-

fertigen Bereitung zum Ende gestanden; als aber im J. 430 das Barbarenheer der Vandalen die Länder der Christen in Afrika mit Feuer und Schwert verheerte, ihre Tempel zerstörte, so daß nur noch im Innern einiger festen Städte ein Häuflein der Gläubigen zum Gottesdienste sich versammelte, da rief nicht allein das Gefühl der tödtenden Krankheit in seinem Innern, sondern die ganze Welt, die ihn umgab, dem 76 jährigen Greise das mahnende Wort zu: das Ende ist da. Mußte doch der treue Vater seiner Kirche ein ernstes Gericht der Ewigkeit auch noch über diese herannahen sehen, als er selber zum Hintreten vor dieses Gericht sich bereitete. Drei Monate noch hatte er als Bischof in der von den Alanen belagerten Stadt Hippo mit unermüdetem Eifer und freudigem Geiste seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündet, den Trost und die Kräfte des ewigen Lebens ihnen mitgetheilt, da ergriff ihn ein heftiges Fieber. Er wollte nun, so weit als möglich mit seinem Gott allein sein; begehrte deshalb von seinen Freunden, daß keiner zu ihm käme, außer der Zeit, da die Aerzte ihn besuchten oder seine Krankenpfleger ihm eine Erquickung reichten. An der Wand bei seinem Bette waren vor seinen Augen die Abschriften der Bußpsalmen angeheftet; diese las er ohne Aufhören und jedes Wort, das er las, ward in seinem Geiste zu einem Gebete, das er unter vielen Thränen sprach. Und siehe, er hatte das Gericht am Hause Gottes bestanden und der Kläger hatte Nichts an ihm, denn bei Ihm war Der, welcher gerecht machet Alle, die an Ihn glauben. Darum, als die Stunde seines Abscheidens kam, in Gegenwart seiner um das Bette stehenden, mit ihm betenden Freunde noch bei vollem Bewußtsein und Gebrauch der Sinne, entschlief er sanft. Er

hatte den Tod nicht gesehen, denn dieser war Ihm zu einem Schlafe geworden.

Diesen Weg zum Ende des Christen und zu seiner ewigen Herrlichkeit, den Weg des Sterbens, der durch die Tiefen eines ernsten Gerichtes geht, hat auch ein anderer Vater der Kirche, der heilige Hieronymus genommen, welcher den strengen Ernst, der seines Wesens Natur war, eben so kräftig an sich selber als an Anderen geübt. Die Reden und Gebete, welche er auf seinem Sterbebette gesprochen, sind uns, wie es scheint, von der Hand eines treuen Zeugen, im „Leben der Altväter“ aufbehalten worden. Sie sind eine Rüstkammer des Christen für den letzten Kampf, ein Inbegriff der Lehren für die rechte Kunst des Sterbens, durch welche der Geist aufsteigt aus der Tiefe eines Dunkels, darin für ihn kein Trost wäre, hätte nicht Der am Kreuze auch für ihn die Worte gesprochen: wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein.

Tröstlich allerdings ist es für Andere, wenn es ihnen vergönnt ist, den siegreichen friedlich seligen Ausgang eines solchen Kampfes noch mit ihren Augen zu sehen. Und doch ist dieser siegreiche Ausgang gewiß, auch wenn zuletzt das Absterben der Leiblichkeit, wie bei Tauler, diesem Helden des Glaubens, in äußerliche Geberden sich verhüllt, in denen nur der Schrecken und Schauder der Ewigkeit sich abzuspiegeln scheint, während im Innern Frieden ist und Trost. Mag es doch wohl dem Geiste des sterbenden Christen, selbst während der Kampf der Lebenskräfte mit dem Tode die Geberden des Leibes entstellt und seine Glieder zerreißt, in noch viel höherem Maaße so ergehen, als jenen glaubenskräftigen Zeugen der Wahrheit, welche die Schmerzen der Folter und die Martern des glühenden

Eisenbettes nicht fühlten, weil sie während der äußeren Qualen mit unaussprechlichen Freuden im Innern getröstet wurden. Oder wie der Seele des Johannes a Cruce, als diesen auf seinem Sterbebette einige Freunde durch Töne einer lieblichen Musik zu ergötzen suchten. Denn, als man ihn fragte, wie diese Stimmen der Sänger ihm gefallen, da antwortete er: „ich habe gar nichts von ihnen vernommen, weil meines Gottes Stimme in meinem Innern mit mir in noch lieblicherer Weise geredet, als Menschentöne das vermögen."

Aber so sicher und selig auch der Ausgang zum Siege ist, muß das Sterben dennoch, so weit es unserem Auge sichtbar, nicht ganz für dasselbe verborgen ist, durch die dunkle Pforte eines Gerichtes der hereinbrechenden Ewigkeit gehen. Ich führe Sie an einigen, auch Ihnen vielleicht nicht unbekannten Zeugnissen einer uns näher liegenden Zeit vorüber.

Welche Seele konnte mehr als die der vielbekannten Beata Sturmin nach manchem Kampfe mit schweren, innerlichen Anfechtungen zu jener Entschiedenheit, Festigkeit und Freudigkeit des Glaubens gelangt sein, der den gereiften Jüngern Jesu eigen ist. Ich verweile mich hier gern bei einigen Zügen aus dem wahrhaft gottgeheiligten Leben dieser Jungfrau, welche zu ihrer Zeit und noch jetzt unter dem Namen der „Würtembergischen Tabea" bekannt war und ist. Ich entnehme sie daher, wo Burk in seiner Sammlung christlicher Charakterbilder, dem „Spiegel edler Pfarrfrauen" sie entnommen hat, aus G. Rieger's Lebensbeschreibung der Sturmin (1730).

Ihr ganzes äußeres Benehmen war fern von der Weise jener mürrischen oder süßlichen Frömmelei, welche die Herzen Anderer abstößt, statt sie zu gewinnen. Es

war eine Gnade bei Gott und den Menschen, welche ihrem innerlich so ernsten Wesen den Ausdruck von Freundlichkeit, Leutseligkeit und Wohlgefälligkeit gab, daß man bei ihrem Anblicke an die Erhörung eines Gebetes dachte, das der selige Johann Arndt in den Worten aussprach: „Sei mir gnädig, mein Heiland, und lehre mich heilsame Sitten, welche Dir wohlgefallen, auf daß mein armer Nebenmensch meines Angesichtes sich freue und meiner Lippe sich tröste; daß ich Keinen ärgere mit meinen Reden und Niemand erschrecke mit meinen Geberden."

Dieser Leutseligkeit und hilfreich ernsten Milde der Beata, so wie des Trostes ihrer Lippen, hatten sich vor Allen Jene zu erfreuen, denen sie ihre unermüdete Dienstfertigkeit am meisten zuwendete. Dieses waren die verschämten Armen, welche sich kümmerlich nährten und doch in Schulden steckten; die Angefochtenen, die Wittwen und Waisen, die Kranken, namentlich die in Spitälern, in Lazarethen, in einsamen Hütten darnieder liegenden, bei denen nicht gerne Jemand einzukehren pflegte. Diese suchte sie auf, diesen brachte sie Essen und Trinken, für diese verwendete sie sich, diesen suchte sie dadurch an's Herz zu kommen, daß sie sich zuerst durch leibliche Wohlthaten den Weg dazu öffnete, nicht selten mit Aufopferung ihrer eigenen, fast unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. So war ihr ganzes Leben Gott in beständigem Gebete und den Nebenmenschen zum Nutzen und Dienste geweiht. In ihr lebte wahrhaft jene göttliche Liebe, deren irdisches Vorbild oder Schattenbild die erste Liebe der Braut zum Bräutigam, oder die heiße, innige Mutterliebe ist, denn der Gedanke an Gott weckte sie selbst bei Nacht zum langen, öfteren Gebete auf den Knieen; ihr Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das sie im Gebete begonnen, wurde ihr selber zu

einem Gebete, dessen Geist und Kraft auf ihren Ausgang und Eingang und auf alle Thaten ihres Lebens überging, welche sie im Gebete begann und mit innerlichen Gedanken des Gebetes, im beständigen Gefühle eines Naheseins Gottes verrichtete.

Und dennoch mußte selbst diese Seele, welche ohne Aufhören vor dem Angesichte Gottes stand und wandelte, am Ende ihres Lebens es erfahren, daß auch das Sterben des Christen das Hindurchgehen durch die dunkle Pforte eines Gerichtes sei, welches über Alle ergeht, wenn sie hinausgeführt werden aus dem Dunkel oder der Dämmerung des Erdenlebens an das alldurchleuchtende Licht des Tages der Ewigkeit. Zwar auf ihrem letzten, kurzen Krankenlager war sie ruhig und fröhlich. Sie konnte es nicht verbergen, wie groß ihr Sehnen sei, abzuscheiden, und bei Christo zu sein, doch gab sie ihren Willen ganz in Gottes Willen, welcher, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen sei, ihr Verlangen wohl erfüllen werde. Als aber die Kräfte des Lebens immer mehr dahinsanken und sie wohl fühlte, daß die langersehnte Stunde nahe und näher komme, da wurde die Bewegung ihres hoffenden Gemüthes immer lebendiger. Ihrem jüngeren Bruder, der von Regensburg herbeigeeilt war, um die Schwester noch einmal zu sehen, sprach sie am letzten Abende ihres Lebens noch die ganze, freudige Zuversicht ihres Glaubens aus. „In meinem Gemüthe,“ so sagte sie, „ficht mich gar nichts mehr an. Ich fürchte keine Leiden, keinen Teufel, keinen Tod, keine Hölle, noch sonst etwas, es kommt nur noch auf den armen Körper an, dem sein Recht auch noch geschehen muß.“ Und bei all' dieser Freudigkeit wurde sie dennoch, gleich in der darauf folgenden Nacht, noch zuletzt ein mehrstündiges, für Menschengedanken unerwartet schweres

Gericht geführt. Als ihr alter, geistlicher Freund Rieger sie am anderen Morgen besuchte, sagte sie ihm: „Wie ernstlich hat sich heute Nacht unser Gott noch gegen mich erwiesen; wie hat Er mich so genau durchsucht! Ach wie gut ist es, daß Alles auf lauter Gnade und Barmherzigkeit ankommt. Ich habe kämpfen müssen, bis die Morgenröthe anbrach, habe aber auch mit Jacob den Segen davon getragen durch meinen Heiland Jesum Christum."

Und diese letzte Einsegnung für den Hinübergang in den Frieden der Ewigkeit blieb ruhen auf ihrem Geiste. Mit schwerer Zunge gab sie dem Freunde noch segnende Grüße an ihre Freunde mit, und bald verstummte der Mund, der so manches segnende Wort gesprochen, und sie war sanft entschlafen.

„Wie genau," nach den Worten der Sturmin bei dem Gerichte über das scheidende Leben, „das Durchsuchen des Innersten" vor sich gehe, wie dabei auch die scheinbar kleinsten und verborgensten Gebrechen und Verirrungen an das Licht, vor dem Angesichte des Richters gezogen werden, das bezeugt uns die Geschichte der letzten Stunden des zu seiner Zeit hochberühmten Doktors der Sorbonne, des Faber Stapulensis. Ich entnehme die hieher gehörige Stelle aus der kleinen Erzählung in meinen „Mittheilungen aus dem Reiche" *), welche überschrieben ist: „die reiche Erbschaft" und die auf dem Berichte beruht, welchen Thomas Leodius, der Reisegefährte des Kurfürsten und Pfalzgrafen Friedrich II. nach Paris, aus dem Munde der Königin selber vernahm, an deren Tafel die Sache sich zugetragen hat.

Faber Stapulensis hatte nicht nur, wie Reuchlin

*) Neue Auflage S. 44.

in Deutschland es that, in seinem Volke und Lande die Liebe zu den Schriften des klassischen Alterthumes erweckt und den Weg zum Verständnisse derselben angebahnt, sondern in ihm selber war noch in seinem Greisenalter eine so lebendige Liebe, ein so tief eindringender Blick in das Verständniß des treuen wahrhaftigen Wortes Gottes erwacht, daß er nicht anders mehr konnte: er mußte laut und öffentlich zeugen von der Gotteswahrheit, welche den Geist mit Kräften und Tröstungen der Ewigkeit erfüllt. Hierüber gerieth er in seiner, an der Wahrheit irre gewordenen Zeit in Verfolgungen, deren Todesgefahren er durch die Flucht sich entzog. Bei Wilhelm Brissonet, dem Bischof von Meaux, fand der geängstete Greis freundliche Aufnahme und Schutz, bis ein ausdrücklicher königlicher Befehl dem Bischof den gastfreundlichen Schutz untersagte und den 87jährigen Greis aus Meaux entweichen hieß. Dieser fand jedoch nachmals wieder eine Ruhestätte für die letzten Tage seines Lebens am Hofe der Königin Margaretha von Navarra; einer Fürstin, die man in mehr denn gewöhnlichem Sinne geistvoll nennen konnte. Denn in der Mitte des großen Umfanges ihres nach damaliger Zeit gelehrten Wissens stand der feste Grund der Erkenntniß des Wortes Gottes; groß war die äußere Gabe ihrer seltenen Beredtsamkeit in Dingen der menschlichen Weisheit; größer noch und mächtiger die innere des Gebetes; über beiden waltete der Geist der Demuth, des Glaubens, der Liebe und des Friedens.

Einst hatte die Königin, welche großes Gefallen fand an lieblich ernsten und geistvollen Gesprächen, den Faber Stapulensis nebst mehreren anderen Gelehrten zu sich zum Mittagsessen geladen. Während des Essens fing der alte Jacob Faber an sehr traurig zu werden, so daß er zu

wiederholten Malen in Thränen ausbrach. Die Königin fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit und gab ihm dabei einen Verweis, daß er, der doch zur Mahlzeit berufen sei, sie fröhlich zu machen, jetzt selber so traurig wäre. Endlich antwortete er: Wie könnte doch ich, o durchlauchtigste Königin! fröhlich sein, oder Andere fröhlich machen, ich, der ich unter Allen, welche die Erde trägt, der Gottloseste bin. Die Königin sagte darauf: „Lieber Faber! was solltet Ihr doch wohl für ein großes Laster begangen haben, Ihr, der, wie man weiß, von Jugend auf ein ganz heiliges Leben geführt hat?" Er erwiderte: „Ich bin nun hundert und ein Jahr alt, und habe nie ein Weib berührt, weiß mich auch nicht zu erinnern, daß ich jemals etwas gethan, worüber ich mit beschwertem Gewissen aus der Welt gehen müßte, als nur ein Einziges, von welchem ich fürchte, daß es nie vergeben werden könne." Als nun die Königin weiter in ihn drang, ihr doch dieses Einzige zu offenbaren, konnte er solches vor Thränen lange nicht thun, endlich aber sagte er: Wie will ich vor dem Richterstuhle Gottes bestehen können, der ich das heilige Evangelium seines Sohnes rein und lauter vielen Anderen gelehrt, die auch meiner Lehre Folge geleistet, und viele Pein und Qualen, ja den Tod selber, standhaft erlitten haben, ich aber als ein untreuer Lehrer bin geflohen; ich, der ich doch zu so hohem Alter gelangt war, lange genug gelebt hatte, und daher den Tod nicht fürchten, sondern vielmehr eifrig verlangt haben sollte, habe mich ihm heimlich entzogen und den Befehl meines Gottes schändlich verlassen."

Die Königin, welche gewandten Geistes und himmlischer Reden voll war, antwortete hierauf selber Vieles. Sie zeigte an Beispielen, daß Aehnliches vielen frommen

und heiligen Seelen begegnet sei, welche jetzt mit Christo herrschten, und daß man niemals an Gottes Güte und Erbarmung zweifeln müsse, und auf gleiche Weise sprachen auch alle anwesende Gäste. Da wurde der Alte sehr getröstet und gestärkt, so daß er sagte: „So ist denn nichts übrig, als daß ich von hier zu Gott, wenn es ihm gefällig, abscheide, und daß ich vorher mein Testament mache. — Ohne Aufschub! denn ich merke, daß ich von Ihm abgefordert werde.“ Hierauf sah er die Königin mit unverwandten Augen an und sprach: „Euere Majestät setze ich zu meinem Erben ein. Ihrem Hofprediger Gerhard (Roussel) vermache ich alle meine Bücher; meine Kleider und was ich sonst habe, hinterlasse ich den Armen; das Uebrige befehle ich Gott.“ Hierüber lächelte die Königin und sagte: „Mein lieber Jacob, was werde dann aber ich von der Erbschaft behalten?“ — Er antwortete: „Die Mühe und das Geschäft, es unter die Armen auszutheilen.“ Worauf sie erwiderte: „Ich schwöre, diese Erbschaft ist mir lieber, als wenn mein Bruder Franz, der König von Frankreich, mich zu seinem Erben ernannt hätte.“ Hiermit schien er ganz getrost und zufrieden und sagte: „Durchlauchtigste Königin! ich habe nöthig, mich ein wenig zur Ruhe zu begeben. Seid inzwischen fröhlich und gehabt Euch wohl!“ Und nach diesen Worten legte er sich auf's nächste Ruhebette nieder. Da man aber meinte, er schliefe, war er in dem Herrn entschlafen, wiewohl kein Zeichen einiger Krankheit an ihm zu spüren gewesen. Worüber die, welche ihn wollten aufwecken, auf's Höchste verwundert waren, daß er so unvermerkt verschieden. Dieses geschah im Jahre 1537.

Er war hindurch gegangen durch das Gericht des Todes, ohne den Tod selber zu sehen und zu schmecken.

„Es ist dem Menschen einmal gesetzt zu sterben, dar-

nach aber das Gericht" (Hebr. 9. V. 27), dieser Spruch des Apostels soll uns in seiner Gotteswahrheit unantastbar fest stehen. Allerdings bleibt in den meisten Fällen der ernste Ausgang des Sterbens unserer Hinscheidenden vor den Augen der Lebenden ein verborgener, doch deutet andere Male der aufgehobene Finger eines göttlichen Ernstes schon diesseits, noch vor dem Dahinscheiden des Menschen aus unserer Sinnenwelt, auf Das hin, was im Sterben diesen erwartet. Die Hand des Richters und Erbarmers zugleich hebt den Schleier hinweg, der die Furcht und die Schrecken, so wie für Die, welche schon hienieden vom Tode zum Leben hindurch drangen, die Freuden der Ewigkeit verhüllt. Zu Sterbenden dieser letzteren Art, denen Ihre Schwester Luise gleich war, führen mich die Berichte von dem Ende derselben zunächst hin, welche mir der Inhalt Ihres Briefes bringt, und wer sollte es mir und Ihnen verdenken, wenn wir uns bei dieser Lichtseite des Sterbens der Christen mit besonderer Vorliebe verweilen?

Ich erinnere mich mit Vergnügen an Das, was uns Ihre liebe Tante, bei einem meiner letzten Besuche in Ihrem väterlichen Hause von dem Leben und dem Ende einer rechten Hanna Phanuelis unserer Tage, von der gewesenen Vorsteherin eines Wittwenhauses der Brüdergemeinde, der Julia von Gammern, erzählt *). Die Erzählung Ihrer Tante gründete sich auf die Berichte eines Augenzeugen und vieljährigen persönlichen Bekannten der J. von Gammern, welche er als eine Mutter verehrt und

---

*) Chr. Fr. Burk theilt in seiner sehr lesenswerthen Sammlung christlicher Charakterbilder (Spiegel edler Pfarrfrauen) S. 226 Züge aus dem Leben dieser vielgeprüften Mutter der Gläubigen mit.

liebt und noch in ihrem 90. Jahre, auf ihrem Sterbebette, gesehen hatte. Wenn ich den Ausdruck in einem weiteren Sinne brauchen dürfte, dann möchte ich sagen, ich weiß von wenig Menschen, bei denen das Sterben so lange gedauert hat; die, während ihres Erdenlebens so vielfach und so oft durch die Angst und die Gefahren, wie durch das Bangen des Todes gegangen sind, und dabei so treu und fest hielten an der Hoffnung und dem Troste des ewigen Lebens. Ein Gericht des Sterbens kam über sie schon in ihrem 24. Jahre; es war ein inneres, welches den Geist traf und ein äußeres, das den Leib seinem Ende nahe brachte. Das innere Gericht war ein noch ernsteres und strengeres als jenes, das über die Beata Sturmin in der letzten Nacht vor ihrem Abscheiden erging; denn das Auge des Richters mit dem Lichte der Feuerflammen fand in dem jugendlichen Herzen der Julia noch tiefere Schatten und Dunkel als in dem Herzen der alten, bewährten Jüngerin Beata. Aber mit der Furcht und dem Schrecken der Ewigkeit wurden der trostlos verzagenden Jungfrau auch die Tröstungen und Lebenskräfte des Himmels gegeben, und diese durchdrangen bald hernach auch den, wie es schien, zum Tode kranken, gelähmten Leib, so daß sich an diesem noch 66 Jahre lang die lebensverlängernde Kraft der Gedanken der Ewigkeit erwies, von welcher ich in einem meiner früheren Briefe sprach. Doch die vorbereitenden Uebungen in der Kunst eines rechten, seligen Sterbens wiederholten sich bei ihr in dieser ganzen langen Zeit ihres späteren Lebens gar oft so wie unter mancherlei Gestalten. Sie mußte dem Tode in sein Angesicht sehen, als derselbe im siebenjährigen Kriege (1759) ihr in der Form von Mord und Brand sich nahte; als der unmenschliche Feind ihren damaligen Wohnort Neusatz, nachdem er vor-

her aus den Häusern alles Das, was von äußerem Werthe war, geraubt und zertrümmert hatte, in Brand steckte und über ihrem unschuldigen Kinde, ihrem Manne und über sie selber das Schwert zückte, welches Gottes Engel abwendete und den Arm, der dasselbe zum Morde schwang, durch das Lächeln eines Säuglings lähmte, dessen Schützer er war. Und dieser Hüter führte auch die Flüchtlinge durch die Wagenburg der Feinde hindurch, unter deren Rossen sie durchkriechen mußten: die Verheißung, welche ihr schon einmal in früheren Jahren in's Herz gegeben war, „so du durch's Feuer gehest, soll die Flamme dich nicht verzehren" u. s. w. ging an Julien in Erfüllung, als sie durch das letzte in Flammen stehende Haus der Vorstadt gehen mußte. Einige Jahre hernach in der öfteren Todesgefahr auf den Schifffahrten an der amerikanischen Küste erfuhr sie die Erfüllung auch des anderen Theiles des Spruches: „so du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen." Denn ihr galten die Worte der Tröstung für ihr ganzes ferneres Leben: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein." Schwerer jedoch als alle jene Uebungen in der Kunst des seligen Sterbens fiel es später der hochbetagten Frau, daß die Erfüllung ihres sehnlichen Verlangens, abzuscheiden und bei Christo zu sein, so viele Jahre auf sich warten ließ. Hatte sie doch nur die einzige innere Sorge, daß sie den Herrn immer treuer, inniger, dankbarer lieben möchte, da kam ihr gegen Ende ihrer achtziger Jahre auch noch die äußere, daß sie, gelähmt an den Gliedern, und zuletzt auch fast ganz erblindet und taub, der fremden Pflege bedürfen mußte, wie ein Kind, und daß sie diese Pflege nicht vergelten noch verdienen konnte. Doch war ihr immer heiteres, in

Gott vergnügtes Wesen, das sich bei jedem Danke für die geringste Gabe aussprach, und zuletzt zu einem unaufhörlichen Lob und Dankgebet gegen Gott wurde, ein großer Lohn und Segen für das Haus der Wittwen, in welchem sie starb, und eine Stärkung des freudigen Glaubens für Alle, die sie auf ihrem Sterbebette besuchten, an das sie fast 8 Jahre lang gebannt war. Die Festfreude, welche ihr Geist bei seinem Abscheiden empfand, theilte sich Allen mit, welche diesen seligen Heimgang sahen. Ja, von ihrer Seele galt das „selig von nun an"; von ihr hieß es „sie hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht."

Durch dieses Gericht und alle Furcht vor ihm scheinen auch solche Seelen unberührt hindurch zu gehen, die in der äußeren, leiblichen Noth in Demuth und kindlicher Einfalt des Herzens, als die Armen an Geist, mit anderen Armen ihres Gleichen das Brod der Zeitlichkeit wie das Brod des Lebens der Ewigkeit getheilt haben. Eine solche Kinderseele voll alles hingebender Liebe zu Gott und den Brüdern, selig im Vertrauen auf seinen Herrn, fröhlich immerdar in Ihm, seinem Heiland, war in dem Oberpfarrer Süssenbach zu Bitschin in Schlesien. Er hat in der kümmerlichsten Zeit des dreißigjährigen Krieges gelebt und ist damals als ein fleißiges, gelehriges Kind durch alle Schulen der Theuerung und Hungersnoth, der Kriegsgefahren und der Sterbensnoth gegangen und in den Prüfungen derselben wohlbestanden. An ihm selber, bei seiner immerdar fröhlichen Gemüthsart hat man auch in der größten Noth niemals eine Thräne gesehen, niemals von ihm eine Klage gehört, und so konnte er auch an Anderen keine Thräne sehen, ohne sie zu trocknen, keine Klage hören, ohne sie zu stillen. Wenn er aber nun, so lange er etwas hatte, mit den Darbenden und Hungernden so freigebig sein Brod

brach, daß ihm kein Heller, ja kein Brod für den anderen Tag im Hause blieb, da wollte dieses seiner treuen Hausfrau, der Eva Süssenbach, nicht ganz rathsam und klug dünken. Er aber pflegte das, was er in kindlicher Einfalt um Gottes willen gethan, mit seinem Lieblingsspruche zu rechtfertigen: „Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

Doch hat der Mann den Glauben seiner guten Eva zuweilen auf Proben gesetzt, welche für manche Andere zu schwer gewesen wären. So einstmals, als Gott ihr Feld mit gutem Ertrage gesegnet hatte und sie ihren Mann — denn sie hatten keinen Knecht — mit einem Wagen Getreide nach Breslau sendete, daß er es daselbst, wo der Preis viel höher stand als auf dem Lande, verkaufen möchte. Denn das Geld, so hoffte die Frau, sollte dem Mangel des Winters dienen. Süssenbach aber, als er in die Stadt kam und das Klagen und Jammern der Armen hörte, die gern für sich und die Ihrigen gekauft hätten, den hohen Preis aber nicht bezahlen konnten, that seine Säcke auf, gab den Armen umsonst, Anderen aber auch nach ihrem Begehren sein übriges Getreide um so billigen Preis hin, daß ihm nur wenig Geld in seine Tasche kam. Aber auch in dieser blieb es nicht sicher. Der gute Pfarrer hatte noch niemals so viele Bettler und Nothleidende gesehen, denen der Hunger und das Elend so sichtbarlich auf die bleichen Wangen gezeichnet stand, als gerade damals auf der langen Brücke vor Breslau, über die er mit seinem leeren Wagen dahinfuhr: „Nun", so dachte er, „wenn auch der Wagen leer ist, hat doch der Beutel etwas. Der Herr hat mir den Segen meines Feldes gegeben, ich gebe es Ihm gerne wieder in seinen Armen." — Die gute

Eva machte freilich über diesen Handel ihres Eheherrn ein langes, nicht sehr zufriedenes Gesicht. Denn obgleich auch noch im Hause ein Vorrath des Segens der Felder war, ging doch auch dieser durch das freigebige Theilen mit den Armen bald zu Ende. Weniger um ihret=, als um des Mannes willen ging der sorglichen Frau dieses zu Herzen. Denn Süssenbach, brünstig im Geiste, pflegte im Worte und Dienste seines Herrn des Leibes nicht zu schonen, und wenn er dann am Sonntage müde und matt nach Hause kam, da fand sie nichts, um ihn zu stärken und zu erquicken. Er aber, freudig wie sonst, ordnete an, daß der Tisch gedeckt würde, betete mit kindlicher Andacht sein Tischgebet: „Aller Augen warten auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit" u. s. w. und man weiß, daß er niemals vergeblich auf seine Speise gewartet habe. Namentlich pflegte der Stadtbürgermeister über Tische zu seiner Frau zu sagen: Mein Kind, unser lieber Oberpfarrer hat die ganze Woche wieder so Vieles den Armen gegeben, daß ich sorge, er wird heute wenig oder gar nichts zu essen haben, laß' uns mit ihm unseren Braten theilen." Und so ging bei solcher Gelegenheit der andere Lieblingsspruch des Pfarrers in Erfüllung: „Keiner wird zu Schanden, der auf den Herrn harret."

Nun diese liebende, demüthige Kinderseele ist, wie wir glauben, auch eben so leicht, wie durch die Sorgen des Lebens, durch das Sterben und durch das Gericht gekommen. Nach seiner Gewohnheit hielt er eines Morgens um 6 die Betstunde in der Kirche, wo er in seiner Weise, kräftig und brünstig im Geiste, nach Anleitung des 2. Psalms von seinem Könige Jesu Christo sprach. Da fühlt er im plötzlichen Ermatten durch Mark und Bein, daß ihm sein Ende nahe sei; verkündigt seiner Gemeinde, daß er noch

vor Abend heimgehen werde zu seinem Herrn und Könige, und daß er ihr jetzt, in Hoffnung eines Wiedersehens in der seligen Ewigkeit, den letzten Segen ertheilen wolle. Da entstand eine allgemeine Betrübniß und es ward viel Weinens in der ganzen Versammlung. Am allermeisten unter den Dürftigen und Nothleidenden darüber, daß sie jetzt bei dieser schlimmen, betrübten Zeit ihren lieben Vater und milden Verpfleger verlieren sollten. Viele begleiteten ihn auch nach Hause und fleheten ihn an, daß er doch länger bei ihnen bleiben wolle. Er aber sprach „was machet Ihr mir mein Herz schwer; soll ich meinem König und Herrn, meinem Gott und lieben Vater nicht freudig folgen, wenn er mich zu sich ruft?“ Daheim ließ er sich, so wie sonst sein Ruhebett für die Nacht, das Sterbelager bereiten; legte sich mit fröhlichem Angesichte darauf hin und ist auch noch an dem Abende dieses Tages, nach einem tröstlichen Zuspruche an seine liebe Frau, sanft und selig entschlafen, ohne des Todes Schmerz und Furcht zu schmecken. Dieses ist selbst für seine Freunde sowie für ihn unter so wunderbar lieblichen Erscheinungen geschehen, daß, wie ich nachher erzählen will, sein Heimgang bei Vielen den Eindruck hinterließ, den die feierlichen Gesänge der Kirche am Vorabende eines großen Festes hervorrufen.

Süssenbach war, gleich den beiden Jüngern aus Emaus, auf dem geraden Wege nach seinem Ruhedache gegangen, als der Herr zu ihm trat. Sein Herz brannte in ihm von Liebe, als er vor dem Angesichte des ihm schon zur Seite stehenden Herrn, von Ihm, seinem Herrn und Könige sprach. Und der Herr war mit ihm, als der müde Jünger im Gefühle: es will Abend werden, der Gemeinde den letzten Segen gab. Er, der Auferstandene, ging ein mit dem armen Jünger in seine Hütte, um noch heute

mit ihm das Brod des ewig seligen Lebens zu brechen. Wie konnte ein solches gottgeheiligtes Menschenleben schöner und herrlicher enden, als in dieser Weise.

Die Geschichte der Kirche bis in die neueste Zeit nennt uns mehrere solcher glücklichen und beglückten Zeugen der Wahrheit, welche im Geschäfte des Segnens ihrer Gemeinde, oder mitten in der Verkündigung des Heiles und der Gnade, die in Christo dem Herrn sind, aufgenommen wurden in Gnaden zu Dem, an welchen sie geglaubt, auf den sie vertraut hatten von ganzem Herzen. Sie waren hindurchgedrungen zum Leben durch den Tod, ohne diesen zu sehen und zu schmecken. So ist es auch denen geschehen, welche mitten in dem Gebete aus der Tiefe des Herzens, das sie täglich geübt hatten, weggenommen wurden von der Erde, oder jenen Seligen, mit welchen der Herr so eben, im Abendmahle, das Brod des ewigen Lebens — seinen Leib gebrochen hatte, und deren Leib man als Leichnam von der Nähe des Altares hinweg, in ihr Haus trug.

Aber so leicht, ja so lieblich bei solchen Seelen das Sterben erscheint, ist es dennoch und bleibt es für uns Alle eine ernste, ewig hochbedeutende Sache. Denn der Spruch stehet fest, mit seinem Adern und Gebein durchdringenden Inhalte: „dem Menschen ist gesetzt Einmal zu sterben, darnach aber das Gericht.“ (Hebr. 9, 27.)

Ach, gäbe es doch keine Solche, die den Tod schmeckten und fühlten mit seiner ganzen Last der Ewigkeit, aus welcher kein Wiedererheben möglich ist, ehe es mit ihnen zum rechten Sterben kam. Das Gebet unserer guten alten Väter sollte wohl niemals am Schlusse der Gebete vergessen werden, zu denen das Geläute der Abendglocke aufruft: „Vor einem bösen, schnellen Tod behüt' uns, lieber Herre Gott.“ Denn ein solcher böser Tod kann freilich,

wenn er so geschwind ohne alle Angst und Schmerzen des Sterbens nachkommt, für ein leichtsinnig obenhin gehendes Menschenurtheil als ein leichter erscheinen, aber wohin der Stein fällt, der vom Rande einer Höhle hinabrollt in ihre Tiefe, wissen wir nicht. Es gilt da für Alle, wach zu sein und bereit, daß der Sturz sie nicht übereile, abzulegen die Last, die diesen Sturz unaufhaltsamer macht: den Tollrausch der Lüste der Welt, der das Haupt beschwert, den Geiz und die Ehrsucht, den Haß und Neid, die das Herz belasten.

Wenn auch kein leichtes, doch ein scheinbar schnell vorübergehendes, kann das Ende des unglückseligen Selbstmörders sein, welcher der Schande der mehr oder weniger selbstverschuldeten Verarmung oder Erniedrigung vor den Augen der Welt entgehen wollte, als er sich den Kopf durch die Kugel der Pistole zerschmetterte. Leichter zwar, aber durch das, was ihm vorherging, noch schauderhafter war das Ende eines anderen Selbstmörders, welcher in selbstvergötterndem Hochmuth sich und Andere betrogen, Manche um ihr Vermögen, Viele um das Glück und den Frieden ihres Lebens gebracht hatte und der zuletzt, schon betäubt durch den Genuß berauschender Getränke der niedrigsten Art den sicheren Tod in einem heißen Bade aufsuchte, und als er auch hier noch den Bauch mit Speisen und starkem Weine belastet hatte, ihn auch da fand. Allerdings schien er der Angst und Noth des Sterbens entgangen, doch siehe, der Tod war da, von dessen Dunkel wir das Auge hinwegwenden; denn hier endet das Gericht der Erde und ein anderes Gericht beginnt, dessen Tiefen wir nicht ermessen.

Das unvermuthete Ende des Christen, der in Demuth und Liebe an der Hand seines Herrn den Weg durch das

Leben gegangen ist, verliert sich allerdings auch in einem Dunkel, dahin das Auge der lebenden Menschen dem Scheidenden nicht folgen kann. Dennoch läßt es in den Herzen der Freunde, nach seinem armen Menschenmaaße, ein ähnliches Gefühl zurück, als der Hingang Dessen, welcher todt war und ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, als eine Wolke Ihn hinwegnahm vor den Augen der Seinigen. Ich habe im 3. Bande meiner Selbstbiographie (S. 453, 454) das Ende eines theueren, brüderlichen Freundes, des Karl Köllner in Kornthal, beschrieben. Dieser Mann ist von früher Jugend an, bis in sein Alter, so wie ich vorhin von der Jul. v. Gammern es sagte, in der Kunst des rechten, seligen Sterbens wohl erfahren und geübt gewesen. Was in und an ihm noch auf Erden lebte und treu im Dienste seines Herrn, so wie der bedürftigen Brüder wirkte, das war nicht mehr sein eigenes Selbst, sondern ein anderes, das sich ihm zu eigen gegeben hatte. Der mächtig freudige Geist, der bei ihm Herz, Sinn und Muth durchdrang, wurde zwar in den Worten des Gebetes laut, das er in dem Kreise der Gemeinde sprach, doch ließen sich die Züge desselben in seinem ganzen Wandel, wie selbst in seinem heiter ernsten Angesichte lesen. In ganz besonderer Weise war dieses so am Morgen seines Todestages, am Dienstag in der Charwoche (1853). Daß er schon seit einiger Zeit ohne Aufhören in dem Gedanken an die selige Ewigkeit gelebt hatte, bezeugt ein Brief, welchen er drei Tage vor seinem Ende an seine damals als vereinsamte Wittwe (des Missionar Häberle) in Indien lebende Tochter schrieb; ein Brief, dessen Inhalt wie ein freudiger Nachhall des Jubilus Bernhardi lautet. An dem Morgen aber, von welchem ich hier rede, war er gesund und in seinem Gott vergnügt aufgestanden, kam zu den Seinigen

mit einem Ausdrucke der inneren seligen Fröhlichkeit und der zärtlichen Liebe, der selbst den Kindern, seinen Enkeln so wie den Erwachsenen wie etwas Seltenes, Ungewöhnliches an ihm erschien. Namentlich auch am Nachmittage, als er zum letzten Male als ein Lebender zu den Seinigen eintrat, konnte man an seinem innig freudigen und doch wie in der Nähe seines Herrn stillen und in sich gekehrten Wesen es bemerken, daß ein unbeschreibliches, unaussprechliches, inneres wie äußeres Wohlsein ihn durchdringe. Er pflegte gern, wenn er, wie sie übermorgen (am grünen Donnerstag) ihn erwarteten, den Segnungen des Abendmahles entgegenging, das Stillesein und die Einsamkeit aufzusuchen. Heute, an dem schönen Frühlingstage, zog ihn sein Verlangen hinaus in's Freie. Ein vorübergehender Knabe, welchen er freundlich begrüßte, sah ihn noch dort im Felde stehen und vor sich hinblicken, ein anderer Wandersmann aber, der bald hernach an die Stätte kam, fand ihn, auf seinen Stock gestützt, am Boden knieen, und ein vorüberfahrender Wagen brachte nicht mehr den Sterbenden, sondern seinen Leichnam in das Haus zu den Seinigen zurück. Er hatte das Sterben, welches in seinem Innern schon längst dem Abschlusse nahe gekommen war, vollends in der Einsamkeit und Stille abgemacht, seine Seele aber hat den Tod nicht gesehen.

Die in Gott ruhende Frau des Professor Lang in Halle (sie starb im Jahre 1715) hatte sich zwar nicht in die einsame Stille eines weit vom Hause abgelegenen Feldes hinausbegeben können, um dort bei'm Sterben mit ihrem Gott allein zu sein, denn sie lag auf ihrem letzten Krankenlager, zwölf Tage lang in großer Fieberhitze müde und matt darnieder, aber sie hatte in ihrem eigenen, dahinsterbenden Leibe eine innere und innerste Kammer aufgefunden,

deren Thüre die Seele noch fester und unzugänglicher hinter sich zuschließen kann, als die äußere Kammer. Sie gerieth, als ihr Ende nahe kam, in einen Schlaf, aus dem man Mühe hatte, sie zu wecken, wenn es für sie Zeit war, Arznei zu nehmen. Es war ihr in diesem Schlafe so wohl, daß sie einmal äußerte: Warum weckt ihr mich doch aus meinem süßen und vergnügten Seelenzustande? Man ließ sie dann für einige Zeit in Ruhe, als jedoch der Schlaf zu lange andauerte, suchte man sie daraus aufzurütteln. Sie aber war, wie der alte Jacob Faber, als sie ihn aufwecken wollten, selig in dem Herrn entschlafen. Ein solches stilles verborgenes Ende schickte sich wohl zu der ganzen Gesinnung und Führung ihres Lebens. Denn sie hatte schon als Kind die Stille und Zurückgezogenheit von der Welt und ihren Spielen und Vergnügungen geliebt, weil sie bereits frühe an Dingen ihr Vergnügen gefunden hatte, welche die Lust eines sanften und stillen Geistes sind: an dem Lesen der Schrift und solcher Bücher, deren Inhalt und Sprachweise aus dieser entnommen ist und zu ihr hinführt, am Gesange lieblicher geistlicher Lieder zum Saitenspiele ihrer Harfe, und am Gebete, darin sich oft, mit einer an so frühem Alter ungewöhnlichen Innigkeit ihr sehnliches Verlangen aussprach, abzuscheiden aus dem Erdenleben. Doch hatte sie auch für die rechte, fleißige Anwendung von diesem eine große Fertigkeit gewonnen, hatte bei einer ihrer älteren, auf dem Lande lebenden Schwester die Geschäfte der Haushaltung gründlich gelernt, war zu jeder, auch der geringsten oder beschwerlichsten Arbeit immer bereit und dabei so emsig und munter, daß man sehen konnte, wie bei ihr die beiden Füße des Christenwandels, beten und arbeiten, gleich gesund und kräftig waren. Sie konnten dieses

nicht sein, wäre nicht ihr Herz so gesund und kräftig gewesen im Glauben, in der Demuth, in der Liebe. Als treue Gehülfin ihres ihr gleichgesinnten Mannes, als Mutter ihrer 9 Kinder; als mitleidige, dienstfertige Trösterin der Betrübten, der Armen und Kranken, holdselig, sanft und freundlich, ist sie ihren stillen Weg gegangen und dennoch fürchtete sie in gesunden Tagen immer, sie werde nach so beständig innerlich heiteren freudigen Tagen ihres Lebens noch einen schweren Seelenkampf zu bestehen haben und durch die Furcht und Schrecken des Todes gehen müssen. Aber der Schrecken, welcher ihre letzte Krankheit und ihr Ende herbeiführte, war kein innerer, sondern nur ein äußerer: eine Feuersbrunst, die bei ungewöhnlich starkem Sturmwinde ausgebrochen und durch ein furchtbar wildes Geschrei auf den Gassen angekündigt war. Sie erkannte sogleich, daß ihr Krankenbett ihr Sterbelager sein werde. Als man jedoch mitten in ihrer Fieberhitze sie fragte, wie es ihr in ihrem Gemüthe sei, da sagte sie: Gott Lob! da ist lauter Stille, Friede und Ruhe; mitten unter den Leibesschmerzen nichts von Furcht und Bekümmerniß, sondern wie ein Kind in der Wiege, so ruht meine Seele in Gott." — — „Ach, welch' ein großes Kleinod ist es, auf seinem Todtenbette zu wissen, daß man einen gnädigen Gott hat." — Einer ihrer geliebtesten Freundinnen ließ sie sagen: sie solle sich nicht mehr vor dem Tode fürchten, denn Gott ist getreu. Auch sie hätte nicht gedacht, daß sie diese Gnade der Seelenruhe haben solle, ohne Kampf. So war und blieb ihr Herz beständig erfüllt von Lob und Dank gegen Gott und in all' ihren Worten sprach sie diese Stimmung des Gemüthes aus. Darum konnte sie mit Recht den Seelenzustand, in welchem sie sich befand, als

der Tod ihr zu einem Schlafe wurde, einen süßen und vergnügten nennen*).

Scheinbar verschieden und dennoch wesentlich übereinstimmend war der Zustand, in welchem sich der frommen Engländerin Elise Backer das Ende nahete. Diese zwar hatte die Schauer des Todes lebhaft gefühlt und ihn den dunklen Eingang genannt zu ihres Vaters Palast, doch wichen solche Anwandlungen bald von ihr. Obgleich nicht in einem äußerlichen Schlafe, ruhte sie dennoch in einer schweigenden Stille aus. Sie fühlte sich wie ein Fremdling im fernen Lande, der die Sprache der Fremde nicht mehr verstand, wollte deshalb nicht mehr reden, noch reden hören, „denn bald komme sie dahin, wo man die himmlische Sprache rede"**).

Nicht bei allen so selig Dahinsterbenden geht das Leibesleben in solch' tiefem Dunkel zu Ende, sondern zuweilen geschieht es, daß noch ein heller Strahl der Abendsonne durch das Gewölk bricht, welcher selbst den sterbenden Leib beleuchtet und mit ungewöhnlicher Kraft anregt. So ist es der treuen, stillen Dulderin in manchem Leid der Erde, der A. Kath. Wiegleb geschehen, als sie einige Tage vor ihrem Ende am Abende so schwach war, daß sie kaum die Zunge noch bewegen konnte, und als sie zum Erstaunen Aller, die um sie waren, mit lauter Stimme ausrief: „Victoria, Hallelujah. Lobet den Herrn; alle Lande sind seiner Ehre voll." Sie bat die Ihrigen, Loblieder mit ihr zu singen und dankte für diese Erquickung. Sie suchte hierauf mit fröhlichem Gemüthe die Ruhe der Nacht und obgleich noch einige Male die Bangigkeit des Sterbens

---

*) Chr. Fr. Burk a. a. O. S. 134—139.

**) Burk S. 76.

wie ein düsteres Gewölk ihre Seele umschattete, kamen ihr dennoch dazwischen immer wieder tröstende Strahlen, bis sie in seligem Frieden in dem Herrn entschlief. In gleicher Weise gerieth ein Geist der wunderbaren Kraft und Stärke über den sterbenden Leib der Lucia Stern zu Wiesbaden, der Siegerin über manchen furchtbaren inneren Kampf, in dessen finstere Tiefe nur wenig Seelen zu ihrer Läuterung geführt werden. Zwei Tage vor ihrem Tode sang sie noch mit lauter, gleichwie über das frühere Maaß ihrer Natur gehenden, Stimme das schöne Loblied:

Halleluja! Lob, Preis und Ehr'
Sei unserm Gott je mehr und mehr
Für alle seine Werke u. s. w.

Ihr Geist war von dieser Stunde an wie entrückt aus dem Leben des Diesseits in das Leben des seligen Jenseits, die Schwingen zum Auffluge waren gelöst; sie fühlte sich nicht mehr hier, sondern dort daheim; sie entschlief freudig und sanft *).

Ein solcher Hinübergang im Vollgefühle jenes Friedens, den die Welt nicht geben und gewähren kann, war das Ende des gottbekräftigten, an vielen Seelen gesegneten Hofpredigers Hedinger (im J. 1704). — Die vielgeprüfte, vielgeläuterte Wittwe, welche nach dem salomonischen Sprüchworte, dem Hilmar Ernst Rauschenbusch „viel edler als eine köstliche Perle" (Prov. 31 V. 10) zum Weibe beschieden und bis zu seinem Lebensende im 70. Jahre seine treue Gehilfin gewesen war, hatte noch manches Jahr den einsamen Weg über die Gräber der Ihrigen gehen müssen. Ihre Tochter Charlotte, ein Gefäß der Gnade und der Ehren, wie Gott in seinen Erwählten sich be-

*) Burk a. a. O. S. 82 u. 118.

reitet, war auch seit 5 Jahren in freudigem Glauben aus der Welt gegangen, die alte Mutter aber hatte noch oft unter Thränen mit einer tief in ihrer Natur liegenden Furcht vor dem Tode zu kämpfen. Da auf einmal war diese Furcht von ihr genommen und drei Wochen vor ihrem Tode am Ostermorgen (1834) wachte das sehnliche Verlangen in ihr auf, einzugehen zu ihrer ewigen Ruhe. Das Werk des letzten Losringens ihres Geistes von der Bürde der Zeitlichkeit blieb meist ein tief inneres, verborgenes, bis ihr am letzten Sonntag Nachmittag durch die Stelle Römer 5 V. 1—6 die schweigende Zunge gelöst wurde: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christum" u. s. w. Da erhob sie sich zu einem kräftigen, feierlichen Gebete, in welchem sich kund gab, welches Werk der Gnade in ihrem Inneren zur freudigen Vollendung gekommen war und fiel dann in einen sanften Schlummer, welcher bald zum Todesschlummer wurde *).

Schwer sind die äußeren, leiblichen Leiden gewesen, durch welche die Gemahlin des Professors der Theologie A. A. Hochstetter zu Tübingen, eines für seine Zeit hochgesegneten Lehrers, zu ihrer ewigen Ruhe hindurch mußte, schwerer jedoch noch die inneren Kämpfe mit dem Kleinmuthe und der Neigung zum Verzagen ihres Herzens. Während jedoch diese Kämpfe sie so tief darnieder beugten, daß auf ihren Lippen alle Worte des Trostes und der Ermuthigung verstummt schienen, wuchs die Kraft des Trostes

*) M. v. die Schrift: Rauschenbusch in seinem Leben und Wirken von W. Leipoldt (Barmen 1840).

in ihrem Inneren immer mächtiger an, und ihr wurde da gezeigt, wie Gott in den Schwachen mächtig sei, und wie den Armen, ja den Aermsten an Geist, das Himmelreich verheißen ist. Und als nun unter den heftigsten leiblichen Schmerzen der Entzündung ihre äußeren Kräfte am auffallendsten dahin sanken, da wurde die Freudigkeit in ihrem Inneren so stark, wie noch niemals vorher in ihrem Leben. Nachdem sie noch einmal einen letzten Kampf des Gerichtes gleich dem der Beata Sturmin (m. v. S. 96) bestanden, da erwachte sie am letzten Morgen ihres Lebens (5. März 1708) mit dem fröhlichen Gesange: „Heut' schließt Er wieder auf das Thor zum schönen Paradeis. Der Würger steht nicht mehr davor, Ihm sei Lob, Ehr und Preis." In dieser glaubensfreudigen Stimmung des Gemüthes ist sie denn auch bald hernach hinübergegangen, dahin, wo schon längst ihr Schatz, ihr Trost in Zeit und Ewigkeit war.

Der seligen Aebtissin zu Fischbeck, Charlotte Elisabeth von dem Busch, hatte man in ihrem vor den Augen der Lebenden schweren Todeskampfe die Worte des Herrn zugerufen: Siehe, ich komme bald; sie aber antwortete mit innigster Freudigkeit: „Ach ja, Er ist schon da," und mit diesen Worten entschlief sie (1753).

Es gibt wenig Krankheiten, welche gleichwie die Pest, die Kräfte des Leibes schleunig dahinnehmen und vernichten, so daß die von der Fiebergluth verdorrte Zunge und die schwer athmende Brust kaum noch zu einem vernehmbaren Worte fähig sind. Anders aber erwies sich die Macht des Geistes an der gottgeheiligten Diaconissin Margarethe zu Constanz. Sie war die Schwester der beiden Brüder aus dem edlen Hause der Herren von Blaaver, davon der eine als Bürgermeister, der andere als Priester und

Liederdichter ein Segen ihrer Vaterstadt und ihres Landes gewesen sind. Ein Verein von Jungfrauen und Frauen hatte sich zu Constanz im Geiste der apostolischen Zeiten gebildet, welcher gleich den Diakonissen der ältesten Kirche die Hilfe und Pflege der Wittwen, der Waisen, der Armen, so wie der Kranken, sich zur Aufgabe stellte. Vor Allem waren es die Pestkranken, deren bei der damals herrschenden Seuche die frommen Pflegerinnen sich annahmen, denn von diesen scheuchte die Todesfurcht selbst die Nachbarn und Gefreundte hinweg. Margarethe aber, als Vorsteherin des Diakonissen-Vereins, ging bei dieser Pflege allen Schwestern mit ihrem Beispiele voran. Als sie jedoch im November 1541, da der Würgengel der Seuche durch alle Häuser und Hütten der Stadt ging, seinen Schritten unablässig von einem Sterbelager zum anderen folgte, da ward auch sie von der Pest getroffen. Der Geist der Gnade und der Kraft aber, der ihr den Mund an den Sterbebetten der Anderen so oft zum Troste und zur Stärkung des Glaubens aufgethan hatte, wich nicht von ihren sterbenden Lippen. Sie ging mit dem Zeugnisse ihres vollkommenen Vertrauens auf Christum unter heiligen Reden hinüber zu Dem, den ihre Seele liebte. Je schwerer hier die äußere Krankheit und Todesschwäche der Glieder, desto leichter ist der Todeskampf gewesen, in dessen furchtbarem Dunkel die A. El. Porst fast verzagte. Doch dieses Dunkel löste sich noch vor ihrem Ende in einen Vorgenuß der Freuden der Ewigkeit auf. deren Genuß durch einen Hinüberblick in die ewige Herrlichkeit, ähnlich dem des seligen Joh. Arndt, bis zu einem Entzücken sich erhob, durch welches zuweilen, wie namentlich bei der sterbenden Dor. El. Hecker (gest. 1743), an dem Leibe von Erde, ehe er jetzt wieder zur Erde wird, ein

prophetisches Vorbild des künftigen verklärten Leibes heraufdämmert *).

Was ich so eben beschrieb, das ist ein Hellgesicht des Geistes, das aus der diesseitigen Welt des Vergänglichen weit hinübergeht in die jenseitige, ewige Welt und ihre Herrlichkeit. Oefter noch als dieses höhere und höchste tritt bei Sterbenden, so wie bei Solchen, welche, scheinbar noch gesund, dem nahen Tode entgegen gehen, jenes der Leiblichkeit noch zugewendete Hellgesicht ein, das ihnen die Zeit und Stunde des eigenen Endes oder das Schicksal anderer, selbst entfernt wohnender Menschen kund macht. Die ihrem kindlichen Glauben treugebliebene Gemahlin des berühmten Theologen J. Sal. Semmler, erfuhr in einem Traume die Botschaft ihres nahen Todes. Sehr vielen anderen, in alter und neuer Zeit, dem 88jährigen Rußbroch eben so wohl als der 4jährigen Pflegetochter des Pfarrers Wallin in Stockholm, von welcher ich in einem früheren Briefe sprach, ward die Zeit, ja die Art ihres Heimganges aus der Zeitlichkeit in großer Klarheit und Sicherheit angezeigt. Die Frau des Professor Calow in Leipzig erfuhr durch ein Hellgesicht in ihrem Inneren den Tod ihres Sohnes (31. März 1662), dessen Krankheit man ihr verhehlt hatte und ihren fast gleichzeitigen eigenen.

Ist es doch zuweilen, als ob ein Mitempfinden des Hellgesichtes der höheren Art, das die Sterbenden ergreift und durch die dunkle Pforte hinübergeleitet, selbst die Lebenden und Gesunden anwandeln könnte. Wenn auch nicht das Auge, so wird doch zuweilen das Ohr der Freunde für die Töne aus einer unsichtbaren Ferne geöffnet, welche

*) Burk a. a. O. S. 28; — S. 111; — S. 222.

gleich einem Gruße aus der seligen Ewigkeit der scheidenden Seele entgegenkommen. Ich habe in meinen Schriften einige dieser Fälle erwähnt *). Bei dem freudigen Heimgange des Pfarrer Süssenbach, aus dessen originellem und einfältig frommem Leben ich schon oben einige Züge erzählt habe, versicherten Viele aus seiner treuen, ihn herzlich liebenden Gemeinde, daß auch sie die Töne, von einer unbeschreiblichen Lieblichkeit, vernommen hätten, von welchen der Sterbende wie von einer Musik der Engel entzückt war. Ihm und seiner Frau mochten sie als eine Gabe aus der unsichtbaren Welt erscheinen, Andere suchten ihren Ursprung vergeblich theils in einem der Häuser, theils, auf die Stadtmauer hinansteigend, außer der Stadt, Keiner aber sah das Chor der Sänger und Tonkünstler aus fremder Heimath.

Wohl könnten alle diese vorherstehenden Züge aus der Geschichte der Sterbestunden selig heimgegangener Menschen dem Bilde des Todes einen Theil seiner natürlichen Schauer nehmen. Aber er bleibt deshalb immer das, was er ist und war: ein König der Schrecken für alle Sterblichen. Manche werden, wie Kinder auf dem Arme zärtlich schonender Mütter, an dem Feinde des Lebens, mit abgewendeten Augen vorübergetragen, daß sie ihn nicht sehen, andere, die zu Männern am Geiste erstarkt und zu Vorbildern eines unablässigen, mächtigen Kampfes des Geistes mit dem Fleische berufen und vorbestimmt sind, müssen ohne äußeren Trost und Linderung fortkämpfen bis an's Ende und in ihrem siegreichen Ausgange ein Beispiel geben von dem Glaubenhalten und dem Treubleiben bis zur letzten Stunde. In den Reihen dieser Sieger über den Tod und

*) M. v. unter anderen in meinen Erzählungen von Liedern die erste (Altes und Neues u. s. neue Folge, 2. Theil.)

seine Schrecken, dem sie männlich gegenüberstehen und in's Auge blicken mußten, bis ihre Augen sich schlossen, leuchtet wie ein Stern des Himmels hervor der theuere Ludwig Hofacker, dessen inneres wie äußeres Leben an seinem Freunde Albert Knapp einen tief eingehenden, glücklichen Beschreiber gefunden hat*). Ich weiß (denn ich habe das Buch im Zimmer Ihrer Mutter gesehen), daß Sie den Ludwig Hofacker aus seinen Predigten kennen. Von einer großen Zahl derselben kann man sagen: sie sind empfangen und geboren in der Weihe jener ersten Liebe zu dem Herrn seinem Gott, deren Gluth feurig ist und eine Flamme des Herrn; sie alle sind freudig und stark im Hoffen und im Glauben, lieblich anzuhören und zu lesen, wie es nach ihrem höheren göttlichen Maaße die Worte jenes zwölfjährigen Knaben mögen gewesen sein, den seine Eltern im Tempel — im Hause seines Vaters fanden, wo er mit den menschlich hochweisen Lehrern sich befragte und ihnen zuhörte. Hofacker's, des Jünglinges, Predigten haben mir oft mein altes, kaltes Herz jugendlich neu bekräftigt und erwärmt.

Der große Prediger fragt Alle, die sein vergangenes Leben kannten: wer hat fröhlicher sich ergötzet denn ich, rühmet dieses Fröhlichsein als eine Gabe von Gottes Hand. Hofacker war kein König von Jerusam, er konnte aber dem gekrönten Prediger es nachsprechen: wer hat fröhlicher sich ergötzt als ich? Das aber, was ihn so fröhlich ergötzte, war nicht die Fülle des äußeren Reichthumes und der Becher aller Freuden der Sinne, den das äußere Glück dem Begüterten in die Hand reicht, denn er hat von Jugend auf mehr ein armes als ein wohlbehagliches Leben geführt,

*) Leben des Ludwig Hofacker. Heidelberg 1852.

sondern der Becher seiner Freuden war ein innerer: war ein immer fröhliches Herz. Dieser innerliche Freudenbecher war bei ihm schon in seinem Knaben- und Jünglingsalter so gefüllt, daß er gern, in jovialen, scherzhaften Reden übersprudelte, und seinem ganzen Wesen und Thun die Stimmung eines blauen, von keinem Wölkchen getrübten Frühlingstages gab, welcher die Herzen Aller, die in ihn hinaustreten, fröhlich stimmt. Mehr als jeder Andere war schon der Knabe und noch mehr der geistreich witzige Jüngling Hofacker für andere Jünglinge ein Freudenbringer und Freudengeber, wo und wann er in ihren Kreis trat.

Aber die große, seltene Gabe des Naturells sollte und mußte zu einer Gabe des Geistes geläutert und geheiligt werden. So wie Ludwig Hofacker vor Anderen aus dem Freudenbecher eines fröhlichen, frischen Blutes und Muthes getränkt wurde, mußte er auch schon frühe in seinem Leben den bitteren Kelch schwerer, schmerzhafter Krankheiten und Trübsale kosten. Wie einem herannahenden Gewitter, das mitten in seinen Schrecknissen dem von langanhaltendem Sonnenscheine dürr gewordenen Lande Erquickung und Lebenskraft bringen soll, eine Trübung und oftmals Schauer der Haut erregende Abkühlung und Stille der Luft vorangeht, so geschah es dem Jünglinge innerlich, als ihn, er wußte nicht wie? ein Hauch der züchtigenden Gnade anwehete. Er war in den Augen seiner Freunde ein ganz Anderer als sonst, ernst, still und in sich gekehrt geworden; aber wie schon an trüben Tagen, auch wenn noch kein Regen kam, die Keime und Sprossen der Bäume und Kräuter zum Wachsen erstarken, so waren in ihm die Keime aufgelebt, welche die Schule seiner Kindheit, namentlich die Ermahnungen und Worte seiner treuen, frommen Mutter, zum Erkenntnisse des Heiles in Christo in ihn gelegt hatten.

Da traf ihn, als 22 jährigen Jüngling, in der That wie ein Blitz aus stiller Luft an einem heißen Augusttage (1820) der Sonnenstich, der ihn ohnmächtig zu Boden warf. Zu den Schmerzen der tiefen Wunde am Kopfe, die der Fall ihm zugezogen, gesellte sich eine langanhaltende Zerschlagenheit aller leiblichen Kräfte. Die erste, reichgesegnetste Lehrerin seiner Jugend, die fromme Mutter, saß als hütender Engel an seinem Krankenbette und vor der Pforte des verlorenen und wiedergefundenen Paradieses, in welchem sein Herz nun für immer Wohnung gefunden hatte.

Ich habe den mir theueren Ludwig Hofacker in der kurzen Strecke des Lebens, die ich von meinem 18. bis zu meinem 48. Jahre (von 1798 bis 1828) mit ihm gleichzeitig auf Erden durchwandelte, persönlich nicht kennen gelernt, denn er hat seinen Pilgerlauf schon in 30 Jahren vollendet, während der meinige schon jetzt in das 78. Jahr sich verlängert hat. Mich aber, so wie jeden Anderen, welcher den in kurzer Prüfungszeit selig Vollendeten so kennen lernen will, wie er leibte und lebte, hat Albert Knapp, der nahe befreundete Genosse seiner Jugend wie seiner Gesinnung, in dem obenerwähnten, trefflichen Buche bei ihm eingeführt. Ich möchte auch Ihnen, meine Freundin, dieses schriftliche Denkmal an einen seltenen Prediger der Gerechtigkeit, für unsere und künftige Tage in Ihre Hände geben. Ich übergehe hier die Beschreibung der vielen, schweren Heimsuchungen durch leibliches Wehe und niederbeugende Beschwerden der mannichfachsten Art, welche den früher so lebensfrischen und lebenslustigen Jüngling Hofacker trafen und in den letzten Tagen seines Lebens fast gar nicht mehr verließen, und wende mich nur noch einmal zu der schon oben erwähnten Beschreibung seines Endes zurück. Ein Begegnen seltsamer Art muß es ge-

wesen sein, als einige Monate (im Juni) vorher, ehe dieses langersehnte Ende kam, drei wassersüchtige Leidensbrüder zu Rielingshausen, in deren Kirche Hofacker so oft seinen Mund zum Troste, zur Erweckung und geistigen Auferbauung seiner Gemeinde aufgethan hatte, im Dienste ihres Herrn zusammentrafen. Der eine davon war der betagte, wassersüchtige Dekan von Marbach, der andere der noch mühsam am Stocke einherschleichende Pfarrer, der dritte sein ebenfalls wassersüchtiger Schulmeister. Der Dekan, der zur Kirchenvisitation hergekommen, starb am 22. September, der Pfarrer am 18. November, der Schulmeister im folgenden Jahre*).

Da saß er nun meist, bei Tage wie bei Nacht, in seinem Lehnstuhle, gepeinigt von den Schmerzen an seinen Füßen, in die man Einschnitte gemacht hatte, um dem angesammelten, beizend scharfen Wasser einen Ausweg zu öffnen; gequält von den Beängstigungen und Erstickungsanfällen seiner Brust, immer noch nach seiner, auch äußerlich gewaltigen Natur, mit einer Lust und Liebe am Leben hangend und dabei dennoch beständig im Angesichte und in der Furcht des Todes. Und nicht nur des leiblichen Todes, sondern des Gerichtes der Ewigkeit, in dessen Nähe sein ganzes vergangenes Leben mit all' seinen Abweichungen zur Rechten und zur Linken vor seinen Augen aufgethan wurde. Er, dessen freudiger Geist zu so hellem Lichte sich erhoben und in diesem geschwebt und gelebt hatte, wurde jetzt in ein Dunkel hinabgeführt, das ihn oft dem Verzagen nahe brachte. Er versank aber darin nicht, denn die kindliche Demuth sinkt wie eine Taucherglocke mit einer solchen gläubigen Seele hinab in die Tiefe und schützt sie,

---

*) A. Knapp a. a. O. S. 307, 308.

daß sie, unversehrt von den über und neben ihr dahinrauschenden Fluthen, das Dunkel des Gerichtes besteht, und aus ihm heraufgehoben wird an's Licht.

„Es ging", so sagt Knapp (a. a. O. S. 315) „dem seligen Hofacker an seinem Ende, wie dem seligen Prälaten Oetinger, diesem tiefsinnig theosophischen Geiste, der in seinem achtzigsten Jahre nach einer Masse der kühnsten edelsten Forschungen zuletzt sprach: Alles, was ich von dem lebendigen Gott weiß, ist in Luther's kleinem Katechismus enthalten." Aehnlich gemeint war das, was Hofacker in seiner humoristischen Weise zu einem Freunde sagte, der ihm für jene Welt Hoffnung machte zu dem Berufe eines Missionärs für die Ankömmlinge aus der Heidenwelt: „Meinst du denn, wer in dieser Welt ein Pfarrer gewesen ist, werde es deswegen auch wieder dort werden? Du weißt nicht, ob du nicht drüben, statt zu predigen, in der Kinderlehre stehen mußt." Und in diese Kinderlehre ging der gedemüthigte Geist des Kranken jetzt gern und täglich tiefer ein.

Das Dunkel des inneren Gerichtes hatte sich verzogen. Aber an den Mühen des äußeren Kampfes mit den oft unerträglich erscheinenden leiblichen Schmerzen und Beängstigungen wurde diesem kräftigen Streiter nichts erlassen. Ihm galt es nach dem ganzen Gewichte der Worte: Keiner wird gekrönt, er kämpfe denn recht. Freilich stammelte er, überwältigt von seinen Leiden, öfters: „Es ist genug, Herr; so nimm nun meine Seele." Und als in den letzten 24 Stunden die Beängstigungen der Brust stets höher und höher stiegen, bat er die ihn Umgebenden mehrmals, sie sollten den Herrn um seine baldige Erlösung anflehen. Als man ihm am letzten Morgen aus einem Gebetbuche für alle Tage des Jahres das Gebet für den 18. November vorlas, da lautete der vorausgesendete Spruch: „Wo ich bin, da soll mein Diener

auch sein.“ Und am Mittag trat in seinem schwer leidenden Leibe die Ruhe ein, die seinem Geiste der Vorgänger der ewigen sein sollte. Bei völligem, klarem Bewußtsein, freudig und innig theilnehmend, ja mitsprechend bei dem Gebete und Abschiedssegen der Seinigen, entschlief er ohne die mindeste Zuckung, sanft und im Frieden Gottes. Wie Knapp sagt, „als ein Mann, auf welchen vor vielen Anderen das Wort anzuwenden ist: „dieser ist gekommen aus großer Trübsal, und hat sein Kleid gewaschen und hell gemacht im Blute des Lammes.“ — Sein letztes Wort war der Name Dessen gewesen, den seine ganze Seele liebte und den sein scheidender Geist wie einen schon bei ihm Stehenden umfing.

Siegreich, wenn auch für das Auge der Lebenden schwer, war dieser Ausgang aus dem armen, hinsterbenden Leibe. Hofacker sollte bis zu seinem letzten Athemzuge nicht durch das Wort allein, sondern durch die That selber ein Prediger des Wortes sein für Alle, die ihn sahen und hörten. Mitten in seinen langen Todeskämpfen und Schmerzen sprach sich an ihm die Lehre aus, welche das Buch der Weisheit (3 V. 4) über den Tod der Gerechten gibt: „Ob sie wohl vor den Menschen viel Leiden haben, so sind sie doch gewisser Hoffnung, daß sie nimmermehr sterben.“ „Ja, was sind dieser Zeit Leiden gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden und was kann uns, so schwer auch der Kampf sein mag, scheiden von der Liebe Gottes (Röm. 8, 18; 35)?“ Selbst noch das Angesicht des Verstorbenen, wie es im Sarge lag, schien zu zeugen von dem seligen Frieden Derer, die in dem Herrn sterben.

Aber ich kehre wieder zu dem Anfange meines Briefes zurück. Das Ende des Menschen, der nicht im rechten Sinne des Wortes ein Kind gewesen oder geworden ist in all' seinen Formen und Arten, ist eine Predigt über den Spruch:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Ich könnte hier meine Feder niederlegen und Sie verweisen auf die Stimme eines unserer Prediger in der Wüste, die seit Kurzem sich vernehmen ließ, und da ich von Herzen wünschte, daß sie von Allen gehört würde, denen (nach einem von Hofacker gebrauchten Ausdrucke) das Sterben nicht als eine Kleinigkeit erscheint. Es ist dies „die Lehre von den letzten Dingen" in dem Buche von C. F. Göschel: der Mensch, nach Leib, Seele und Geist, diesseits und jenseits*). Namentlich das erste Capitel des 2. Abschnittes dieses Buches, überschrieben „das Sterben," wird von Ihnen gewiß mit derselben innigen Rührung gelesen werden als von mir und in Ihnen dieselben tiefer gehenden Gedanken anregen und aufwecken, die es in mir geweckt hat.

So wenig ich mich aber auch geschickt fühle, mit einem solchen Führer, wie Göschel es in seinem Buche war, gleichen Schritt zu halten, will ich dennoch, zuweilen mich auf meinen Führer berufend und mit ihm sprechend, die hier begonnene Betrachtung über das Sterben noch kurz in meiner Weise zu Ende führen.

„Das Sterben ist (nach Göschel S. 64) der Weg aus diesem Leben zum leiblichen Tode und zum Leben nach dem Tode des Leibes, aber nicht der Tod selber, welchem es erst entgegen geht, bald schneller, bald langsamer, wie es scheint. Das Leben — — ist der Strom zwischen Diesseits und Jenseits; — die Mitte zwischen zwei Zuständen des menschlichen Lebens." „Wir lassen" nach Bunyan „das schwere Gewand der Sterblichkeit im Strome zurück, eilig (außerhalb) und leicht ist dann der Aufschwung oder Lauf im

*) Leipzig bei Dörffling und Franke 1856.

Jenseits.“ Ich wiederhole das Wort, das ich schon oben gesprochen: das Sterben ist ein Aufwachen aus dem Traume des Lebens, ein ähnlicher Wechsel der Lebenszustände wie jener, der zwischen dem ungeborenen Menschen im Schooße der Mutter und dem neugeborenen, an's Licht der Tage hervorgegangenen ist. Es liegen in diesem Bilde die Höhen und Tiefen einer geistigen Bedeutung, in welche ich hier nicht eingehen, sondern nur zunächst an ihren natürlichen Sinn mich halten will.

Der ungeborene Mensch im Mutterschooße empfängt auch bereits den Lebenshauch, den unsere Brust aus der Luft aufnimmt; er wird, wie wir, gespeist und getränkt, der Strom der anregenden Lebenskräfte, die unsere Nerven und Adern durchdringen, uns bekräftigen und erhalten, dringt auch durch sein Fleisch und Gebein, ja die Pestilenz, die im Finstern schleicht, die Seuche, die am Mittage verderbt, kann ihn noch im Mutterleibe anrühren und seinem Leben ein Ende machen, während das der Mutter erhalten bleibt. Aber dieses Alles begegnet ihm nur vermittelt durch die Mutter, aus deren Blut er den natürlichen Lebensgeist der Luft, die gedeihliche Nahrung für sein Fleisch und Gebein, entnimmt, aus deren Nerven ihm die Anregungen kommen des magnetischen Lebensstromes, der Alles bewegt und erhält. Er selber unmittelbar, der im Verborgenen Schlummernde, weiß nichts von der Lust und den Sinnenfreuden, durch welche vielleicht seine Mutter ihr Leben dahintanzt, nichts von dem Leid und dem Schmerze, der andere Male ihr Herz beschwert; sein Ohr hört nichts von dem Angstgeschrei auf den Gassen, sein Auge sieht nichts von den Flammen der Feuersbrunst, durch welche die Mutter erschreckt wird, und dennoch geht ein dunkles Mitgefühl, in seinen Folgen auf die spätere Entwickelung, ja auf die

Naturart des Menschen voll mächtigen Einflusses, von dem Leib und der Seele der lustig dahinschwärmenden, der von Gram gebeugten, oder der von Furcht und Schrecken ergriffenen Mutter auf den Leib und die Seele des ungeborenen Menschen über. Es komut jetzt die Stunde der Geburt; die Stunde des Ausscheidens des Kindes aus der Mutter. Das unbewußte Traumleben, in welchem der Mensch bereitet ward in der verborgenen Tiefe, hat ein Ende; das eigene Leben erwacht, die Brust thut sich selber dem Athmen der Lebensluft auf, das Auge wird vom Lichte, das Ohr vom Schalle angerührt, nackend und bloß tritt der Mensch in die Welt ein, deren ungewohntes Anrühren seines zarten Fleisches und deren drückende Luft ihn schmerzt. Wohl ihm, wenn er nicht wie ein Mißgeachtetes oder Todtes dahin geworfen wird, sondern wenn Hände einer mütterlichen Liebe schon vor der Geburt die Windeln und das weiße Kindergewand ihm bereitet haben, die den Ankömmling in der neuen Heimath bedecken und umkleiden sollen.

Ein gleicher Unterschied, wie der, welcher zwischen dem Sein des ungeborenen Menschen und des ausgeborenen für das irdische sterbliche Leben besteht, findet sich zwischen dem Sein der Seele des Menschen diesseits, vor seinem Sterben, und jenseits, nach demselben. Wer sollte nicht es durchfühlen, wie in den tausendfältigen Gedankenbildern, in den Aufregungen seiner Leidenschaften und Begierden, aber noch mehr, wenn auch selten, in dem Anhauche der Kräfte, die seine Seele auffliegen machen wie den Adler, die in seinem Gemüthe Anklänge wecken von der seligen Lust eines Friedens, den die Sinnenwelt nicht gibt, ihm besuchende Gäste begegnen, welche, obgleich sie auch das Fleisch durchwirken, doch nicht von der Natur des Fleisches, sondern von der

der Seele sind. Jene, wenn auch in sinnliche Form gekleidete, Fremdlinge aus einer übersinnlichen Welt kommen ihm ohne sein Zuthun, ja gegen seinen Willen, wie dem ungeborenen Kinde die Regungen des Mitgefühles mit den geistigen und leiblichen Anlässen, welche die Mutter betreffen und erschüttern. Der Mutterleib, in welchem der Mensch, so lange er über dem Grabe wandelt, verschlossen liegt, ist die Natur, ist das vergängliche Wesen der Sinnenwelt, auf deren Boden er, wie ein Samenkorn, das der Sturm von seinem Stamme hinweggeführte, gefallen ist. Keimkraft blieb in dem Samen, sein Gewächs treibt hervor, etliches reichlich genährt von der üppigen Fülle des Bodens, etliches aus der Wüste, wo nur der Thau des Himmels seine Nahrung war. Bei vielen treiben Blätter in Menge, vielleicht auch hundertblätterige Blüthen hervor, in denen keine Frucht sich erzeugt, bei einigen treten, vielleicht aus einem vom Staube der Wüste bedeckten Stengel, Blüthen hervor, in denen der fruchtbare Same sich bildet. Der Winter kommt, die reiche Krone der Blätter so wie die prunkenden hundertblätterigen Blüthen fallen ab, nur noch mit dem Gerippe des erstorbenen Stengels treibt der Wintersturm sein Spiel. Wo aber nicht nur Blätter und Blüthen, sondern in diesen ein fruchtbarer Same sich fand, da geht dieser hin, zu ruhen in seiner Kammer, bis der Winter vorüber ist und der Strahl der Sonne, der in der Blüthe ihn zur Reife zeitigte, ihn erweckt für das Leben eines kommenden, neuen Sommers. Die Triebkraft der Blätter kommt von unten aus der Fülle des Bodens; die Kraft zur Ausgeburt und zur Reife des fruchtbaren Samens ist ein Werk der Sonne des Himmels, kommt von oben.

Es ist nur ein vergängliches Bild, in welchem die sichtbare Natur Zeugniß gibt von Dem, was von unver-

gänglicher Natur ist, aber jenes Zeugniß deutet auf Das hin, was das Buch der Weisheit von den Gerechten sagt: „sie sind der gewissen Hoffnung, daß sie nimmermehr sterben."

So gehen die Seelen der Menschen in zweifacher Bereitschaft, gleich den unfruchtbaren und fruchtbaren Gewächsen der erstarrenden Winterkälte des Todes entgegen. Bei vielen hat sich die ganze wirkende Kraft des Lebens in den Wuchs der Blätter hineingezogen und fällt im Tode dahin, bei anderen in den Samen, den kein Sturm des Winters in seiner Ruhestätte anrührt, sondern der in Frieden des nahenden Sommers wartet. Diese sind es, die aus dem Geiste zum Leben des Geistes, schon in den Tagen der Erde erzeugt waren; jene lebten im Fleische, welches, auch wenn es scheinbar noch grünt, doch ohne Aufhören dem Verderben und Sterben anheimfällt. Es ist dieser Zug nach unten, der Zug und die Macht eines beständigen Verderbens und Sterbens, der mit der Seele, deren Thun und Wirken auf das Fleisch gesäet ist, hinübergeht in das Sein des Jenseits, für welches auch sie gemacht ist. Kräfte jenes ewigen Lebens, das der Geist gibt, tragen und führen die Seele, in welche der Same des Geistes gelegt war, wenn sie aus dem Sein der Sichtbarkeit ausgeboren wird in das neue Sein der unsichtbaren Welt.

Wir wissen nicht, wann das Sterben in dem Menschen beginnt, dessen Herz sich noch bewegt, dessen Brust noch athmet. Wissen nicht, wie lange es dauert, auch wenn das Herz still stand, das Blut erstarrte. „Dem Menschen aber ist es gesetzt, einmal zu sterben, darnach das Gericht*)."

Von Manchem, was an Sterbebetten geschah, ist auch mir die Kunde gekommen. Ich weiß von solchen, welche

*) Ein Weiteres über diese Stelle s. m. unten auf S. 172.

den trostreichen glichen, deren viele ich Ihnen in meinem Briefe beschrieb, weiß von der Mehrzahl der anderen, an denen man nur das äußere Gewand des Sterbens: das Auslöschen einer Kraft des Lebens nach der anderen, im natürlichen Tode gesehen. Weiß aber auch von solchen, in denen nicht die Zuckungen der bewußtlos thierischen Lebenskraft, sondern die selbstbewußte Seele mit dem furchtbaren, verzweifelnden Bangen vor dem Gerichte kämpfte, während das wildrollende Auge vergeblich nach einem tröstlichen Strahle der Hoffnung suchte, die laut stöhnende Brust keine Worte für ihre Angst fand. Wir wissen wohl, wie der König der Schrecken auch am erstarrenden Leibe Derer, welche Hoffnung haben, seine Gewalt üben kann, wer jedoch diese Sprache der Zeichen zu deuten weiß, der wird unterscheiden, was des Leibes, und was der geistig bewußten Seele war.

Wäre in dem vom Herbste entblätterten Gerippe eines samenlosen Gewächses Gefühl und Sprache, es würde jammernd verlangen nach dem Safte, den es während seines Sommers aus der Erde sog, nach dem wohlthuenden Anfächeln der warmen Luft. Aber der fest gefrorene Boden gibt keinen Saft mehr, der eiskalte Wintersturm und seine Schauer brechen durch das verdorrte Gestrüpp.

Fünfter Brief.

Bestehen und Vergehen der Erinnerungen.

Sie sind mir diesmal, meine verehrte Freundin, in dem Wettlaufe unserer Korrespondenz um einen Schritt voraus, denn seit meinem letzten, freilich etwas langen Briefe habe ich zwei von Ihnen erhalten, zu deren Beantwortung ich erst jetzt nach Beseitigung eines unabweisbaren Geschäftes kommen kann.

Zuerst meinen herzlichen Dank an Ihre liebe, fromme Tante. Ganz wie aus meiner eigenen Seele gesprochen ist mir Das, was diese zu dem Inhalte meines letzten Briefes sagt. Sie hatten ihr denselben zum Lesen gegeben; sie äußerte sich mit Theilnahme über seinen Inhalt, fügte aber nach einigem Nachdenken hinzu, daß, so sehr sie sich an dem seltenen Lebensende solcher Seelen erbauen und erfreuen könne, deren Hervorgehen aus dem letzten Kampfe einem lauten Triumphzuge gliche, dennoch, wenn sie so sagen dürfe, ein ähnliches Ende nicht nach ihrem Wunsche sei. Ihr Sehnen und Verlangen sei es vor Allem, daß sie in jener Fassung dahinscheiden möge, in welcher der Mensch, der Sünder, seinem Richter, zugleich aber auch seinem Versöhner sich nahen solle. Zu dieser Fassung aber, so schiene es ihr, würde sich für ihr Wesen am besten eine Stille schicken, darin sie sich schon während der besten Stunden ihres Erdenlebens am wohlsten befunden habe. Sie wünsche des-

halb, daß ihr Ende, wenn Gottes Gnade ihr es so gewähren wolle, ein stilles, sanftes werden möge, ohne Aufsehen vor Menschen, nur in ihres Gottes väterlichem Nahesein und in seiner treuen Aufsicht.

Diese Worte Ihrer guten Tante erinnern mich an einen Vergleich, der mir oftmals eingefallen, wenn ich in irgend eine prächtig ausgezierte Kirche, die etwa nach dem Geschmacke der beiden letzten Jahrhunderte erbaut war, hineintrat. Vielleicht in eine solche, deren ich mehrere kenne, die auf der Stätte einer der ältesten Christenkirchen des Landes errichtet war. Mochte das neue Gebäude in seiner inneren wie äußeren Gestalt vielen Augen wohlgefallen; ich dachte und fühlte mich dabei dennoch gerne in eine jener einfältig schmucklosen Hallen hinein, welche unsere Väter, arm an Geist, reich aber an Glauben, nach ihrer Bekehrung von dem Heidenthume Christo dem Herrn zu Ehren erbaut haben. Eine solche ist auch das älteste Münster in Straßburg gewesen, das Chlodwig im 6. Jahrhunderte errichtete: mit hohem Giebeldache, mit nur einem Fenster, das schattige Innere nur mäßig von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, damit, nach den Worten eines alten Beschreibers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und anderer Leute Uffsehens konnte verrichten" *).

Ein Vergleich solcher Art wird uns zwar nicht einfallen, wenn sich am Anblicke eines der vollendeten Musterwerke der christlichen Andacht, wie die hehren Tempelgebäude der Münster zu Straßburg, Freiburg, Speier, Cöln es sind, unser Gemüth erbaut, unser Geist sich erhebt, und in ihrer Art macht die Betrachtung solcher

*) M. v. m. Geschichte d. Seele 4. Aufl. Bd. II. S. 769.

Sterbebetten, an deren etliche ich in meinem letzten Briefe Sie hinführte, einen ähnlichen Eindruck auf uns. Aber das stille Alleinsein des Betenden aus der Tiefe, mit seinem Gott, „ohne anderer Leute Aufsehens" behält seinen besonderen, hohen Reiz. Und wenn unser Geist in der Sterbestunde hineingeführt wird in ein Dunkel, dahin die Augen der lebenden Menschen ihm nicht folgen können, wohl ihm, wenn nur das Licht der nie verlöschenden Ampel ihn bescheint. Ja, wohl uns, auch dann, wenn unser halbgebrochenes Auge noch kaum den Schimmer der Ampel sieht; wenn Freunde um diese herumstehen, welche mit betendem Munde und sanftem Gesange in die freudig ernste Tonweise unserer Sterbestunde einstimmen und mit ihrem Segen uns das Geleite geben hinein in den Strom, darein wir, nach Bunyan's Ausdruck, in altem, beschmutzten Pilgergewande steigen und aus dem wir in reinen, neuen Kleidern hervorgehen.

Seit dem Abgange meines letzten Briefes an Sie ist mir auch die Kunde von dem seligen Ende einer Freundin auf der Insel Rügen gekommen, mit welcher Sie mittelbar eine Bekanntschaft geschlossen haben. Es war die Amalie Baier, die Schwester des Pfarrers Baier zu Altenkirchen, von welchem ich Ihnen viel erzählt und im dritten Bande meiner Selbstbiographie S. 145 gesprochen habe. Viel mehr zur Freude als zur Trauer hat mich jene Kunde gestimmt. Wer sollte nicht freudige Theilnahme fühlen schon mit dem irdischen Glücke einer treuen Braut, welche nach langem Harren in der armen, dürftigen Hütte endlich heimgeholt wird von dem geliebten Bräutigam zum Bunde des unzertrennlichen Vereines und zum fortwährenden Wohnen mit ihm in seinem wohlversorgten Hause. Und ist nicht das Glück unserer Freundin Amalie ein unvergleichbar viel

höheres? Sie war im Hause und in der Zucht ihrer frommen Eltern ein, wie selten ein anderes, frommes Kind; im Hause ihres Bruders, des Pfarrers zu Altenkirchen, und nach dessen Tod in ihrer verwaisten und dennoch in Gott vergnügten Einsamkeit, bis zu ihrem Ende (im 70. Jahre) eine kluge Jungfrau gewesen, welche ihre Lampe nicht nur brennend erhalten und geschmückt, sondern auch mit Oel wohl versorgt hatte. Als eine Mutter und Erzieherin der Waisen, Trösterin und Pflegerin der Armen und Kranken hatte sie gelebt und gewirkt; manche Seele zum inneren Leben geweckt. Von einer Krankheit im vorigen Winter hatte sie sich wieder erholt, doch blieb noch Aufregung, abwechselnd mit großer Ermattung, zurück. „Ich werde diese Nacht gut schlafen,“ sagte sie am letzten Abende freundlich zu ihrer Wärterin, und sie erwachte nicht wieder für das Erdenleben, „der Tod war ihr ein Schlaf geworden.“ Als der Ruf „der Bräutigam kommt“ in das Ohr der Schlummernden drang, da fand er ihre Seele bereit zum Entgegengehen Dem, der da kam, und zum Eingehen in Seinen Freudensaal.

Ich habe aber jetzt vor Allem einige Fragen des jüngsten Ihrer beiden letzten Briefe zu beantworten, über einen Gegenstand, der, wie Sie schreiben, Ihr Nachdenken seit einiger Zeit viel beschäftigt und dessen Dunkel Sie beunruhigt. Sie waren, zunächst durch das Lesen etlicher Stellen im ersten Bande meiner Selbstbiographie in jenes Dunkel geführt worden. Namentlich durch das Kapitel vom „Panorama der Erinnerungen“ S. 76—90. Allerdings werde durch Das, was ich auf S. 146 gesagt, das Bedenken, welches jenes Capitel erregte, vorläufig zur Ruhe gewiesen, aber es sei Ihnen dabei das Gefühl geblieben, als hätte ich noch mehr über die Sache sagen wollen und können,

als der Plan und vorbestimmte Raum meiner Schrift mir zugelassen. Sie baten mich deshalb, Ihnen dieses Weitere noch mitzutheilen. Denn allerdings, das erkannten Sie wohl, läge in solchen Erfahrungen, wie die des Admiral Beaufort und mehrerer Anderer war, eine tröstliche Versicherung für die selbstständige Fortdauer unseres Geisteslebens auch noch bei dem Hinsterben, ja nach dem Tode des Leibes. Von einem Aufgeschlagenwerden der Bücher, darin die Thaten, ja die Worte unseres diesseitigen Lebens verzeichnet stehen, dort am Eingange in das jenseitige Leben, zeuge uns selbst die heilige Schrift. Auch hätten wir ja die feste Hoffnung und Vorausversicherung, daß in jenen Büchern, am Tage der großen Rechnung, die Schulden Derer als erlassene und durchstrichene stehen würden, welche durch Wort und That die Bürgschaft annahmen, die für Zeit und Ewigkeit den Schulden genug gethan hat. Dennoch könnten Sie Sich einer peinigenden Furcht vor dem Hinübergehen des Panoramas der Erinnerungen in das jenseitige Leben nicht erwehren. Denn wenn Sie die unzählbare Menge der Erinnerungen und Gedanken betrachten, die Ihnen täglich und stündlich an Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges aus Ihrem armseligen Erdenleben durch den Sinn gehen und welche so oft die bessere Fassung Ihres Gemüthes störten, Ihr Nachsinnen über ein Ihnen obliegendes ernstes Geschäft unterbrächen, da stiege manchmal in Ihnen der Wunsch auf: ach könnte ich doch entfliehen aus diesem Gedränge der unerwünschten, inneren Vorstellungen; möchte ich doch nur einmal auf einen Tag dieser lästigen Traumbilder los werden, die bei offenen Augen mich verfolgen!

Wie ich es auch so eben schon gethan, will ich Ihre Befürchtungen noch etwas weiter, mit meinen eigenen

Worten und nach eigenen, täglichen Erfahrungen ausführen. Wenn zuweilen mein selbstbewußter Geist, stehend auf dem sicheren festen Boden seines hellen Wachseins, auf die Reihe der Vorstellungen und Gedankenbilder zurückschaut, welche vielleicht noch vor wenig Minuten an seinem Inneren vorüberzogen und die sein Wachsein trübten, da ergeht es ihm wie einem Reisenden, der von dem jenseitigen Ufer eines Sees an das diesseitige herüberfuhr. Wollte dieser mit spähendem Blicke dem Verlaufe der Wasserstraße nachgehen, auf welcher er herkam, es würde ihm schwer, ja öfters unmöglich sein. Zwar erkennt er noch die ungefähre Stelle des gegenüberstehenden Ufers, von welcher er abfuhr, kann auch wohl noch in der Nähe jener Stelle die einzelnen, aus dem Wasser hervorragenden Felsenstücke unterscheiden, an denen er, gleich nach dem Abstoßen seines Kahnes, vom Lande vorbeikam. Weiterhin aber, nach der Mitte des Sees, hatte ein Wind sich erhoben und die Wellen gingen hoch. Der Steuermann, ohnehin von schläfriger Natur, hatte vollauf zu thun, sein Schifflein nur über dem Wasser zu erhalten; Wind und Wellen trieben es zur Rechten und zur Linken; wer kann da noch, auf dem wogenden Wasser, oder selbst auf dem wieder ruhiger gewordenen, dessen Spiegel sich überall gleichsieht, die Kreuz- und Querzüge auffinden, welche der Kahn auf seiner Fahrt gemacht hat; wer kann sagen: dort von jener im Sonnenlichte glänzenden Welle kam ich auf diese, von der zweiten auf die dritte und so auf die weiteren? Sind doch die Wellen eben so schnell vergangen als der Wind, der sie aufregte. Steht mir doch eher der nachsinnende Verstand still als das flüssige rastlos wandelbare Element meiner Träumereien, in denen die Seele, wie ein leichtes Blatt, das der Wind vom Boden aufhob,

bald da, bald dorthin geführt wird, ohne irgendwo ein Bleiben zu finden.

Vergleichbar mit dem Wege, den ein Schiff über das von Wind und Strömungen bewegte Wasser macht, ist der Zug, den die Reihenfolge der Vorstellungen und Phantasiebilder in den alltäglichen Anwandlungen unserer Träumereien nimmt. Das Schiff steuert wohl nach einem bestimmten Orte hin und der Steuermann hält, so viel er kann, nach diesem Zielpunkte die Richtung ein. So sind wir etwa auch mit der Ausführung irgend eines bestimmten äußeren oder inneren Werkes beschäftigt und der Wille unseres Geistes geht ernstlich nach der Erreichung seines Zieles hin. Aber, wie fast unzählige Male, im Verlaufe nur einer einzigen Arbeitsstunde wird unser Nachsinnen, unser Aufmerken auf das Werk hinweggelenkt auf fremdartige, störende Gedanken, gleichwie durch Wind und Wellenschlag, die einen Kahn zur Rechten und zur Linken aus seiner Bahn treiben. Und wenn nun vollends gar das Fahrzeug ohne den Steuermann und sein Ruder dem Bewegen des Wassers sich hingibt, wie ungereimt und planlos schwankt es dann über die Wellen hin. Ich wollte etwa, im Zimmer auf- und abgehend, auf einige Augenblicke von einer schriftlichen Arbeit ausruhen, deren Vollendung mir sehr am Herzen liegt. Da fällt mir der Brief eines Freundes ein, dessen endliche Beantwortung dringende Pflicht ist. Der Freund hat mir ein höchst interessantes Buch zum Lesen mitgetheilt; der Inhalt, namentlich einiger Stellen desselben, tritt mir lebhaft vor die Seele. Dieser Inhalt führt mich auf die öden Gebirge eines von wenig Reisenden besuchten Landes, welche reich an uralten, thierischen Ueberresten sind. An diese Gedankenbilder kann ich mich etwa noch erinnern und der innere Zusammenhang

ihrer Reihenfolge ist mir begreiflich. Nicht aber weiß ich, wie ich in meinen Gedanken von dem fernen Gebirge in Norden in das Dorf gerathen bin, dahin ich gewöhnlich während der Sommermonate ziehe, und zwar in das Gesträuch der wilden Rosen, auf deren Blüthen ich mich freue. Noch weniger weiß ich, wie sich mit jenem Gedankenbilde die Erinnerung an den Inhalt eines Gespräches zusammengereimt habe, das ich gestern mit einem mir wenig befreundeten Manne hatte. Eines Gespräches, das mir einen Eindruck hinterließ, dem ich gerne entweichen mochte und deshalb zu meiner Arbeit mich wieder hinsetzte.

Nicht viel höher stehen diese Träumereien des Wachens als die Träume des Schlafes, obwohl in jenen doch noch ein Faden bemerkbar sein kann, der die Bilder des Schattenspieles an der Wand zusammenhält, während in den Phantasiestücken der nächtlichen Träume die Bilder so sinnlos unzusammenhängend auf einander folgen, als ob eine muthwillige Hand Dinge, die ihr eben nahe lagen, in die Bühne des Puppentheaters hineinschöbe, so daß vielleicht die Heldengestalt eines Cid von der Figur einer alten, von ihrem Korbe belasteten Frau; die Vorstellung einer schönen Stadt von der eines Strohlagers für den Hirtenhund verdrängt wird. Bei den Träumen im Schlafe erkennt man öfters, daß sie von krankhaften oder gesunden Anregungen unseres Leibes, von innen oder außen hervorgerufen werden. So träumt dem Hungernden von der Speise, deren er zu seiner Sättigung bedarf; ein guter Schwimmer, dem man während des Schlafes Wasser in's Gesicht sprützte, träumte, er sei in einen Strom gefallen und er bewegte alsbald mit Anstrengung seine Glieder, als wolle er schwimmen. Wenn es uns im Wachen, etwa auf einem Gange durch die blühenden, grünenden Felder geschieht, daß der

Flug unserer Gedanken jetzt auf der Betrachtung der so hochgeschoßten Saat sich niederläßt, mit der singenden Lerche in die Luft sich erhebt, oder dem Gewölke folgt, das von den Alpen her nach der Ebene treibt, dann sind uns allerdings diese Eindrücke auf die Sinne nur die Worte eines Textes, zu welchem unsere Seele sich eine eigene Melodie schafft. Denn bei'm Anblicke der hochstehenden Saat erinnern wir uns etwa des furchtbaren Hagels, der im vorigen Jahre, nahe um diese Zeit, die blühenden Saaten niederschlug; bei dem Anblicke der aufsteigenden Wolken denken wir der Freunde, denen zu ihrer Erholungsreise in den nächsten Tagen die Witterung nicht gleichgültig sein kann. Aber bei all' diesem vorübereilenden Wechsel der Gedanken begreifen wir dennoch leicht den Zusammenhang der inneren geistigen Bewegung mit der Anregung von außen. Tiefer aber, in dem Dunkel unseres eigenen Fleisches und Blutes verborgen, liegt die Geburtsstätte, aus der die alltäglichen Bilder des Traumes hervorgehen. Diesen fehlt Etwas, das den Träumereien des wachen Zustandes, wenn auch nicht immer als Führer, doch als Begleiter, zur Seite geht.

Im nächtlichen Traume nämlich hat unsere Seele, fast so wie im Wahnsinne, den festen Halt an ihrer selbstbewußten Persönlichkeit verloren: es ergeht ihr wie einem Vogel, der, mitten in der finsteren Nacht von einem Baume, in dessen Zweigen er saß, aufgescheucht, sinn- und zwecklos herumflattert. Der Morgen dämmert auf, und in seinem Lichte findet der Gescheuchte alsbald wieder die rechte Richtung für seinen Flug und den festen Haltpunkt in den Baumzweigen oder in seinem Neste. So geschieht es auch der Seele, wenn das Dunkel des Schlafes von ihr weicht, in welches sie durch das auf ihr lastende Fleisch und Blut

versenkt war. Sie findet jetzt alsbald den Haltpunkt wieder in dem Selbstgefühle und dem Selbstbewußtsein ihres Geistes, welcher Kraft hat, nach seinem Maaße das zu thun, was er will. Sie lebt und webt jetzt in dem hellen Widerscheine eines Lichtes, das ihren Geist bestrahlt, obgleich dieses Licht von dem vorüberziehenden Gewölke der träumerischen Vorstellungen und Gedankenbilder, davon ich vorhin sprach, öfters getrübt und verdunkelt werden kann.

Nun, diese Gewölke kommen und gehen; ihr Schatten weicht dem Strahle der Sonne. Außer und neben ihnen gibt es jedoch auch andere Vorstellungen und Gedankenbilder in unserer Seele, die nicht so leicht, wie die Morgennebel, sich zerstreuen, sondern welche mehr den am Boden festliegenden Stein- oder Schutthaufen gleichen, als dem Gewölke. Der Schatten, den dieses im Vorüberziehen wirft, vergeht mit ihm zugleich. Der Schatten aber des Schutthaufens bleibt und folgt, obwohl in abgekehrter Richtung, dem Laufe der Sonne vom Morgen bis zum Abende. Freilich gibt es nun auch unter den geistigen Schutthaufen, welche ich hier meine, solche, die nicht gerade jenen leiblich sichtbaren gleichen, welche aus festen Steinen bestehen, sondern mehr nur solchen, die der Wind aus Schnee oder Staub zusammengeführt hat. Wie der Wind diesen Aufbau gemacht hat, so kann er auch ihn wieder auflösen und hinwegführen.

Ich bin hier in die Vergleiche aus der Meteorologie hineingerathen, ich weiß selber nicht, wie? und muß mir schon erlauben, außer dem lieben, klaren Sonnenlichte und den Schatten gebenden Wolken, auch noch den Wind in die Reihe meiner Gleichnisse hineinzunehmen, der, wenn die Sonnenwärme von ihm gewichen ist, die Schneehaufen

macht und mit ihr vereint sie wieder auflöst; der die Wolken über das Land breitet und sie wieder vertreibt.

„Du hörest sein Sausen wohl, weißt aber nicht, woher er kommt, noch wohin er fähret." — Zeigt uns doch die Geschichte, wie zuweilen über ganze Völker in weit von einander geschiedenen Ländern der Erde zu gleicher Zeit eine geistige Anregung kommt, deren Ursprung nicht im Fleische und Blute der Einzelnen oder im Boden, den sie bewohnen, sondern über und außer ihnen gesucht werden muß. So die Ahnung einer großen, nahen Weltbegebenheit, die sich in vielen Völkern des Ostens und Westens, des Nordens und Südens regte, in der Zeit, da Christus geboren ward. So die Anregung eines neuen, geistigen Aufschwunges zum Wissen und zu den Werken der Kunst in den Ländern von Europa, ja in Indien zugleich *). Eben so, wie diese geistig gesunden und belebenden, sind aber auch zuweilen gleich den Miasmen, welche die Pest oder andere verheerende Seuchen erzeugen, geistige Anregungen von verderblicher, zerstörender Art zu gleicher Zeit über viele, räumlich weit von einander getrennte Völker gekommen.

Was hier im größeren, weitesten Kreise an ganzen Völkern geschah, das wiederholt sich auch in dem kleineren Kreise jedes einzelnen Menschenlebens. Wir erfahren bei jedem unserer Athemzüge, daß ein anderer allgemeinerer Odem des Lebens es ist, welcher, durch die irdische Sicht-

---

*) M. v. unter anderen meine Gesch. d. Seele namentlich in dem Cap. von dem Gesammtsein der Menschenseelen (4. Aufl. II. S. 703), sowie von Hügel's Bemerkungen über die Zeit der Erbauung mehrerer der bewundertsten indischen Tempel, in seiner Reise nach Kaschmir Bd. II.

barkeit gehend, auch unser Leben erhält; die Kraft, welche der Lebensluft inwohnt, ist nur ein Schattenbild jenes Athems, von welchem es heißt, daß von seinem Anhauchen das Angesicht der Erde sich verneuere und die Dinge geschaffen werden, welche vergehen und zu Staube werden, wenn der Anhauch sie verläßt. Es gibt noch andere mächtigere Ströme als jene elektromagnetischen, die unsere Telegraphen in Bewegung setzen: Ströme der Lust, welche Alles, was da lebet, sättigen mit Wohlgefallen. Sie gehen von Dem aus, welcher Wohlgefallen hat an Seinen Werken. Die Anregungen eines solchen (geistigen) Stromes von Wohlgefallen und Lust fassen auch uns, die Einzelnen, zuweilen an und es ergeht uns dann, nach unserem Maaße, wie jenem Manne am Wasser Chebar, den ein Wind aufhob und führte ihn aus dem Chaldäerlande in die heilige Stadt, zu den Vorhöfen des Tempels. Wer von uns sollte nicht einmal, ja vielleicht manchmal in seinem Leben durchdrungen und wie aufgehoben worden sein vom Boden des alltäglichen Sinnens und Treibens durch das Gefühl eines Wohlseins, für das er keine Worte hatte. Dem Franziskus von Assisi wurde das Wort, das er in sich selber nicht fand, gegeben; der vorüberziehende Augenblick des Erhobenwerdens ließ in ihm die Kraft zurück, den Aufflug nach der Höhe zu wiederholen und in dieser Höhe, wie die im Gesange aufsteigende Lerche durch den Schlag der Flügel sich zu erhalten. Wohl denen Allen, welchen die eigene Erfahrung mehr oder minder, etwas Aehnliches bezeugt. Eine Stelle Ihres Briefes sagt mir, daß Sie das verstehen, was ich sage.

Ebenso, wie diese Anregungen zum freudigen Aufschwunge des Geistes uns kamen, wir wissen nicht, wie und woher?, denn sie begegneten uns in Augenblicken, darin

wir, wie Franziskus von Assisi, nur des Vergänglichen gedenkend, durch die Gassen der Welt gingen; so geschieht uns andere Male etwas dem ganz Entgegengesetztes. Uns überfällt plötzlich, wir wissen nicht, woher es kommt, wenn über unserem Geiste ein heiterer Himmel steht, dessen Friede lange Zeit von keinem Sturme gestört war, ein Dunkel des peinlichen Bangens und der geistigen Ohnmacht, das wohl zuweilen mit einem mächtigeren Schrecken uns erfüllt als jenes ist, in welchem die Vögel aus der Luft fallen, wenn bei einer totalen Sonnenfinsterniß auf einmal mitten am Tage ein nächtliches Dunkel den Himmel deckt. Wo ist dann dem Geiste die Macht zum gewohnten Aufschwunge geblieben; wo selbst die Kraft zum Fortgange im gewöhnlichen Schritte? Sie haben bei Ihrer Schwester Luise und selbst, wenn auch nur in leiser Anwandlung, an sich selber die Heimsuchung eines solchen plötzlich aufsteigenden und zuweilen lange lastenden Dunkels kennen gelernt und auch Ihr Brief rührt die Saiten zu Klagetönen darüber an. Aber eben dieser Brief führt mich noch zu einer anderen Tiefe, daran der Geist, während seines Wandelns im Fleische, oft mit Schrecken vorübergeht, ja in welche er je zuweilen selbst eingetaucht wird. Dies sind die Schatten jener Schutthaufen und Erdhügel, welche, wie ich vorhin sagte, ein bleibenderes, tieferes Dunkel auf den Boden unseres Seelenlebens fallen lassen, als das vorüberziehende Gewölk der alltäglichen Träumereien. Was ich hier vor Augen habe, das ist ein Schattenreich unseres geistigen Lebens, zu dessen Gränzen auch Sie geführt worden sind. Im Vergleiche aber mit Dem, was in jenem Reiche tiefer landeinwärts liegt, ist das Gränzgebiet, dahin Sie sich verirrten, eine Landschaft, dessen grünende Hügel und Thäler die Sonne im Wechsel mit der Nacht täglich wieder besucht,

während nach der Mitte hin das öde, wilde Gebirge von dem Dunkel einer beständigen Polarnacht oder nebeliger Dämmerung verhüllt, von Eis und Schnee bedeckt ist. Denn da hausen die Mächte der Finsterniß: die Leidenschaften des Geizes, der Habsucht, des Neides, des Hasses, der Ehr= und Herrschsucht, der unersättlichen sinnlichen Gelüste. Und wenn auch in die lange, nebelige Nacht dieser traurigen Region ein Licht der Sonne wieder eindringt, dann kann seine Wärme von Jahr zu Jahr immer weniger das hart und mächtig aufgethürmte Eis hinwegthauen; dieses, wie das Eis zwischen den Nordpolarinseln, wächst von Jahr zu Jahr und verschließt zuletzt alle Zugänge aus der Heimath des Lichtes und der belebenden Wärme her, oder nach ihr hin. Sie vergleichen in Ihrem Briefe die (leisen) leidenschaftlichen Aufregungen Ihres Gemüthes, welche Sie mehr noch als die alltäglichen Phantasieen und Gedanken der wachen Träumereien in den ernstesten besten Stimmungen Ihres Gemüthes beunruhigen und stören, mit den Vögeln, welche die auf das Land gefallene Saat hinwegholen und verzehren. Solche Vögel allerdings sind lästig und können verderblich werden der Saat. Doch ihre Schwärme lassen sich abwehren, nicht aber die scheußliche, aus der Pforte des Schattenreiches hervorkommende Brut der Harpyien. Diese, die Leidenschaften aus dem geistigen Schattenreiche, sind nicht, wie die anderen Vögel, von vergänglicher Natur — sie sterben nicht mit dem Leibe. Zu dem Jammer der Blindheit, der den elenden Phineus traf, führen sie über diesen auch noch ein anderes Leid herbei: sie verderben ihm die Speise, die ihm zur Erhaltung und Bekräftigung des Lebens nöthig war; an der reich besetzten Tafel siecht und schmachtet er verhungernd dahin.

Nun, wie schon gesagt, dergleichen Harpyien sind die störenden Träumereien und Gedanken nicht, über welche Sie in Ihrem Briefe sich beklagen. Doch ist das eine richtige Bemerkung von Ihnen, daß die Gedanken an einen Verdruß, an eine Beleidigung, welche von unbedachtsamer oder böser Zunge Ihrer Frau Mutter widerfuhr, oder an einen kindisch eitlen Wunsch, dem Sie mit einiger Heftigkeit nachhingen, von viel schwerer lastender Art sein müßten, als die gewöhnlichen, schnell vorüberziehenden Phantasiebilder, die mitten in den geraden Gang Ihres Denkens und Wollens sich hineindrängen. Denn das Gefühl einer wahrhaft gehässigen Bitterkeit gegen die Nachbarin, deren Geschwätz Ihrer Mutter den Verdruß brachte, sei Ihnen den ganzen Tag nachgegangen, habe Sie in allem guten Werke und Nachdenken gestört und der kindisch eitle Wunsch, der zu anderer Zeit Sie aufregte, habe Sie einige Male kaum einschlafen lassen, sei am Morgen mit Ihnen erwacht, habe selbst an der Andacht zum Gebete Sie verhindert.

Muß ich mich doch dabei unwillkürlich an eine kleine Geschichte aus dem Leben der Altväter erinnern, einem Buche, das, wie nach Plinius' Bericht einst Arabien, da, wo die spätere Zeit nur Wüste sieht, Körner des reinsten, lautersten Goldes enthielt, noch jetzt unter der Hülle der geistlichen Armuth und kindlichen Einfalt unserem Geiste eine goldwerthe Ausbeute darbeut an sinnvollen Lehren der Weisheit. Wir halten uns übrigens nicht bei dem auf, was etwa der kritische Verstand über das Leben der Einsamen in der Thebais überhaupt, insbesondere aber über den inneren, wie äußeren Verkehr derselben mit einer Welt des Unsichtbaren und Geistigen, sagen mag.

Makarius der Jüngere, so erzählt die alte, fromme

Sage, war vor Anderen mit jenem eröffneten, inneren Gesichte begabt, welches die verborgenen Anfänge Dessen, was in der sichtbaren Welt geschieht, in einer unsichtbaren, geistigen wahrnimmt. Einst, als die Brüder bei dem Grauen des Morgens zum gemeinsamen Gebete sich versammelt hatten, ward ihm auch dieses innere Gesicht aufgethan. Da erschien es ihm, als ob kleine, dunkle, geisterhafte Gestalten unter den Versammelten, gleich nächtlichen Vögeln herumschwebten, welche von Denen, die mit recht tiefem Ernste beteten, alsbald, als würden sie gescheucht, abließen, auf Andere aber sich niederließen, und, wie im Gaukelspiele dem Einen den Bau einer Hütte, einem Anderen die Geschäfte seines Tagwerkes, einem Dritten Gegenstände seines fleischlichen Begehrens vor Augen stellten. Nach vollendetem Gebete fragte Markarius Die, bei denen er die Gaukler aus dem Luftreiche gesehen, ob sie nicht in ihrem Gebete durch fremdartige Gedanken seien gestört worden und durch welche? Da gestand der Eine, daß ihm während des Gebetes die Gedanken an einen nothwendigen Neubau seiner Hütte, der Andere, daß ihm die Arbeit eingefallen sei, die er heute zu verrichten habe, ein Dritter hatte über heftige Anwandlungen seines sinnlichen Begehrens zu klagen, während Denen, auf welchen die Luftgeister keine bleibende Stätte gefunden, ein treuer Ernst zu ihrem Gebete verliehen und erhalten worden war.

Es fragt sich nun: sind diese Vögel alle, oder welche sind von ihnen von vergänglichem Geschlechte, die mit dem Leibe sterben, und welche sind dieses nicht? Ja, ich will noch weiter fragen: welche von unseren immer wiederkehrenden Vorstellungen und Erinnerungen werden als fruchtbare, sich weiter entwickelnde Saamenkörner mit uns hinübergehen in das jenseitige Leben und welche werden wir mit

dem Gewande der Leiblichkeit zugleich im vorübereilenden S.rome des diesseitigen Lebens zurücklassen?

Ich verglich in einem meiner früheren Briefe *) die irdisch sinnliche Natur, in deren Reich wir während des Erdenlebens beschlossen sind, mit einem Mutterleibe, darin unser innerer Mensch verborgen ruht bis zur Stunde seiner Ausgeburt in das jenseitige Leben. Wie das Ungeborene das Einströmen des Lebensodems der Luft, die Nahrung für seinen Leib mittelbar aus dem Blutstrome der Mutter empfängt, wie alle Anregungen, alle Eindrücke der Außenwelt, welche das Wesen der Mutter berühren und bewegen, mittelbar auch zu ihm eindringen, ohne von ihm mit eigenen Sinnen erfaßt zu werden, so geschieht es auch unserer Seele während ihres Inwohnens im Fleische. Der Geist in uns ist für eine Welt gemacht, welche unsere Augen nicht sehen, von deren übersinnlichem Sein und Wesen wir nur mittelbar Kunde empfangen durch ihre Wirkung auf die Welt um uns her oder auf unser eignes Leben und seine wechselnden Führungen durch Freud' und Leid. Der Mutterleib der Sinnenwelt und des Fleischeslebens trägt auf unsern inneren Menschen alle die Anregungen über, in die er selber versetzt worden ist. Wir leben und leiden, werden bewegt und ruhen mit diesem Mutterleibe, in den wir versenkt und beschlossen sind. Aber wie den Ungeborenen durch die vermittelnde mütterliche Leiblichkeit der Odem und die Kräfte des allgemeinen Lebens zuströmen, das die Welt durchdringt, deren Licht sein umhülltes Auge noch nicht sieht und wie diese Ströme ihn bekräftigen und vollbereiten für das Leben in der Welt, darein er geboren werden soll, so treten

*) M. s. den 4. auf der Druckseite 17.

auch unserm inneren Menschen mitten in dem vergänglichen Leben seines Fleisches die bildenden Elemente und Kräfte eines unvergänglichen Lebens entgegen, die ihn für das Sein einer jenseitigen Welt gestalten. Die Schwärme der sinnlichen Vorstellungen und Phantasiebilder, wie das Vorbeirauschen der Eindrücke der sichtbaren Welt, die unseren Geist, wenn er auf Ernsteres sann, oft belästigten, werden uns, gleich den Mühen und Geschäften des Tages, wenn wir am Abende entschlafen, mit dem Leibesleben verlassen; die Stille über dem Grabe ist eine noch unvergleichbar viel tiefere, als die über dem Bette der Schlafenden. Eines aber geht mit uns in den langen tiefen, wie in den kurzen leichten Schlaf hinüber. Die Glieder alle, sammt den Sinnen ruhen zwar von ihrem Tagwerke des Bewegens und Empfindens, der Athem aber, wie vorhin, geht aus und ein, die Eimer am Born des Lebens: die Kammern des Herzens füllen sich und strömen ihre Fülle nach allen Seiten aus wie während des Wachens. So treiben auch die Elemente und Kräfte der jenseitigen Welt, die schon in der diesseitigen uns durchdrangen, ihr Geschäft fort in der Seele, die aus dem Leibe schied. Wohl dann dem Ruhenden in der langen Todesnacht, wenn das Blut, das er aus dem Mutterleibe des Erdenlebens in sich aufnahm, wenn das Herz, aus diesem Blute gebildet, von so gesunder Art sind, daß ihm nicht das Leben des Jenseits zu einem fortwährenden Siechthum wird, — ein Siechthum von schlaf- und ruheloserer Art als das irdische es ist. Denn der Mensch, so lange er im Leibe von Erde lebt, leidet mit und in dem Fleische, das Fleisch aber, nach dem Gesetze seiner Natur, ist dem Wechsel der Tage und Nächte, des Schlafens und Wachens unterworfen, und wann das Fleisch auch nur auf Augenblicke entschlum-

mert, da werden seine Schmerzen und sein Wehe von der Seele verträumt und vergessen. Der Mensch aber des Jenseits leidet nicht mehr im Fleische, denn dieses hat er abgelegt wie ein Gewand, sondern am Geiste, vor welchem die Zeit nicht mehr im Wechsel der Abende und Morgen dahin geht, sondern als Ewigkeit still steht, und welcher fortan nicht mehr schlafen noch schlummern, wohl aber, wenn der innere Frieden mit ihm hinüberging, ruhen kann im Frieden. Dieser, der selbstbewußte Geist, gleich dem Herzen, aus welchem das Leben des Leibes quillt, auch wenn die Glieder und Sinne schlafen, durchwacht die lange Nacht der Gräber bis zum Rufe des Wächters. Er nicht allein; denn bei ihm bleiben der Frieden oder der Unfrieden, die er als tägliche Gesellen von der Erde mit sich herübernahm.

Wir wollen hier die scheidende Seele nur auf jenem Wege begleiten, den unsere Hoffnung, unser Glaube gehen: auf dem Wege der Tröstungen, und noch einmal die Frage aufnehmen: ob überhaupt der Seele im jenseitigen Leben Erinnerungen an das diesseitige bleiben, und welche vor Allem diese sein mögen? Hierüber belehrt uns das Wort. Die Seelen der Treuen im Lande, so sagt uns dasselbe, werden auch dort noch der Wohlthaten eingedenk sein, die sie auf Erden empfingen und, so weit die Macht ihrer dankbaren Liebe reicht, die Geber aufnehmen in ihre ewige Hütten. — Eine Seele, welche hienieden nicht den Weg des Friedens ging, erinnert sich dort noch der lebenden Brüder und denkt an ihr Wohl. — Der Vater der Gläubigen sieht den Tag Dessen, auf welchen sein Glaube gestellt war und freut in der Ewigkeit sich dieses schönsten Tages der Erde. — So wird auch die Freude der Himmlischen über einen Sünder, der Buße thut, nicht eine Freude

der Engel allein, sondern der Seelen sein, welche dort mit den Engeln anbeten und feiern. — Das Wort, im Buche der sieben Siegel, redet zu uns von einer unzählbaren Schaar der Bewohner der jenseitigen Welt, deren Blicke auf die Kämpfe und Siege ihrer Brüder auf Erden gerichtet sind, die noch hinzukommen sollen zu der Zahl der vollendeten Sieger. — Dem Gebete wird auch dort noch, und dieses im erhöhteren Maaße, eine Kraft bleiben, welche das niedere, irdische Sein durchdringt. Der Segen Jakob's, auf Juda und Ephraim gerichtet, verstummt nicht mit der vom Tode erstarrenden Zunge, sondern redet noch dort seine Worte. — Stephanus sieht und erkennt mit seinen leiblichen Augen nicht nur den von der Erde aufgehobenen Herrn, sondern wird auch mit diesem verklärten Auge Die sehen und erkennen, welche da sind, wo ihr Herr ist. Auch unsere Seele wird die finden und erkennen, welche hienieden auf unserem stillen Wege des Friedens uns begegneten.

Was aber wird uns, bei dem Scheiden aus dem Leibe, als Gesammtsumme alles Dessen bleiben, das auf Erden ein vielleicht lange und mühsam gesammelter Schatz unseres Wissens wie unserer Erfahrungen war; was wird werden aus dem Gewebe all' unserer tausendfältigen Vorstellungen und Erinnerungen? Haben nicht vielleicht von jenem aufgehäuften Schatze, wie von dem buntfarbigen Gewebe Vieles der Rost und die Motten gefressen, und wo ist das, was diese übrig gelassen?

Bezeugt es uns doch schon jede mondhelle Nacht, noch mehr aber jeder sonnenhelle Morgen, daß in ihrem Glanze die schwächeren Lichter, selbst des Himmels: die Sterne verschwinden und verlöschen; so wird noch vielmehr Manches, das dem im Dunkel wandelnden Pilger am Boden der Erde, über den sein Weg ihn führte, für einige Augen-

blicke eine Lust der Augen gewährte, gleich dem phosphorischen Schimmer der kleinen Johanniskäfer, ja vielleicht gleich dem des faulenden Holzes, für immer nicht mehr gesehen werden, wenn der Tag kommt, der keinem Dunkel der Nacht weicht*). Nur das bleibt dann stehen, was mehr oder minder hell im eigenen Lichte des Geistes strahlt; das Auge, welches, wie der Dichter sagt, selber von Sonnennatur, die Sonne sieht, oder nach dem Sehen ihres Lichtes verlangt. Nur das vergeht und verschwindet uns, was nicht schon im Erdenleben als ein wahrhaft Inneres zum Wesen des Geistes geworden ist, gleichwie uns die irdische Nahrung durch die Kraft der bildenden Seele zum Fleische und Gebeine des Leibes wurde, in welchem wir an jedem Morgen von Neuem und immer als Dieselben erwachten. Die Speise aber des Geistes, die nicht vergänglich ist, sondern welche bleibt in das ewige Leben, empfängt die Seele nicht aus der Stätte der irdisch-leiblichen Elemente, sondern aus einer Welt des Geistigen, denn sie ist, ihrem Wesen nach „eine gewisse Zuversicht Dessen, das man (als ein Künftiges) hoffet, und nicht zweifelt an Dem, das man nicht siehet.“ Diese Speise, dem leiblichen Auge unsichtbar, naht sich dem Geiste bald in der Gestalt der Furcht und der Schrecken, bald in dem Wesen einer Lust und eines Wohlgefallens, welches ungleich höher noch und mächtiger ist als jene Ströme eines leiblichen Wohlbehagens, die sich aus der Fülle eines allgemeinen Lebens, sättigend und bekräftigend in alle Lebendigen ergießen**). Wenn ein Ver-

---

*) In seiner Weise hat auch das blendende Licht einer hochauflodernden Flamme dieselbe Wirkung.

**) M. v. S. 143.

irrter in der Wüste, welcher öfters dem Tode des Verschmachtens nahe war, als ein Geretteter zur Heimath kommt, dann wird er kaum noch der bunten und edlen Steine oder der Goldkörner gedenken, über deren heißen Sandboden sein ermatteter Fuß hinschlich, sondern nur der Quellen in der verborgenen Schlucht der Felsen und der fruchtreichen Dattelbäume um diese her, daran er sich neu bekräftigte. Denn die Edelsteine und das eitle Gold, hätte er auch dergleichen gesammelt, retteten ihn nicht vom Verschmachten; daß er lebend zur Heimath kam, das haben die Quellen in den verborgenen Schluchten der Felsen gethan.

Der Ueberblick über die ganze Reihe unserer Führungen von einem jener Brunnen zum anderen, aus denen der Geist auf seinem Wege durch die Wüste sein Leben und inneres Wachsthum nahm, wird sich erst dort in der Heimath des Friedens eröffnen. Er wird uns dann zu einem Liede der bleibenden Erinnerungen werden, von der Tonart jenes Liedes, welches das erwählte Volk dort um den Brunnen sang, den die Fürsten und Edlen gegraben hatten, durch den Lehrer und ihre Stäbe. Aber ein Theil jener Führungen wird öfters auch schon in der Geschichte des Erdenlebens erkannt, die uns noch als nahe vor Augen liegt, ja wir können das wunderbare Nahesein und Hereingreifen einer unsichtbaren Welt in das Dunkel der Gefahren und der Noth, die uns umgeben, so deutlich bemerken, als habe sie, in der Kraft eines leiblichen Wesens, Hand in Hand uns angefaßt. Wir verweilen gerne bei der Betrachtung solcher Führungen, denn sie gewährt dem Geiste einen Vorschmack jener seligen Erinnerungen, die ihn begleiten werden aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Dunkel in jenes Licht, darin er Das anschauen

und sehen wird mit Augen, dessen Annahen er in den Stunden seines Rufens nach Hülfe nur fühlte. Ich gedenke Ihnen, meine Freundin, eine Freude dieser geistigen Art zu bereiten, wenn ich Sie auf ein Buch hinweise, das die Geschichte der wunderbaren Führungen einer kleinen Gemeinde der geistig Geretteten durch eine lange Reihe der Schrecken und der Gefahren des Todes beschreibt, zugleich aber auch das anfangs verborgnere, dann immer offenkundigere Zunehmen und Wachsen des geistigen Lebens aus dem unsichtbaren und dennoch mächtig fühlbaren Elemente seiner Ernährung und Gestaltung.

Das Buch, welches ich Ihnen gern recht bald in die Hände führen möchte, ist das Reisetagebuch des Missionars Joh. Aug. Miertsching, der als Dolmetscher die Nordpol-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1850 bis 1854 begleitete*). Sie klagen an einer Stelle Ihres letzten Briefes, daß es Ihnen so eben auf Ihrem Landaufenthalte an einer Lektüre fehle, welche Ihrer jetzigen Stimmung des Gemüthes recht zusage und das Bedürfniß derselben befriedige. Ich wüßte Ihnen kein neueres und, wie ich meine, von Ihnen noch nicht gekanntes Buch zu empfehlen, das so ganz Ihrem Verlangen genügen könnte als dieses. Auch Ihre fromme Tante, die treue Freundin der Brüdergemeinde, wird sich herzlich daran erfreuen, denn auch dieses Buch enthält ein Zeugniß für das kräftige Fortbestehen des lebendigen, durch die That bewährten Glaubens in dem Bunde dieser Treuen im Lande, welcher in seiner Demuth hoch, in seiner Schwachheit stark ist, durch Gnade feststehend im Bekenntnisse bis zu den Stunden des Endes.

*) Gnadau bei H. L. Merz und bei E. Kummer in Leipzig 1855.

Miertsching war mehrere Jahre in Labrador am Dienste der Mission unter den Eskimo's thätig gewesen und hierbei ihrer Sprache vollkommen mächtig geworden. Die englische Admiralität hätte keinen anderen Mann finden können, der geschickter gewesen wäre, als er, der Kunde von John Franklin's Schicksalen, wenn eine solche sich fand, unter den Bewohnern der Nordpolarzone nachzuforschen. Denn dieser Kunde sollten auch die beiden Schiffe Entreprise und Investigator nachgehen, welche England im J. 1850 ausrüstete und zugleich sollten dieselben es versuchen, von Westen her durch die Behringsstraße so weit als möglich vorzudringen gegen Osten, nach dem Parrysunde und dem atlantischen Meere hin.

In ältester Zeit pflegten die mächtigen Ueberwinder der Völker und Eroberer der Länder steinerne Denktafeln oder Säulen aufzurichten, an denen Namen und Thaten der siegreichen Herrscher verzeichnet standen. Viele der eingegrabenen Worte sind mit dem Steine verwittert oder verloschen, doch haben sich Namen, wie der eines Sesostris, erhalten. Eine Denksäule anderer Art von einem leiblich geistigen Siegeszuge des mächtigsten der Ueberwinder hat Miertsching in seinem Reisetagebuche errichtet. Es war kein Heer der Bewaffneten, das der Kriegsmacht ganzer Völker entgegentrat, sondern die Mannschaft eines einzelnen Schiffes, welche hilf- und rathlos einen Kampf mit Todesgefahren bestehen mußte, dem alle Menschenkraft und Kunst hätte erliegen müssen, wenn der Heerführer und Helfer nicht bei ihr gewesen wäre, dessen Name über alle Namen ist. Wie an den mehrtausendjährigen Inschriften, in Stein gehauen, immerhin manches Wort zerstört oder kaum noch leserlich erscheinen mag, wenn nur der Name des Heerführers und die Kunde von der Bahn seines Siegeslaufes

sich daran erhielt, so mag es auch den inneren Gedenktafeln ergehen, welche der Geist des Menschen in der Schwachheit seines Fleisches dem Geiste des Allmächtigen setzt, der ihn sieghaft machte. In der Erinnerung der Seelen, welche als armes, von der Welt verlassenes Volk des Schiffes Investigator siegreich aus dem Kampfe mit den Gefahren des leiblichen, wie des geistigen Todes hervorgingen, wird auch unter dem wechselnden Einflusse nicht der irdischen Jahrtausende, sondern der Ewigkeit mit der Zeit, Manches verbleichen und vielleicht verlöschen, der Name aber Dessen, der sie auf dem Wege zum anscheinend sicheren Tode lebend erhielt und väterlich versorgte, so wie das Gedächtniß Seiner Thaten werden feststehen, in der Ewigkeit wie in der Zeit. Dieser mächtige Helfer redete, wie der Verfasser der vortrefflichen Vorrede zu Miertsching's Tagebuch sagt, in jeder seiner wunderbaren Rettungen, durch die Er sein Nahesein bezeugte, eine gewaltige Sprache mit dem Häuflein der Verzagenden. Er hatte dieser Sprache in Miertsching's Geist und Gemüth einen Ausleger gegeben, der den Sinn ihrer Worte verstand und sie für die Herzen Aller verständlich machte. Daher ist es geschehen, daß von dem 76 Mann starken Schiffsvolke des Investigator fast Alle, nachdem sie vier Jahre lang die unsäglichsten Drangsale erduldet, nicht nur leiblich für das Leben der Erde erhalten, sondern auch geistig für das Leben der Ewigkeit gerettet worden sind. „Denn der allem Ernste und allem Höheren abgeneigte Sinn der Mehrzahl unter der Schiffsmannschaft war durch jene mächtige Sprache der Wunder und ihre Auslegung allmählig empfänglicher geworden für den Trost des Evangeliums. Die vorhin mißtrauisch und feindselig gegen Miertsching gestimmten Matrosen versammelten sich um diesen, um von ihm das Wort Gottes zu vernehmen;

an die Stelle der Lust an wildem, rauschendem Vergnügen war bei allen das Verlangen nach gemeinsamer Erbauung getreten *).

Doch wir vernehmen die Worte der Inschrift selber, die in Miertsching's Erinnerungen als auf einer geistigen Denktafel der Thaten und Siege eines mächtigen Heerführers verzeichnet steht, und fragen uns: welche von diesen Worten mögen wohl dem verwitternden Einflusse des Todes entgehen und deutlich lesbar bleiben für das verklärte Auge des Jenseits?

Thaten und Erfahrungen der mannichfaltigsten Art stehen aufgezeichnet auf der Denksäule, nicht alle aber sind, das fühlt man den Berichten an, in gleicher Tiefe eingegraben. Die Lust der Augen am Sehen des Neuen, das ihnen auf ihrer Fahrt um das südliche Amerika entgegentrat, wie an der paradiesisch-schönen Natur der Sandwichsinseln ist gleich einem Bilde der Träume vergangen und mit ihr sind auch die Eindrücke erbleicht, welche die Fahrt an der Westküste von Asien bis hinan und hinein in die Behringsstraße auf die Sinne der Reisenden machten. Was waren doch, nach dem Urtheile von diesen, alle Naturreize der Insel Owahu gegen die eines Wohnsitzes unter gleichgesinnten Brüdern in einem Thale des Vaterlandes, ja selbst bei den Hütten der kindlich gläubigen Eskimo's, und wie wird der farbige Schimmer aller irdischen Naturreize dort, vor dem Glanze der ewigen Hütten, verbleichen. — Die verächtlichen Mienen und beleidigenden Worte der Schiffsmannschaft, so lange diese dem Fremdling noch fern stand, sind schon während der Seefahrt, als die vormaligen Feinde zu liebenden Freunden wurden, längst vergessen,

---

*) Vorrede S. IX.

und welche Seele möchte dort im Lande des Friedens ihrer gedenken.

Wie aber? stehen auf der Denksäule der merkwürdigen Fahrt des Investigator nicht auch Thaten verzeichnet, die werth sind eines Ruhmes der fernkünftigsten Zeiten? War es nicht die Mannschaft dieses Schiffes, welche bis dahin als die erste und einzige vor allen kühnen Seefahrern den Weg um die ganze Nordküste des nördlichen Amerika's zurückgelegt hat, und hat nicht der Investigator statt der einen seit 3 Jahrhunderten vergeblich gesuchten Durchfahrt zwei Wasserstraßen entdeckt, die vom Westen des Polarmeeres nach Osten in den Parrysund und durch ihn in die wohlbekannten Straßen der Wallfischfänger führen? Dennoch ist dieser hohe Ruhm in der Geschichte der Seefahrten nur einem Widerscheine des Mondlichtes gleich auf spiegelndem Eise, denn der Investigator kam zwar in beide für die Erdkunde noch neuen Durchfahrten hinein, konnte sich aber in beiden nur zum Theil durch die Eisschollen hindurchdrängen, das Ende derselben nur auf Schlittenfahrten erreichen. So wird zwar das Andenken an den kühnen Kapitän Mac Clure auf den Landkarten erhalten werden, auf denen die eine der Straßen nach seinem Namen benannt ist, das Papier aber und seine Schrift sind nicht von der Dauer der Ewigkeit.

Es sind andere Freuden und es sind Ehren, die einem anderen Heerführer gebühren, als dem ruhmeswürdigen Mac Clure, von denen wir auf der Denktafel unvergängliche Worte lesen. Er, der Herr, welcher thut, was Ihm gefällt, hat sich die Seefahrer des Investigator zu einer kleinen Gemeinde ausersehen, an welcher Er, vor den Augen unserer geistig tief verarmten Zeit, den Reichthum all' Seiner Güte erweisen wollte. Jener Taubstumme,

welchen Israel's Arzt und Helfer das Ohr zum Hören öffnen, die Zunge zum Sprechen lösen wollte, nahm Derselbe, zuerst von dem Volke besonders, damit er mit Ihm, dem Helfer allein, das Wort vernehmen sollte, das dem Ohre wie der Zunge Heilung brachte. Dort, in der ersten angstvoll schlaflosen Nacht, in welcher von unten das furchtbar anstoßende Eis, von oben der Nebel dem Schiffsvolke seine Verlassenheit fühlbar machten von aller Menschenhilfe und ihrer Nähe, begann bei ihm jene seitdem oft wiederkehrende Stille, in welcher das Ohr für das Vernehmen einer anderen Stimme empfänglich gemacht wird, als die der Menschen ist*). Und als bald hernach das Schiff von dem Sturme und Eise in einen Kanal gedrängt wurde, dahin vor ihm, so weit die Kunde reicht, noch kein anderes Schiff gedrungen war, da ließ die gewaltige Stimme einer unsichtbaren, durch sichtbare Thaten aber kräftig zeugenden Macht so laut sich vernehmen, daß ihre Worte auch in vorhin taube Ohren eingingen. Denn, als in dieser noch unbekannten Welt der Todesgefahren das Schiff von dem aufgethürmten Eise so furchtbar zusammengepreßt wurde, daß seine Balken krachten und sich bewegten, ja daß sein ganzes Gebäu vom Eise bald hoch gehoben, bald zur Tiefe gestoßen wurde, da hallten in den Schrecknissen der äußeren Natur die Worte der Spruches wider, welchen Miertsching dem ihm schon nahe befreundeten Kapitän Mac Clure als Losung für die Nacht vorlas: „Machet euch fertig, denn ihr wisset nicht, in welcher Stunde des Menschen Sohn kommt." Und an diesem sich Fertigmachen hatte es der sorgsame Kapitän auch an dem eben beendigten Tage im Aeußerlichen nicht fehlen lassen. Denn er hatte unter dem Krachen

*) Miertsching's Tagebuch S. 33.

der Gebälke und Wände des Schiffes die Mannschaft auf dem Verdecke bis Mitternacht versammelt gehalten und für einen, wenn auch ungewissen Rettungsversuch in die Boote sie angeordnet, bis das Toben des bewegten Eises ein wenig nachließ und zum Ruhen einige Hoffnung gab. Aber schon vor 2 Uhr des Morgens erneuerte sich der Kampf der Elemente. Und noch um einen Tag weiter, da steigerten sich seine Schrecken zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe. „Siebzehn Stunden (so erzählt Miertsching) standen sie auf dem Verdeck, in jedem Augenblicke den letzten ihres Lebens erwartend; Eismassen, jede drei- bis viermal größer als das Schiff, wurden zusammengeschoben, übereinander gehäuft, und stürzten dann mit lautem Donner zusammen. Die Fugen des bald vom Eise hinaufgestoßenen, bald wieder hinabgeschleuderten Schiffes gingen auseinander, die fest an einander gelegten Fässer des unteren Raumes wurden zerdrückt. Innen wie außen drohte der unvermeidliche Tod. In dem Augenblicke aber, wo das schon auf der Seite liegende Schiff von einer hochgethürmten Eismasse bedeckt, und mit den 76 auf ihm lebenden Menschen unter ihr begraben werden sollte, ließ das Wort eines ewigen Erbarmens sich vernehmen: „bis hieher und nicht weiter." Das Eis stand plötzlich unbeweglich still, Alle sahen erstaunt sich an, der ernste Eindruck des Augenblickes hatte die Seelen nicht nur im Vorübergehen berührt; er war ein tiefeingehender geblieben (a. a. O. S. 52, 53).

Aber auch in der stillen Wüste des Eismeeres, in deren langer Polarnacht man selbst das Picken der Uhr in der Tasche vernimmt, gibt es noch eine unruhig lärmende Welt in uns selber, welche den Geist abwendet und schwerhörig macht für den Zuruf der unsichtbaren Welt. Darum wiederholte sich jener Zuruf lauter und immer

lauter auf der Fahrt des darauffolgenden Jahres 1851. Denn schon am 2. August schien aus dem Eise, welches seit mehreren Tagen das Schiff zusammenpreßte, keine Rettung mehr, als in unerwarteter Weise ein starker Windstoß das Eis zurücktrieb. „Der Kapitän und alle seine Leute waren auf's Tiefste ergriffen"*). Und dennoch waren die Gefahren des 29. August noch ungleich größer, von welchem der Verfasser des Tagebuches sagt: „Einen solchen Tag voll Angst und Schrecken hatten wir noch nie erlebt." Konnte doch selbst der bisher in solchen Stunden schweigsame Kapitän des Ausrufes sich nicht enthalten: „Nun ist's vorbei; das Schiff geht in Stücken, in 5 Minuten ist's gesunken." Und ehe noch sein letzter (verzweifelter) Befehl: die fünf Ankertaue zu kappen, vollführt werden konnte, da stand plötzlich das Eis unbeweglich: auf das laute Toben des Sturmes und des Meeres trat eine fast lautlose Stille ein. Alle standen, wie von einem Schrecken Gottes gerührt, blaß und verstummt, auf dem zur Seite gesenkten Schiffe. Der Kapitän aber, welcher auf dieser Fahrt das Gebet aus der Tiefe wohl erlernt hatte, ging auf einige Minuten hinab in seine Kajüte (S. 49).

Ein noch mächtigeres Staunen, ein Schrecken, wie vor dem Erscheinen des allgegenwärtigen Allmächtigen, ergriff Alle, die es erlebten, am 23. September, dem Tage ihrer endlichen Errettung, zwar nicht aus all' dem Elende, das auch außerhalb des Schiffes ihrer noch wartete, wohl aber aus den Todesgefahren der Eisstürme. Ein dichter Nebel hüllte die Fahrt in ein nächtliches Dunkel, in dessen unabsehbare Tiefe der Sturm das Schiff immer

*) a. a. O. S. 93.

weiter hineinjagte. Vor dem Schiffe war Alles nur Eis und nach einigen Stunden kam man an eine Masse desselben, welche der Weiterfahrt plötzlichen Stillstand gebot. Der Eispilot im obersten Mastkorbe zeigte dies an; ehe aber noch, auf Befehl des Kapitäns, die Segel eingezogen waren, rief der Pilot von Neuem: „das Eis zertheilt sich und öffnet sich vor uns." Und zu beiden Seiten stand das Eis in hohen Mauern, zwischen ihnen that sich zum Staunen Aller eine offene Wasserstraße auf, breit genug, um das Schiff bequem hindurchzulassen. Sagte doch, als er dieses sah, ein bärtiger Matrose: „meine Mutter hat mir von einem Wunder erzählt, das sie in einem alten Buche gelesen, wie einst das Meer sich getheilt und den Durchgang für ein Volk (er meinte, aus Frankreich herüber nach England) eröffnet habe; auch seien Festungsmauern durch das Blasen einer Trompete eingefallen. Solche Wunder aber, sagte sie, seien nur in alten Zeiten geschehen, seit Richard coeur de Lion wären keine mehr vorgekommen. Ich aber, wenn ich sie sehe, werde ihr sagen, daß ich nun selber ein solches Wunder erlebt habe." Der Eispilot oben im Mastkorbe, von einem Schrecken ergriffen über ein solches unerhörtes Ereigniß, konnte den Anblick nicht mehr ertragen. Er kam, sich entschuldigend, herab auf's Verdeck und war nicht mehr zum Wiederhinaufsteigen zu bewegen*). Die Rettung jedoch, welche dieser Tag voll Angst und Wunder versprochen hatte, schien der Abend auf einmal wieder zweifelhaft zu machen. Unter Nebel und Schneegestöber fuhr das Schiff auf eine Sandbank und saß hier unbeweglich fest. Alle Mühe, es wieder flott zu machen, war vergebens, die Kräfte waren erschöpft, man mußte

*) S. 103, 105.

von der Arbeit ablassen. Und als Miertsching zum Kapitän hinab in die Kajüte trat, kam ihm dieser mit dem geöffneten Buche und mit den Worten entgegen: Sehen Sie da, wie oft die Worte der Bibel, die wir zu unserem Troste aufschlagen, gar nicht zu unserer Lage passen. Ich fand die Stelle: „Meine Seele soll sich rühmen des Herrn, lasset uns mit einander seinen Namen erhöhen" (Ps. 34, 3, 4). Und dennoch weiß ich nur zu gut, wie unsere Lage jetzt ist. Während die Beiden sich besprachen, erhielt das Schiff einen Stoß, der Alles erschütterte. Es war eine Eisscholle, welche in wenig Augenblicken das Werk verrichtet hatte, dessen Vollbringen den Armen der Menschen und der Kraft ihrer Maschinen unmöglich gewesen war; sie hatte das Schiff, ohne es zu beschädigen, von der Sandbank herab in's Wasser geschoben und die augenblickliche Todesgefahr abgewendet*). — Zwei Stunden hatte der Kapitän geschlafen, da weckte ihn Miertsching am Morgen des 24. Septbr. mit dem Gesange der ersten Strophe des Liedes auf: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut', dem Vater aller Güte; dem Gott, der große Wunder thut" u. s. w. Und in der That, es ziemte dem heutigen Tage ein solcher freudiger Anfang. Denn als nach dem Anbruche des hellen Morgens der Nebel sich verzog, da fand man sich mit dem Schiffe in einer Bucht, so gesichert als kaum die Parry's Bucht auf der Melville's Insel dieses sein konnte, nach welcher der Kapitän seit mehreren Tagen mit der höchsten Anstrengung hinzukommen gestrebt hatte. Gleich den Schlafenden waren die Männer zu diesem sehnlich und nicht in solcher Nähe gesuchten Ziele hingeführt worden. Die Sandbank, über

---

*) S. 106.

welche die Eisscholle am gestrigen Abende sie hinübergeschoben hatte, war so hoch, daß sie gleich einem festen Hafendamme dem Drange der Wogen und Eismassen den Zugang wehrte. Weiterhin hatte der Frost statt einer „feurigen" eine eisige Mauer um das Schiff geführt, welche diesem, wenigstens für den Winter, die Ausfahrt verschloß.

So groß auch bei Allen das Sehnen nach der Heimkehr war, mag es dennoch ein wohlthuendes Gefühl gewesen sein, mit welchem man hier der ersehnten Sicherheit und Ruhe entgegen ging. Da war nichts mehr zu fürchten von dem Toben der Elemente, denn diese, außer dem Winde, ruheten in ihrem Winterschlafe; nichts von einer feindlichen Gewalt der Menschen oder der Thiere. Aber mitten in dieser äußeren Stille schwieg die gewaltige Stimme nicht, welche in den Stunden der Gefahren und der Errettungen die Ohren zum Vernehmen und Verstehen ihrer Worte geweckt und den Mund aufgethan hatte zu Ihrem Preise. Sie redete noch immer ihre Worte der Rettung aus aller äußeren und inneren Noth; nahete sich den Seelen im Gewande der vergänglichen Schmerzen, die zu unvergänglichen Freuden wurden.

Der plötzliche Tod zwischen dem zusammenpressenden oder unter dem niederschmetternden Eise hat seine Angst und seine Schrecken, nicht geringere aber hat diese die Hungersnoth und in ihr das allmählige Annahen des sicheren Todes. Das Schiff stand zwar sicher, zugleich aber fern abgeschieden von aller menschlichen Hilfe, fest im Eise. Der Frühling und Sommer des nächsten Jahres konnten diese Banden nicht lösen. Ein zweiter Winter mit seiner Polarnacht war den Gefangenen im Kerker des Eises vergangen und auch im Frühling 1853 zeigte sich noch keine der „ersten Stufen der gebrochenen Freiheits-

bahn." Und wäre auch das Eis in Trümmer gegangen, wo waren die Arme, welche das Schiff durch diese Trümmer hindurchführen konnten? Zwar hatte eine wunderbar waltende Vorsehung den Hungernden in manchen Stunden der Noth ihre Speise bescheert; im Schnee und Eise fanden sie oft in der Beute der Jagd ein leichtbereitetes Mahl, auch hatte die haushälterische Sorgfalt des Kapitäns durch vorsichtig abgemessene Vertheilung des Schiffproviantes nach der Zahl der Tage und der Menschen für Alle ein längeres Ausdauern in der Noth möglich gemacht. Dieses aber konnte nur dadurch geschehen, daß man das Maaß der Speisen allmählig verringerte, bis dahin, daß sie nicht mehr den Hunger, sondern nur seine Todesgefahr abwehrten, während sie den abgemagerten Gliedern kaum noch die Kraft gaben, den eigenen Leib zu tragen. Darum schlich zuletzt ein großer Theil der Schiffsmannschaft als bleiche Schatten ihrer früheren Gestalten umher; viele lagen schwer erkrankt darnieder. Dennoch war bis zum 7. April 1854 von den 76 Mann der vielgeprüften kleinen Gemeinde noch kein einziger gestorben, wohl aber lag, nach langem Leiden einer: der Schiffskanonier Kerr am Sterben. „Ich besuchte ihn," so erzählt Miertsching (S. 138), in der letzten Zeit öfters und fand ihn immer voll Ergebenheit in den Willen des Herrn und vertrauend allein auf das Verdienst Jesu Christi, den er ganz als seinen Heiland und Erlöser erkannt hatte."

Aber wie beachtenswerth für die Geschichte der Leidensgefährten waren Tage und Stunden, in denen jener Erstling aus ihrer Mitte zu seiner ewigen Ruhe einging. Es war am Abende des 7. April (1853), als Kerr starb. Am Morgen desselben Tages gingen der edle Kapitän Mac Clure und Miertsching, der ihm der Vertrauteste seines Herzens

geworden war, auf dem Eise spazieren. Eine nahe Trennung, nothwendig, wie es schien, für Alle, war beschlossen. Die Hälfte der Mannschaft sollte in Schlitten vertheilt über die Eiswüste ausgehen, um in der weiten Ferne vieler Tagereisen bei den, wie man hoffte, vorhandenen Depots für Nothleidende der englischen Marine den Unterhalt und die Fristung des dürftigen Lebens zu suchen, welche ihnen das Schiff bald nicht mehr gewähren konnte. Der Kapitän, mit der anderen Hälfte der Mannschaft, wollte bei seinem Schiffe bleiben, um hier nach Gottes Willen menschliche Hilfe oder den Tod zu erwarten. „Wenn Sie," so sprach er zum Freunde, die Heimath erreichen sollten und nichts mehr hören vom Capitän Mac Clure, versichert dadurch, daß ich nicht mehr unter den Lebenden, sondern erlöst bin aus den Mühen der Erde; wo dann auch immer mein Leichnam in dem Pelzrocke, den Sie mir zurücklassen wollen, unbeerdigt liegen mag, so seien Sie doch Dessen versichert, daß der Erlöser meine einzige Zuversicht gewesen ist und daß ich in der Hoffnung gestorben bin, von Ihm einst auferweckt zu werden am jüngsten Tage." — Während der Mann so sprach, rief ein Matrose vom Schiffe: er sehe auf dem Eise ein lebendes Wesen nach dem Schiffe her sich bewegen. — „Es sind Menschen und ein Schlitten" rief ein anderer und bald hernach naheten sich diese Menschen. „Ich bin Lieutenant Pim vom Schiffe Resolute, Kapitän Kellet im Winterharbour" *). Und mit dieser

---

*) S. 136, 137. Der Anlaß, welcher die Retter in der Noth hergeführt hatte, ist der Erwähnung werth. Im Juni 1852 hatte Kapitän Mac Clure auf einer Reise zu Schlitten über das Eis die Melville's Insel besucht, in der Hoffnung, dort wenigstens ein Depot von Lebensmitteln für Nothleidende der

menschlich hörbaren Stimme ließ für Alle eine andere, tief zu Herzen gehende im Inneren sich vernehmen: die Stimme des Retters aus aller Noth. In einem Zustande der Entkräftung, darin schwerlich die zur Reise auf den Schlitten bestimmten ihr fernes, unsicheres Ziel der Lebensfristung erreicht hätten, oder die im Schiffe Zurückbleibenden dem nahen Tode des Verhungerns entgangen wären, ließen zuletzt alle noch verhältnißmäßig Gesunden so wie Kranken das Schiff Investigator, das sie durch manche Todesgefahr getragen und drei Winter vor dem Tode des Erfrierens geschützt hatte, im Eise zurück. Zwei noch der Gefährten waren dem Erstling Kerr in den letzten Tagen in das Grab gefolgt und noch zwei starben auf der weiteren Reise; 71 erreichten als aufgenommene Gäste im Schiffe Nordstar die Heimath. Die Jahre der Angst und der Mühen waren, wie nachmals das Festhalten am Glauben, an der Demuth und Liebe es bezeugten, diesen Vielgeprüften eine Vollbereitung zum Leben der Ewigkeit gewesen, und was sind die Drangsale einiger Erdenjahre gegen den Frieden einer Ewigkeit!

Ich habe Sie hier, meine verehrte Freundin! etwas lang verweilend in Gesellschaft einer kleinen, von Gott begnadigten Menschenschaar durch eine Wüste des Eises geführt, darin wenig zu finden war, das dem Auge wohlgefallen konnte. Die Wege unseres Lebens führen zwar

---

Marine zu finden. In dieser Hoffnung sah er sich getäuscht, doch fand er Nachricht von Schiffen, welche gleich dem seinen im Eise eingefroren waren. Diesen nicht sehr tröstlichen Nachrichten fügte er die vom Zustande seines eigenen Schiffes bei. Sie wurden von Kapitän Kellet's Leuten gefunden und riefen die unerwartete Rettung herbei.

selten durch solche äußerlich sichtbare Wüsten, vor denen es den Sinnen grauet und darin es dem Herzen bange wird, wohl aber durch innere, welche mehr noch als jene unser Bangen erregen oder erregen sollten. Denn bei der Schiffsmannschaft des Investigator wurde nur dem vergänglichen Leibe seine Lust der Sinne und jene Sättigung an Speisen entzogen, die seine Glieder bei frischer Kraft und im Wohlbehagen erhalten konnte. Nicht nur das Sehnen nach der irdischen Heimath wurde während dieser Noth in der Seele mächtiger, sondern der Geist empfing als Speise, davon der Leib nichts wußte, ein Element der Ernährung, das ihn zu dem Laufe nach seiner ewigen Heimath bekräftigte. Es war jedoch ein anderes Eis, als das der Polarzone, welches von dem Herzen dieser begnadigten Seeleute hinweggeschmolzen werden mußte durch die Hitze der Drangsale. Erst dann, wenn dieses geschehen, können die erweckenden Strahlen der Sonne hinabdringen zu den im Boden schlafenden Keimen, die zum Aufgehen an das Licht gemacht sind. Wohl uns, wenn eine Sonne, sei es eine mildere, oder eine glühend heiß strahlende, wechselnd mit Orkanen, das Anwachsen des Eises in uns verhindert, denn nur das Leben, das diese Sonne weckte, und die Samenkörner, die sie in den Gewächsen ihres Lichtreiches reifte, werden hinüberdauern in das neue Jahr; hinübergehen mit den Kindern des Lichtes in ein seliges Leben der Ewigkeit. Die Kraft unserer Seelen, zu erkennen, zu empfinden, und das Erkannte und Empfundene im Bewußtsein ihres eigenen Selbst, als ein ihr selbst Gehöriges fest zu halten, ist der Boden zur Aussaat für die Ernte der Ewigkeit. Wehe der Seele, wenn die Sonne, wenn das nährende Wasser des Lebens in der Aussaatzeit des irdischen Seins vergebens ihren inne-

ren Boden bestrahlte und benetzte, wenn in dem Sein des Jenseits ihr Feld als eine kahle Wüste dasteht, auf der nirgends eine vollwichtige Garbe zum Tage der Ernte sich zeigt.

Es bleibe uns feststehen, was wir schon in den Tagen der Erde, aus Gnaden für das selige Leben der Ewigkeit empfingen: die Sonne des Geistes im Vereine mit dem Wasser des Lebens schon in der Weihe der Taufe, fortwährend dann im Sakramente und im täglichen Gebete. Ein altes Lied, das wir Beide lieben, sagt in seinen einfältigen Worten:

Lobt Ihn mit Herz und Munde;
Die Er uns beide schenkt:
Das ist eine sel'ge Stunde,
Darin man Sein gedenkt.
Sonst verdirbt alle Zeit,
Die wir zubringen auf Erden.
Wir sollen selig werden
Und leben in Ewigkeit.

Ja, was der Geist in solchen seligen Stunden sucht und begehrt, das kommt ihm von selber entgegen; eine Liebe, die höher ist denn jede, welche das Menschenherz erfassen kann, hat ihn zuerst geliebt, und weckt in ihm durch ihre Thaten die Gegenliebe auf. Sein Auge wie sein Ohr werden mehr und mehr aufgethan für die Ansprache jener Thaten, er lernt ihre Stimme kennen und folgt ihr nach, wohin sie ihn führt. Und sie ist bei ihm, sie geht ihm voran durch die Eiswüsten des diesseitigen Lebens und in die dunkle Vorhalle, durch die er zur Heimath wandeln muß. Was die Liebe, die hier uns suchte, fand und rettete, in uns that und was ihre Stimme zu uns sagte, dessen mag und wird auch unser

Geist eingedenk sein in Ewigkeit, das Andere wird der Tag, der kommen soll, gleich einem Nebel zerstreuen. Und wenn hienieden in manche unserer Erinnerungen, selbst in solche, „darin man Sein gedenkt,“ die Bitterkeit der Reue noch gemischt war; siehe, das Alles ist dort vergangen, und Alles ist neu geworden. Auch die Thränen der Buße und Reue zu den Füßen des Retters und Freundes sind dann, wie bei der Sünderin in Simon's des Pharisäers Hause, zu Freudenthränen einer seligen Liebe geworden, welche nicht mehr sich und das Eigene, sondern nur Ihn siehet.

Sechster Brief.

Gedanken über das Sein nach dem Tode.

Was ich heute auf die Fragen Ihres gestern empfangenen Briefes antworte, das soll nur eine kurze Nachschrift zu meinem letzten und vorletzten Briefe sein. Denn so wie sich Ihre Fragen in bescheidene Schüchternheit mir nahen, soll noch weniger meine Erwiderung derselben jene Bescheidenheit vergessen, die uns im höchsten Maaße gebührt, wenn wir von Dem reden, was Ihr Brief berührt. Selbst ein solches Auge, welches täglich und gerne zum Himmel aufblickt, ist, geblendet von dem Lichte seines Erdentages, unvermögend, die „himmlischen Dinge" zu sehen, deren Tiefe jenem Meister in Israel verhüllt blieb, der bei Nacht zu dem Herrn kam, um seine Worte zu hören. Auch für den Geist des erdgeborenen Menschen, der die Weisheit sucht und liebt, bleiben sie ein Zukünftiges, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und das in keines Menschen Herz gekommen ist. Wie sollte deshalb ein Blinder sich unterfangen, einem anderen Blinden die Welt der Farben zu beschreiben? Er soll sich an Dem genügen lassen, was der Sehende ihm mittheilt über jene für sein Erkennen verschlossene Welt, und auch wir wollen uns nur einfach und treu an die Worte Dessen halten, welcher „redete, was er wußte, und zeugete von Dem, das er gesehen hatte" (Joh. 3 V. 11). Tiefer jedoch als ich es hier zu thun vermag, wird Sie ein Buch

von Dr. W. Hoffmann führen, welches mit innigem Gemüthe und kräftigem Geiste von dem offenkundigen Geheimnisse der letzten Dinge zeugt*). Aus ihm entnehme ich schon vorläufig Manches für meinen Brief.

Von dem ernsten Worte, nach welchem es dem Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, darnach aber das Gericht, sprach ich schon in einem früheren Briefe. Gesondert nur, wie der Ausspruch des verdienten Urtheiles von seiner Vollziehung ist dieses Gericht von dem des großen Tages, an welchem Er, der Richter, herniederkommen wird zur Erde und mit Ihm sein Lohn, der wie ein Sonnenstrahl sich herabsenkt aus den Wetterwolken der Schrecken und Strafen „jenes ewigen Verderbens, welches ausgehet von dem Angesicht des Herrn und von der Majestät seiner Richtermacht" (2 Thess. 14, 7). Judas der Verräther war alsbald nach dem Sterben hingegangen an seinen Ort. Auch Lazarus ward an den seinigen geführt, als er in der Hoffnung Abraham's, so wie der Schächer am Kreuze im Blicke auf die Erfüllung dieser Hoffnung dahingeschieden war. Und die Orte, dahin diese im Reiche der abgeschiedenen Seelen gelangten, sind von denen, darin die Seele des reichen Mannes sich fand, nicht nur so wie die Thürschwelle, vor welcher der Arme lag, von dem Saale voll sinnlicher Pracht und Freude, sondern durch eine Kluft geschieden, die von Jenseits zum Diesseits, wie von diesem zu jenem keinen Uebergang und kein Annahen zuläßt. Etwas jedoch ist allen Seelen, diesseits und jenseits der unübersteiglichen Kluft bei ihrem Sterben begegnet: der Leib ist von ihnen genommen, mit alle Dem, daran er sich vergnügte,

*) Dr. W. Hoffmann. Die letzten Dinge des Menschen (als Bd. II. des Rufes zum Herrn), Berlin 1854.

so wie mit seinen Schmerzen und mit der Last seiner Elemente. Der Reiz einer mitlebenden, blühenden und grünenden, freudig bewegten Welt ist mit den leiblichen Sinnen zugleich verblichen und erloschen; die Töne der irdischen Lust sind verstummt. Vergangen sind aber auch die leiblichen Qualen, welche die Glieder durchdrangen, die Wechsel der Stimmungen, denen die Seele unterlag, wenn jetzt das Blut in wohlthuend leichtem Laufe durch die Adern strömte, oder wenn es mit seinem Drucke das Gehirn belastete und durch seinen Andrang nach dem Herzen und nach der athmenden Brust ein Bangen erregte. Tröstlich mögen auch dann manchem Mühseligen und Beladenen die Worte lauten: „daselbst ruhen doch die Müden und hören nicht die Stimme des Drängers."

Doch wer sind diese Müden und was ist für sie der Ort des Ausruhens, dahin sie geführt wurden? Lehrt uns nicht schon die alltägliche Erfahrung, daß Menschen, welche die Furcht vor der verdienten Strafe oder die Scheu vor der harten Arbeit, zu der sie als Sklaven gedrängt waren, hinaustrieb in die Stille einer Einöde, freiwillig sich wieder einstellten zum Erdulden der Strafe und der Last ihrer Arbeiten? Der Mangel an all' der gewohnten Pflege des Leibes, die Abgeschiedenheit in einer menschenleeren, stillen Wüste hat sie mit einem Grauen erfüllt, das sie zurücktrieb unter das gewohnte Joch. Und dennoch blieb dem lebenden Menschen auch in der traurigsten Einöde der Erde noch die Hoffnung und selbst die Möglichkeit eines Entkommens aus ihr und einer Rückkehr in den gewohnten Kreis des Lebens; ein anderes Loos erwartet die Seelen, welche aus dem Leibe schieden. „Ich will", so lautet das Wort des Propheten, „dich setzen in das Land der Unterwelt, in die ewigen Wüsten." Aus diesen vermag der

Wille nicht hinwegzueilen, hier umfängt ihn ein Verweilen von ungemessener Dauer und für die sinnlich gebliebenen Seelen sind jene „ewigen Wüsten" nur ein kahler, kalter Schatten der Sinnenwelt, aus der sie für immer hinweggerückt wurden. Da gibt es für sie keine Zerstreuung mit Werk und Kunst, mit Lust und Trotz, sondern nur eine grauenhafte Stille und ewiges Schweigen; ein fortwährendes Sehen und Schmecken des Todes, das bei den Ungerechten zu einem Leiden der Angst und Pein wird*).

Sollte dieses wohl bei allen in die Stille der ewigen Wüsten entrückten Seelen so sein? — Bei sehr vielen derselben allerdings, bei anderen aber nicht. Die Wüsten der Erde sind freilich nur ein vergängliches Abbild ihres Urbildes „im Lande der Unterwelt", aber schon das Abbild war für die meisten Bewohner des fruchtbaren Nilthales und seiner reichen, prachtvollen Städte abschreckend genug. Ja, „für die meisten von ihnen, nicht aber für alle." Dieses bezeugten, durch die That ihres Lebens, die Einsamen in der Thebais. Eben in jener Zeit, in welcher das Thal des Nils durch die Gaben seiner Natur und den Fleiß seiner Bewohner am reichsten, seine Städte für jede Lust der Augen, jeden Genuß der Sinne und für alle geselligen Vergnügungen am anlockend reizendsten waren, sind viele Seelen von einem Verlangen ergriffen worden, das nicht in dem Sinnengenusse der Städte oder in der fruchtbaren Nachbarschaft des von Schiffern belebten Stromes seine Befriedigung fand, sondern nur in der Stille

*) Joh. Tob. Beck christliche Reden 4. Samml. Nr. 41, S. 686. Im Auszuge in J. Hamberger's tief ergreifend tönenden „Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie II. S. 60.

der abgeschiedenen Wüste. Antonius, der reiche Jüngling, gab seine Güter den Armen und vertauschte sein prachtvolles Haus in der Königsstadt mit einer Felsenhöhle der Wüste; die Freuden einer, wenn er wollte, überreich besetzten Tafel mit dem Wasser des Quelles und dem sparsamen Brode der Armuth. Auf diesem Wege sind ihm Viele gefolgt, die mit ihrer Hände Arbeit durch das Flechtwerk der Palmenblätter sich nährten und in ihrem Gott vergnügt ein seliges Leben der Stille führten. Die Wüste mit ihren für die Augen der Stadtbewohner, die etwa ihr Weg hindurchführte, grausenhaft öden Bergen und kahlen Hügeln war jenen nicht ein Land, aus welchem man gerne hinwegeilt, sondern eine liebe Heimath, darin man vergnüglich bleibt, bis zu der Stunde, in welcher der Glaube zum Schauen wird. Denn von diesen Stillen im Lande, von diesen einfältig treuen Zeugen der Wahrheit in einer zum Abweichen von dieser stets geneigten Zeit kann man wohl sagen, daß sie nach ihrem Maaße schon im armen Leben der Erde in Hoffnung selig waren. Und waren sie in der abgeschiedenen Einöde allein und ganz verlassen? War nicht außer den nachbarlich wohnenden Brüdern vor allen Der bei Ihnen, den ihre Seele mitten im Geräusche der Welt gesucht und auch hier in ungestörter Gemeinschaft gefunden hatte?

Wir lesen aber von noch viel älteren Vätern und Vorgängern auf diesem Wege, welcher schon auf Erden die Seelen hinausgeführt hat aus der Fülle und aus der Lust des Sinnenlebens in ein den Sinnen verborgenes Leben des Geistes. Abraham, der Vater der Gläubigen, folgte gerne dem Gebote des Herrn, das ihn aus seiner Heimath, aus Haran der Stadt und dem Lande der Städte hinwegführte in ein Land, darin er ein Fremdling war und in

Hütten wohnte. „Denn er wartete auf eine Stadt, die einen Grund der festen Hoffnung hat, deren Baumeister und Schöpfer Gott ist.“ — Unvergleichbar viel herrlicher als Haran, die Stadt Nahor's, war die Königsstadt der Aegypter, und welches andere Haus und Geschlecht konnte in dieser Stadt an Macht und Ehren höher stehen als das Königshaus der Pharaonen? „Dennoch wollte Moses, da er groß ward, nicht mehr ein Sohn heißen der Tochter Pharao, sondern erwählte viel lieber mit dem Volke Gottes Ungemach zu leiden, denn die zeitliche Ergötzung der Sünde zu haben.“ Er, der Mann, gelehrt in aller Weisheit der Aegypter, hochgeübt in Werken und Worten, hätte wohl können ein mächtiger Herr sein unter dem gepriesensten Volke der Erde, ein hochgeachteter Meister vor den Augen seiner Priester und Gelehrten, ward aber ein Schafhirte bei dem Priester zu Madian, welcher, wie Hiob, Israels Hoffnung kannte. Vierzig Jahre lang führte er bei diesem den Wandel eines Hirten in der stillen Wüste, trug noch andere vierzig Jahre lang mit seinem von Gott erwählten Volke das Loos der Mühen und Kämpfe mit Noth und Mangel und mit dem Schwerte der Feinde, bis sein müder Leib nicht die königliche Bestattung bei den Pyramiden, sondern ein nie von Menschenprunk gemein gemachtes unbekanntes Grab im einsamen Gebirge fand.

Die Kraft des Geistes, welche jenen Erwählten für ein Leben der seligen Ewigkeit die Freudigkeit gab und erhielt, auszugehen aus der Welt der Sinnenlust und des geselligen Genusses in eine stille, verborgene Welt des inneren Lebens, war der Glaube. Ein Glaube, welcher schon bei den Vätern des alten Bundes in Hoffnung vergnügt und selig war. Sie nahmen die gewisse Hoffnung mit sich in's Grab, daß „ihr Erlöser lebe.“ „Darum,“

so spricht David, „freuet sich mein Herz und meine Ehre ist fröhlich, auch mein Fleisch wird sicher liegen.“ Und die Worte des Trostes blieben auch dem Sterbenden vor Augen und im Herzen: „Gott wird meine Seele erlösen aus des Todtenreiches Gewalt und mir kund thun den Weg des Lebens, denn er hat mich angenommen.“ Ja, „die Seelen der Gerechten sind in Gottes Hand,“ sie kommen zur Ruhe, werden getröstet in einem Warten der Erlösung, während die Ungerechten in der Unterwelt nur ein Warten des Gerichtes vor sich haben und, wie der Apostel sagt, „behalten werden in der Peinigung bis auf den Tag des Gerichtes und der Verdammniß der gottlosen Menschen.“ Denn das alte Leben der Seele in der Kraft des Fleisches und der Sinne ist vergangen, die Keime, des neuen Lebens, welche das Wort der Verheißung im Geiste wecken und bekräftigen sollte, sind, abgewendet von diesem Quell der Ernährung, erstorben und verkümmert.

Die Verheißungen und Hoffnungen des alten Bundes sind in den Zeiten des neuen Bundes zur Erfüllung geworden. Und hiemit kam dem Glauben jene volle Freudigkeit zum Sterben, in welcher der Apostel sagt: „ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein.“ — „Denn Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn.“ Für solchen Glauben hat der Tod keine Schrecken mehr, „denn er ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum“ *).

*) Die Entwickelung der freudigen Hoffnung auf ein ewiges Leben aus alttestamentlichen Verheißungen bis zu ihrer neutestamentlichen Erfüllung weist in tiefeingehender Weise nach:

Ja, was dem Fleische, das den Tod fürchtet und scheut, unmöglich war, das ist dem Glauben in der Liebe möglich und leicht. Dieser erfährt die Wahrheit der Worte: „So jemand mein Wort hält, der wird den Tod nicht sehen ewiglich" (Joh. 8, V. 51) und „wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in's Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen" (Joh. 5, 24).

„Der Glaube," so wird uns an einem anderen Orte gesagt (2 Thess. 3, V. 2), „ist nicht Jedermanns Ding, sondern er ist eine Gabe, mit welcher Gott durch die höchste That seiner Liebe allen Seelen der Menschen entgegenkommt, bereit, sie ihnen allen zu geben" (Joh. 3, V. 16). Ohne ihr Zuthun ist ihnen von der Hand des Schöpfers das Leben des Leibes gegeben und im Verborgenen zu seiner Ausgeburt an das Licht der Erdentage zubereitet und gezeitigt worden. Ohne sein Zuthun ist dem Christen nach seiner natürlichen Geburt durch die Weihe im Geheimnisse der Taufe, aus Wasser und Geist, ein anderes Leben gegeben worden, welches, nicht von sterblicher Natur, für die Ewigkeit gezeitigt werden und erwachsen soll. Wohl der Seele, über deren Hütte jenes Geheimniß des Himmels wohnen bleibt. Wie das Auge des Neugeborenen von dem sichtbaren Lichte, so wird das aufkeimende Verlangen des geistigen Bewohners der Hütte nach oben zu Dem gezogen, das über dem Dache dieser vergänglichen

---

Dr. Franz Delitzsch in seiner biblischen Theologie: Einem Buche, das eine reichhaltige Schatzkammer ist für die Lehrer der Schrift und der Kirche über die Lehre von den letzten Dingen. M. v. darin besonders die Abschn. VI und VII (über Tod, Mittelzustand der Seelen, Auferstehung und Vollendung).

Hütte schwebt. Das neue Leben von oben ergreift zuerst, in der Taufe, mit seinen schaffenden Kräften der Ewigkeit, das geistig Innere der Menschennatur. Hier wirkt es in einer dem äußeren Verständnisse unerfaßbaren, verborgenen Weise. Aber nicht der Geist allein, sondern der ganze Mensch, mit Geist, Seele und Leib, wie er anfänglich aus der Hand Gottes hervorging, ist zum Leben der Ewigkeit bestimmt, und am Tage der Auferstehung soll diese Verheißung an ihm vollendet werden. Darum nahet sich das Leben von oben dem ganzen Menschen, nicht allein dem inneren, sondern auch dem äußeren Verständnisse in dem Worte der Wahrheit, voll Geist und Leben, welches bestehen wird, wenn Himmel und Erde vergehen. Hier aber beginnt der Kampf. Denn der äußere Mensch mit der Lust seines Willens lebt im Fleische, welches ohne Aufhören gelüstet gegen den Geist, und welches widerstrebt der Wiedergeburt aus dem lebendigen Worte Gottes. Dieser Kampf ist schwer, denn ihm gilt die Losung, daß Niemand gekrönt wird, er kämpfe denn recht. Mitten jedoch in ihrem Kampfe dürfen Die, welche es treu meinen, die Wahrheit der Worte an sich erfahren: „wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott zu uns, so oft wir ihn anrufen.“

Aber nicht alle zum Leben der Ewigkeit bestimmte Menschenseelen erheben sich aus der Schlaftrunkenheit der Sinne zu dem Kampfe für jenes Leben, wenige von ihnen führen denselben mit Ernst, noch wenigere zum Siege hinaus. Der Zustand der Seelen wird deshalb nach dem Sterben des Leibes, bis zum großen Tage der Auferstehung, ein sehr verschiedener sein. Mit den Einen geht das Gelüste nach den Dingen der Welt mit hinüber: deren Sein ihnen als ein immer bleibendes erschien. Dieses Gelüste,

das von seinem Genusse nie gesättigt, sondern nur dringender und hungriger wurde, ist geblieben, seine Welt aber ist ihm in der freudenlosen Wüste genommen. Mit Anderen geht der Glaube hinüber, welcher die Welt überwunden und ihrer Lust sich entwöhnt hat. Möge ihnen auch das Todtenreich im Vergleiche mit dem bunten Gedränge und lauten Getümmel der Welt eine Wüste heißen, diese wird den Seelen der Gläubigen zu einer noch genügenderen Heimath werden, als dem Antonius und seinen Jüngern die Einöde der Thebais. Mag ihnen dasselbe nach den Unruhen des Erdenlebens auch nur ein Ruheort heißen, wie viel erquicklicher würde das geistige Stillesein und Hoffen der Seele sein, als dem müden Leibe sein ungestörter Schlaf der Nächte. Und ist diese Ruhe für den Glauben nicht ein Daheimsein bei dem Herrn, mit welchem die Seele, die Ihn auf Erden suchte und fand, hier in ungestörterer, innigerer Gemeinschaft sich findet, als in dem Leben der Sinnlichkeit?

Doch wir dürfen um den „langen Schlaf des Todes" und seine thatenlose Ruhe uns nicht sorgen. Mag sich doch auch schon in dieser langen Nacht mancher Ton der Posaunen vernehmen lassen, die zur Auferstehung ruft *). Und was den etwa sorglichen Gedanken an eine thatenlose Ruhe angeht, so kann dieser vor einer näheren Betrachtung der Frage selber nicht aufkommen. Ein tiefer Forscher in dem Gebiete, zu welchem die Frage und ihre Beantwortung gehört, ein Mann, welcher die Stimme des Freundes der Menschenseelen vernimmt, und ihre Worte wohl zu deuten weiß, gibt uns hierüber ein Licht, das

*) W. Hoffmann in der Predigt über die Auferstehung der Gerechten, a. a. O. S. 83 bis 95.

auch über andere Stellen des Inhaltes meines Briefes eine wohlthuende Helle verbreiten kann *). Das Werk

---

*) Dr. H. Martensen in seiner christlichen Dogmatik S. 436: „Der Zustand im Hades bestimmt sich nach dem Verhältniß zu Christo. — Anders muß dieser Zustand vor, anders nach der Erscheinung Christi gedacht werden; anders für die, welche auf ihn gehofft und an ihn geglaubt hatten; anders für die, welche nicht an ihn geglaubt haben, entweder weil sie ihn nicht kannten oder nicht für ihn sich entscheiden konnten oder weil sie feindselig sich ihm entgegenstellten. Dies führt uns zur Annahme verschiedener Regionen im Todtenreiche: eines Paradieses, einer Hölle, eines Verweilens der unentschiedenen Richtungen. „Aber keiner dieser Zustände kann als völlig abgeschlossen betrachtet werden; denn selbst die Seligen haben noch eine innere Geschichte, bedürfen noch einer Reinigung, eines Fortschreitens und Wachsens an Seligkeit und Heiligung. Und wie eine Bekehrung der Unbekehrten noch möglich sein muß, so ist der Hades auch die Region, wo das Böse sein ganzes Wesen ausprägen kann, weil es hier nothwendig das Gepräge der reinen Geistigkeit annehmen muß. Indem wir sagen, daß ein Fortschritt und eine Entwickelung in dem Todtenreiche stattfindet, müssen wir uns dieses nothwendig in Verhältniß zu dem Entwickelungsgange des Reiches Gottes in dieser Welt denken. Denn obgleich es zwei Welten gibt, gibt es doch nur Ein Gottesreich, nur Einen Gottesgeist, nur Ein Ziel der Weltentwickelung. Erst wenn die streitende Kirche ihren Kampf auf Erden durchgekämpft hat, kann auch das jenseitige Reich vollendet werden. Daher werden (Offenb. 6, V. 9, 11) die Seelen der Blutzeugen, welche auf das gerechte Gericht Gottes sich berufen, ermahnt, zu warten bis die Zahl ihrer Mitknechte voll wird. Es muß sonach ein Wechselverhältniß zwischen dem jenseitigen und diesseitigen Reiche gedacht werden. — — Erst in der letzten großen Weltkatastrophe,

der Besserung an der eigenen wie an fremden Seelen; das Wachsen in der Erkenntniß, wie in der immer inniger werdenden Gemeinschaft mit dem Herrn; die lebendige Erfahrung seiner heiligenden Gnade waren uns schon hienieden ein Vorschmack, werden uns dort ein ungestörter Genuß der Seligkeit sein. Und sollte nicht auch der glimmende Funke der vorbereitenden Gnade, welche mit der scheidenden Seele hinüberging in das Sein der Hoffnung oder des bangen Wartens, von Stufe zu Stufe zur Flamme sich entzünden? Der Gedanke an ein beseligendes Geschäft der Besserung für die Seelen im Leben des Jenseits erinnert mich an ein, wenn Sie so wollen „waches Traumbild" von lieblich ernster Art, das meinem Freunde: dem Antistes David Spleiß in Schaffhausen, so wie mancher ihm verwandten Seele öfters wiederkehrte. Jener Freund freute sich schon in den Tagen seines treuen Zeugenamtes hier im Erdenleben auf ein Fortwähren dieses Wirkens dort in der jenseitigen Welt. Denn auch Er, der Herr, welcher will, daß allen Menschen geholfen werde und gekommen ist, das Verlorene zu suchen, ist „hingegangen im Geiste zu den Menschengeistern im Gefängniß, daß auch den Todten das Evangelium verkündigt würde." Hierin öffnet sich uns ein Blick auf den Rath der ewigen Gnade zur Rettung und Seligkeit solcher aus dem Leibe geschiedenen Seelen, von denen der Spruch redet: „wie sollten sie glauben, von dem sie nicht gehört haben? wie sollten sie aber hören ohne Prediger?" — „Sollte nicht schon dieses," sagte mein Freund, „ein Arbeitsfeld sein, groß und weit

---

wenn diese materielle und räumliche Sphäre vergeht, werden die beiden Welten zu Einer: zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde."

genug für den Aeon des jenseitigen Lebens bis zum Tage der Ernte und des letzten Gerichtes? Abgesehen von dem Antheile an einem anregenden, warnenden, hilfreichen Verkehre der unsichtbaren, triumphirenden Welt mit der noch im Kampfe des Erdenlebens stehenden Menschenwelt, bleiben der Liebe, welche niemals aufhört, auch wenn die Arme von irdischem Fleisch und Gebein ihr genommen sind, noch Thaten genug, durch welche sie ihr Fortwähren bezeugen kann. Der Tod mag uns Arme und Beine, und Alles, was zur Hütte gehört, abnehmen. Wissen wir doch, daß, schon dann, wenn das irdische Haus dieser Hütte zerbrochen wird, wir einen Bau haben, von Gott erbauet, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel (2 Kor. 5, V. 1, 2). So wird dann je nach dem gebührenden Maaße für eine Ueberkleidung der Seelen gesorgt sein, welche des Leibes ledig sind" *).

Auch Beck, in seiner oben angeführten Rede, begegnet mit einigen ernsten, andeutenden Worten der Frage, ob und welch' eine Hoffnung auch solchen abgeschiedenen Seelen in dem künftigen Aeon noch bleibe, welchen das Urtheil am Ende des Lebens verkündet war, das sie durch ihren Wandel im Fleische verdient hatten. Er beruft sich dabei auf die Stelle Matth. 12, V. 31, 32. „Es kann also," fährt er fort, „ein Theil der Sünden auch

*) Mein Freund Spleiß stimmte nach vielen Seiten hin mit Dem überein, was in dem Artikel über die Auferstehung ausgesagt ist, in dem neuerschienenen biblischen Wörterbuche für das Volk, herausgegeben von H. Zeller (Stuttgart bei Besser); einem in jeder Hinsicht sehr empfehlenswerthen Buche. Selbst der dort angedeuteten Lehre von der ersten Auferstehung war Spleiß sehr zugeneigt.

in jener Welt, nach dem Tode, noch Vergebung finden. Aber keine einzige wird vergeben, weder hier noch dort, ohne Buße; und zur Buße finden Die nicht Raum, die sie bis zum Tode verschieben wollen, die Gottes Geduld und Langmuth aus Muthwillen ziehen, sondern diese häufen sich selber den Zorn auf den Tag des Zornes. Auch findet jede Sünde, welche unvergeben mit hinübergenommen wird, ihre Strafe, wie der Herr abermals sagt: du wirst aus dem Kerker nicht herauskommen, bis du auch den letzten Heller bezahlest." — Trostreich für die Gefangenen steht diesem Worte des drohenden, gerechten Ernstes ein anderes gegenüber, welches der durch die Buße hindurchgedrungene Glaube freudig erfassen kann: „Durch das Blut deines Bundes lässest du aus deine Gefangenen aus der Grube, darin kein Wasser ist. So kehret euch nun zur Festung, Ihr, die Ihr auf Hoffnung gefangen lieget" (Zach. 9, V. 11, 12).

Er, Derselbe, welcher sagte: „lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei," hat auch das Wort gesprochen: „es ist vollbracht" und dieses Wort mit seinem Tode versiegelt. Nicht aber mit seinem Tode allein, sondern in der Hinausführung seiner That zum siegreichen Ende mit seiner Auferstehung von dem Tode. Was Christus lebte, that und litt, das that und litt er (selber als Mensch) für den Menschen, welchen Er, als zweiter Adam, wiedergebären wollte zu dem Bilde und Gleichnisse, das er ursprünglich gewesen war. Er ist für uns gegangen in des Todes Nacht und diese Nacht ist uns durch sein Licht hell geworden. Er ist für uns auferstanden von den Todten. Wie der Apostel sagt: „wie durch einen Menschen der Tod, so kommt durch einen Menschen die Auferstehung der Todten. Denn gleichwie sie in Adam alle sterben, also

werden sie in Christo alle lebendig gemacht werden." Die Verheißung der Auferstehung des Leibes ist der Schlußstein unseres Glaubens; kein anderes Triumphlied tönt für uns so freudenvoll durch die Ewigkeit der Ewigkeiten als das Lied: „Christ ist erstanden". Denn wie in Christo, dem Anfänger und dem Haupte, so soll in dem zur Seligkeit auferstandenen Menschen „die ganze Fülle der Gottheit" „leibhaftig" wohnen. Die Geschichte des Menschen von seiner Erschaffung in die Zeit bis zum Ausgange in die Ewigkeit bezeugt die große Wahrheit: daß „Leiblichkeit das Ende der Wege Gottes sei."

Welcher sinnende Geist eines Erschaffenen hätte den wundervollen Rath Gottes in seiner ganzen Tiefe und Höhe erfassen können, aus welchen der Mensch, das Gemächte aus Erde, mit seiner Seele und mit seinem Gott erkennenden Geiste hervorging? Neben den vorhin erschaffenen Thronen, Fürstenthümern und Gewalten der Engelwelt, gegenüber dem Hochmuth ihrer Gefallenen, die ihren Stuhl erheben wollten an den ihres Herrn und Schöpfers, gefiel es Gott, aus Staubkörnern der Erde ein Gebilde von Fleisch und Blut zu machen, dessen lebender Seele er den Geist seines Mundes einhauchte. Wie konnte das ein Bild sein, welches dem Schöpfer aller Unendlichkeiten der geistigen wie leiblichen Welten gleich wäre *). Ein Bild, vergleichbar wie der Leuchtwurm, der heute am Boden kriecht und morgen nicht mehr ist, mit dem Sirius und der Sonne. Denn was ist das Maaß des sichtbaren Menschen selbst

---

*) M. v. den Schluß von meinem Buche: „Das Weltgebäude, die Erde und die Zeiten des Menschen auf Erden" §. 50, S. 708.

nur gegen das Maaß des Behemoth oder der Eiche von Basan; was ist ein Erdenkloß in der Hand gegen die Erde selber, was die Erde gegen die Sonne und alle Engelmächte des Sternenhimmels? Und dieser Staub war durch Gottes unerfaßbaren Rath nicht nur zum Träger eines Geistes, der alle Höhen und Tiefen des Erkennens und der Kräfte durchdringt und zum Ebenbilde der Gottheit, sondern zu dem Rechte eines Kindes und Miterben des Reiches bestimmt. Der Herr über Alles, über die Gewalten des Geisterreiches, wie über die Elemente der höheren und der niederen Leiblichkeit, will sich herabsenken zu der tiefsten Tiefe des Geschaffenen, damit er dieses Tiefste mit dem Höchsten überkleide und durchdringe. Der erkennende Geist in uns, in dem tiefen Dunkel des Fleisches, darein er versenkt ist, gleicht dem altägyptischen Forscher des Sternenhimmels und seiner Stellungen, der hinabstieg in die Tiefe eines Schachtes, um aus seinem Dunkel die Sterne, selbst am Tage, zu sehen.

Der Mensch war geschaffen, nicht daß er wie die Engel eine geistige Macht, sondern daß er Geist, Seele und Leib sei, auf daß durch ihn Gott seine Herrschermacht bezeugte in allen Reichen des Seins und Gott sei, Alles in Allem. Und dieses, daß sein Wesen nichtgeistig allein, sondern daß es auch leiblich, wie das irdische Element, sein sollte, war der Unterschied, war der Vorzug des Menschen, selbst den Engeln gegenüber. Er gehörte seinem Leibe nach der Erde an, denn diese war sein, er sollte durch Gottes Geist und Kraft ihr schöpferisch waltender Herrscher sein. Dem Geiste nach aber war er aus Gott, denn, wie die Schrift von Adam sagt, er war Gottes. Schon von den nächsten Gliedern des aus göttlicher Wurzel entsprossenen Stammes heißt dieses anders. Adam, so sagt sie

von Seth, zeugete einen Sohn, der seinem Bilde ähnlich war (1 Mos. 3, 5); „Enos war ein Sohn Seth's.“ Bald war der Mensch aus seiner ursprünglichen kindlichen Stellung zu Gott entfallen; nicht mehr ein Kind, sondern ein Gast und Fremdling im Vaterhause der Erde, hatte er aufgehört, ein allvermögender Herrscher und Gebieter der Creatur zu sein. Die Erde blieb ihm zwar noch immer eine nährende Mutter, aber auch in sie war durch die Sünde der Tod gekommen; „sie war verderbt vor Gottes Augen.“ Der Mensch selber hatte sich der Herrschaft des göttlichen Geistes entzogen, aus welcher ihm seine schöpferisch-regierende Macht über die irdische Natur kam, da ward auch diese seiner Herrschaft entrückt; das Dienende war neben und über ihm zu einem Gleichstehenden, ja zu einem Herrschenden, das Gebilde zu einem Bildner geworden, aus dessen vorwaltendem Wirken der Leib des Todes hervorging, zerbrechlich und vergänglich, wie ein irdenes Gefäß; aus dessen herrschendem Einflusse irdisch fleischliche Gesinnung, irdische Weisheit kam. Die irdisch natürliche Zeugung ist es, welche dem beseelten Keime der Dinge, seinen an bestimmte Zeit gebundenen Verlauf der Entwicklung gibt, bis zum Erlöschen der fortzeugenden Kraft in den vergänglichen Gebilden derselben Form. Wie der Stein von dem Augenblicke an, da ihn eine Menschenhand abreißt von der Höhe seines Hügels, anfängt zu fallen nach der Tiefe, so liegt in der natürlichen Erzeugung der Anfang des Todes. Auch der auf diesem irdisch natürlichen Wege entstandene Mensch welkt gleich der Blume des Grases dahin, wenn seine Zeit und Stunde kam. Aber eben so wie sein Fleisch dem Loose der natürlichen Erzeugung unterliegt, bleibt seinem Geiste ein inwohnender Lebensathem der anfänglichen Schöpfung aus Gottes ewiger

Kraft. Dieses Athmen in der Tiefe seines Wesens hört nicht auf, wenn der sterbenden Brust ihr Odem entfleucht, dadurch ist unserem Wesen die Versicherung gegeben zu einer Wiedererneuerung des sechsten Tagwerkes der Schöpfung an ihm. In herrlicherer Weise noch als das sechste Tagewerk der anfänglichen Schöpfung soll das der zweiten an den Seelen vollendet werden, welche aus Christo, dem ersten Adam, wiedergeboren waren. Die neue Schöpfung beginnt von oben, nicht von unten. Wie der erste Adam von der Erde und die Erde sein Eigenthum gewesen, so wird der zweite von Gott und Gott selber sein Eigenthum sein und in und mit diesem die neue Erde. Noch während des Lebens der Zeit beginnt dieses Werk der neuen Schöpfung von oben an dem Geiste und an der Seele des Menschen und aus dem Lichte der inneren Herrlichkeit fällt öfters ein Strahl auch auf den zum künftigen Tempelbau bereiteten Leib. Dennoch bleibt dieser nur ein zum Abbruche bestimmtes, von sterblichen Händen gemachtes Wanderzelt: ein Leib des Todes, verderbt durch Sünde, wie die Erde, aus welcher er genommen ist. Aber das Wort redet von einer erneuten Erde, wie von einem neuen Leibe der Auferstehung am großen Tage des Endes. Es ist derselbe Leib und doch auch nicht derselbe, welcher hienieden zur Verwesung in's Grab gelegt ward. Denn Er, welcher die Auferstehung ist und das Leben, „wird aus der Erde mich erwecken, in diesem meinem Fleische werde ich Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen, meine Augen werden Ihn schauen und kein Fremder."

Was sagt hierüber die Vernunft? Laß sie sagen, was sie weiß, sie soll uns nicht irren. Ich sehe im Spiegel meiner Wand das Bild eines vorübergehenden Menschen. Das Bild verging, als der Fußgänger vorbei war, ist nun

darum auch der Mensch vergangen, von dem es herkam? Wird nicht, so wie er weiter geht, sein Bild noch in vielen Spiegeln am Wege sich zeigen und verschwinden, während er immer derselbe bleibt? — Die Stäublein des Festen, die Tropfen des Flüssigen, aus denen mein Auge, aus denen mein ganzer Leib besteht, sind nach kurzer Zeit aus diesem hinweggeschwunden; denn jeder Pulsschlag führt einen Theil der alten Stoffe hinweg und bringt neue an ihre Stelle herbei. Das Auge, durch welches ich vor wenig Jahren hier diesen Thurm, dort jenen Berg gesehen, ist schon längst seinen Elementen nach nicht mehr dasselbe, das es war, und dennoch ist es noch eben so, so wie vorhin mein Auge, denn das, was als elementarer Stoff an ihm vergangen und neu geworden ist, verhielt sich zu unserem eigentlichen sehenden Sinne, wie das Fernrohr, durch welches der Meister blickt, der es gefertigt hat, zu seiner eigenen Person. Das, was das Auge bildet und durch dasselbe sieht, liegt nicht in dem irdisch leiblichen Elemente, sondern im Wesen und in der Kraft der Seele. Diese Kraft hat auch die Seele des Thieres mit der des Menschen gemein. Sie ist ihr mit der natürlichen Erzeugung gekommen, ist ihr als eine Nachwirkung derselben geblieben, hat während des Lebens das Geschäft der Erzeugung des Leibes aus seinen Elementen fortgesetzt, bis im Schutze und Schatten der Bäume der Nachwuchs des jungen Forstes — das neue Geschlecht erstarken und als Träger der gleichen Form bestehen konnte. Denn bei den beseelten Wesen der niederen Naturreiche, selbst bei den scheinbar vollkommensten Thieren, ist es nur die Form, die Idee des Geschlechtes oder der Gattung, nicht die Persönlichkeit der Einzelwesen, welcher ein bleibender Bestand zukommt. Diese vergeht und verflüchtigt sich mit dem Tode des Leibes,

die Form aber wird durch „das prophetische Wunder" der natürlichen Erzeugung erhalten, und wird verherrlicht selbst im Aeon der großen Verwandlung fortbestehen. Anders aber ist es bei dem Menschen. In diesem wohnt der Geist, den die Stimme eines höheren Geistes schon hienieden den Vaternamen sprechen lehrte. Der Geist, welcher, wenn er den Namen des Vaters im Sohne rief, sein Nahesein empfand und die Kräfte dieses Naheseins in dem schon auf Erden sich ankündenden Wunder einer Neuschöpfung der Ewigkeit erkannte. Das Kind, das den Vater bei seinem Namen nennt, das Ihn liebt und erkennt, ist selbst von seinem Geschlechte, ein ewig persönliches Selbst wie die ewige Natur des Vaters.

Und das Wunder einer Neuschöpfung der Ewigkeit, das schon im Diesseits in der Kraft des gläubigen Gebetes oder in der Furcht und den Schrecken eines von Gott entfremdeten Gewissens sich ankündete, wird in der Auferstehung der Todten vollendet. Den Leib der Sünde und des Todes, der hienieden auch den nach oben strebenden Geist beschwerte, hat die Seele auf dem natürlichen Wege des thierisch menschlichen Wesens aus seinen Elementen gebildet, und in beständiger Wiedererneuerung erhalten. Dieser natürliche Weg fand sein Ende im Tode der irdischen Gestalt und ihrer Verwesung. Der Keim der Ewigkeit aber: die Bestimmung unseres Geistes für eine Fordauer seiner ganzen menschlichen Persönlichkeit mit Seele und Leib ist nicht im Grabe geblieben und verwest. Sie ist als ein Rufen des Vaternamens, als ein liebendes Festhalten an Ihm mit dem Glauben und der Hoffnung hinübergegangen in das Reich der Erwartung, denn die Liebe hört nicht auf. Aber auch das Gewissen mit seiner Furcht und seinen Schrecken stirbt nicht mit dem irdischen Leibe, denn in sei-

ner Stimme und ihrem Zeugnisse wohnen Kräfte der Ewigkeit.

Der Mensch, so wie er im Anfange aus Gottes Hand hervorging, trug in seinem Geiste die Kraft des ewig schaffenden, erneuernden, erhaltenden Geistes seines Gottes; in und mit dieser Kraft war er zum Schaffen, zur Erhaltung, zur immer höher fortschreitenden Entwickelung seiner ganzen Persönlichkeit aus Geist, Seele und Leib bestimmt. Dem Leibe, aus Erde gemacht, war das Recht und die Gewalt des Herrschens und schöpferischen Waltens über alle elementaren Kräfte und alle Lebendige der Erde gegeben. Von der Würde eines Herrschenden sank er zur Gleichheit, ja zur Unterwürfigkeit gegen den Dienenden herab, obgleich der Geist im Glauben schon hienieden die Schwingen seines ursprünglichen und künftigen Seins zu regen vermochte (S. 190). Er, der arme Gebundene, konnte zu der Macht des Fleisches nicht mehr sagen: du bist mein, denn er war sein und mußte mit ihm in den Tod gehen. In der neuen Wiedererzeugung aber, am großen Tage der Auferstehung, an welchem die Elemente der alten Erde und ihres Himmels im Feuer der Schöpferkraft sich auflösen und erneuern, wird dem unverweslichen Keime der ganzen Persönlichkeit in unserem Geiste die Kraft gegeben werden, sich mit dem geläuterten und gereinigten Elemente der Erde von Neuem zu überkleiden. Verweslich wird unsere Leiblichkeit ausgesäet, unverweslich wird sie auferstehen (1. Cor. 15 V. 42). Der Mensch in seiner ganzen Einheit von Geist, Seele und Leib, als ein erneutes Ebenbild seines Gottes, kann erst dann eingehen in den vollen Genuß der Freuden und der Herrschaft jenes Reiches, das ihm verheißen ist von Anbeginn der Welt. Wenn aber nicht das Ebenbild seines Gottes, sondern das des Feindes, welcher Gott hasset und

vor Ihm floh, in ihm zur ewigen Gestaltung kam, dann wartet seiner das volle, seine ganze Persönlichkeit durchdringende Gefühl einer Pein, deren Flamme, wie die Schrift sagt, nicht verlöscht und deren Wirken in einem Dunkel der Ewigkeiten sich verbirgt, in welches der Blick des geschaffenen Geistes nicht einzudringen vermag.

So habe ich meinem heutigen Briefe, vielleicht mehr als mir gebührte, gestammelt von dem, was die Schrift in den Worten sagt: der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist und der Geist zu Gott, der ihn gegeben hat. Und nur der Geist kann Dessen, der ihn gab, und seiner Ewigkeit gedenken; er ist für die Ewigkeit und für Gott gemacht, zu Diesem führt ihn, wie die Erde zur Sonne, ein übermächtiger Zug hin, welcher selbst dem Kometen nachgeht in die äußerste, dem Dunkel zugewendete Ferne seiner Bahn, und daselbst ihn hält. Durch das Wort ist der Mensch für das Wort bereitet; der Name des Vaters ist auf seine Zunge gelegt, und wenn die leibliche Zunge zu Staub ward, nennt der Geist, wie er schon auf Erden in seiner verborgenen Tiefe dieses geübt hat, den Namen Dessen, welcher sich nahe zu ihm that, so oft er ihn anrief. Ohne Aufhören wird Er ihm nahe sein, da wo das ernstliche Rufen aus der Tiefe nie verstummt. Durch die Kraft des Namens, der über alle Namen ist, hat er schon hienieden im Gebete Thaten einer werdenden Schöpfung gethan; die Macht des Namens selber wird an ihm, am Tage der Wiederbringung und Auferstehung des Leibes, das Werk der neuen Schöpfung hinausführen und vollenden.

Der Vorhof der Heiden und Israel's Tempel.

1. Das Pfingstwunder im Vorhofe.

Durch das Geschäft der Engel, so sagt die Schrift, hat Israel das Gesetz empfangen (Act. 7, 53; Hebr. 2, 2; Gal. 3, 19). Durch ein gleiches Geschäft der Engel sind auch dem Menschengeschlechte Wissenschaft und Kunst, so wie alle die Gaben zu Theil geworden, welche sein natürliches Wesen über das der vernunftlosen Thiere erheben*). Wenn auch vorzugsweise Israel, das erwählte Volk es war, in welchem der Herr selbst seine Wohnung nahm, so offenbarte er sich dennoch auch dem Heidenthum durch die Träger und Vermittler der Ideen: die Engel, deren zeitlicher und örtlicher Einfluß als ein herrschender und anregender Geist der verschiedenen Zeiten und Völker sich kund gab, der dieselben in einem geistigen Wachsein erhielt, bis dem ganzen Geschlechte der Morgenstern seiner Verheißungen aufging**). So waren die geistigen Anregungen zur Wissenschaft und zu den Künsten ein vorbereitendes Werk der göttlichen Weisheit für die Erziehung des Menschengeschlechtes zu seinem hohen Berufe für Zeit und Ewigkeit.

*) M. v. m. Geschichte der Seele 4. Aufl. II. S. 536, so wie andere Stellen jenes Buches über die Lehre von den Ideen und Engeln, z. B. in den Noten zum §. 4 u. a. m.

**) In weit eingehender Weise spricht sich Martensen über das Geschäft der Engel an den Völkern aus. M. v. in seiner christl. Dogmatik, namentlich den §. 68 „der Mensch und die Engel,“ so wie §. 119—124: „Das Heidenthum und das erwählte Volk.“

Sie geleiteten dasselbe schirmend durch das Dunkel der Nacht zu der anbrechenden Dämmerung, in welcher das sehnende Verlangen nach dem Lichte zu jenem Maaße sich steigerte, darinnen es seiner Erfüllung entgegengereift war. Denn wie Nägelsbach in großer Klarheit erwiesen hat: „Das ist das Bedeutungsvollste im Wesen des klassischen Alterthums, daß es in der Sehnsucht seines höchsten, religiösen Bedürfnisses so viel weiter vorgeschritten ist, als in dem wirklichen Besitz des Ersehnten. Das, wornach die vorchristliche Menschheit vergeblich suchte, konnte nicht aus menschlichem Denken und Empfinden ihr gegeben werden, sondern ist ihr, da die Zeit erfüllet war, als reines Gnadengeschenk geworden" *). Dem Zuge des Geistes feindselig, der nach oben, nach dem Lichte ging, hatten im Heidenthum die Kräfte des sündlichen Fleisches und die Gewalten der Finsterniß mächtig entgegengewirkt. Sie aber konnten die Gluth des sehnlichen Verlangens nach dem ewigen Heil nicht dämpfen, mit welchem die Heiden, als ihre Zeit kam, selbst dem erwählten Volke weit voraus eilten. Die im Verborgenen genährte Flamme brach hervor, zerstörte das, was dem Zutritte des Lichtes von oben

---

*) Allerdings, so zeigt Nägelsbach, spricht die Religion des klassischen Alterthums von einer Gnade der Götter, aber diese ist ungewiß; von einer Liebe derselben, aber diese ist parteilich, nicht allgemein; von einer Gebetserhörung, doch von keiner zuverlässigen. Vor Allem aber erkennt dasselbe keine Gottheit, welche absolut und doch zugleich persönlich ist, denn die Μοῖρα ist unpersönlich, die persönliche Gottheit nicht absolut. M. v. mit diesen kurzen, schriftlich mitgetheilten Andeutungen darüber das tiefgründende Werk selber: Die nachhomerische Theologie des griechischen Volksglaubens bis auf Alexander, dargestellt von Dr. Nägelsbach. Nürnberg, Verlag von C. Geiger 1857.

hinderlich und feindlich war, und was sie stehen ließ von der Herrlichkeit des Heidenthums, das verklärte sie zur Ehre des Herrn. Ein Pfingstwunder im höheren Chore war über die alte Welt gekommen, an dessen Thaten auch solche Werke der heidnischen Kunst uns erinnern, von denen wir hier reden wollen. —

Es ist gesagt, daß alle Lande müssen voll werden der Ehre des Herrn, der allein Wunder thut; Ihn sollen loben alle leuchtende Sterne, alle Berge und Hügel.

Dort zu Cöln am Rhein hat eine gottgeheiligte Kunst zum Bau des hehren Domes die Gesteine des „Drachenfelsens" herbeigeführt, daß sie zeugen sollten von der Ehre des Herrn, welcher dem Glauben unserer Väter die Kraft gab zu solchem Werke. Die Felsen des Libanon und seine Cedern, das Gold aus Ophir und seine edlen Steine sind versammelt worden auf dem erwählten Berge, daß sie, vereint zum Bau des Tempels, Jehovah's großen Namen und seine Ehre verkündigen möchten den Völkern. Denn der Sohn der Wittwe aus Naphthali's Stamme (1. Kön. 7 V. 13, 14) war angethan worden vom Geiste des Herrn, daß er seine Kunst, die am Gießen des Erzes, am Bau der Königshäuser zum Dienste der Augenlust geübt und großgezogen war, herüberbrachte aus Tyrus nach der geliebten Stadt und Israel's Gott sie heiligte. Und die Posaunen, die Saiten, welche bei der Weihe des Tempels ertönen, zum Preise des großen Namens, sind sie nicht gekommen aus Jubal's erfindungsreichem Hause, von welchem ausgingen die Pfeifer und die Geiger (1. Mos. 12 V. 21) zum Spiele bei den Lustgelagen des Volkes? Wer hat denn diese herbeigerufen von dem Hochzeitsreigen und von den Tischen der Götzen in die Vorhöfe am Hause des

Herrn? wer hat ihren metallenen Hörnern den Ton der Posaunen, ihren Saiten die Stimmung, ihrem Ohre die Tonweise der Psalmen des Tempels gegeben? War das nicht der Geist selber, der in dem Tempel waltete?

Er hat noch größere Wunder gethan, dieser Geist. Er hat nicht nur die Künste aus Jubal's Hause herangezogen zu den Vorhöfen des Tempels, sondern mit siegreicher Macht jenes Haus dem Dienste der Welt entrissen und zu seinem Tempel sich geweiht.

Wie bedeutungsvoll sind schon die ersten Thaten seiner siegenden Kraft! Die Königshallen der Heidenzeit sind ein Ehrensaal des Königes aller Könige geworden; die kunstreichen Basiliken des klassischen Alterthumes zu Kirchen der neuentstandenen christlichen Gemeinden.

Ein wohlberühmtes, durch die Thaten seiner Ahnen verherrlichtes Geschlecht der deutschen Ritter war das der Dalberge. Eine alte Sage, die seinen Stammbaum zierte, leitete diesen hinan bis zu jenem Hauptmanne der deutschen Legion, der als Zeuge des Todes Jesu unter dem Kreuze stand. Mit größerer Sicherheit aber, als die ist, welche für diese Sage bürgt, kann der Grundgedanke der Christentempel, von denen ich hier rede, den uralten Adel seines Geschlechtes bis zu jenen Zeiten hinanführen, in welchen der Geist der Völker dahingezogen wurde aus dem glänzenden Trug und Dienst der Abgötter zu dem Kreuze des wahren, lebendigen, Mensch gewordenen Gottes. Er allein auch, dieser lebendige Gott, konnte aus der zerstäubenden Herrlichkeit einer untergehenden Heidenwelt ein Gefäß des neuen, unvergänglichen Lebens schaffen.

Den Namen einer Basilika oder königlichen Halle gab man in den blühendsten Zeiten des römischen Weltreiches jenen Gebäuden, welche bestimmt waren für die Pflege des

Rechtes und Gerichtes, so wie für den öffentlichen Verkehr des Volkes bei Verträgen, Käufen und Verkäufen. Solchen Gebäuden, zum Dienste und Nutzen der Welt, hatte auch die Kunst der alten Welt das Feierkleid all' ihrer Verschönerungen angelegt; sie waren ein Werk zur Ehre und Zierde der einzelnen Städte und Stadtheile, in deren Mitte sie sich erhoben.

Was aber hat sich an diesen Gebäuden zugetragen? Wie ist das geschehen, daß sie gleich wie über Nacht, in einer Spanne der Menschenzeit, darin der Knabe zum Manne reift, so durchaus andere geworden sind, als sie vorhin gewesen? Ein damals lebender Greis, welcher etwa in einer entfernten Provinz des Reiches bei dem Heere gedient hat, kehrt nach einer Abwesenheit von wenig Jahren zurück in seine weltbeherrschende Vaterstadt Rom. Er hat da, in den Basiliken, schon als Jüngling die kunstreichen Redner seines Volkes gehört, ist als Mann selber im Kreise der Berathenden gesessen; die Thüren stehen offen; er tritt hinein in eine dieser Hallen des vormals so lauten, öffentlichen Verkehres. Die Räume sind, nicht minder als sonst, von einer theilnehmenden Menge gefüllt. Aber wer sind die, welche dort in dem kleinen Halbkreise des Gebäudes, darin vormals die Richter saßen, das Wort führen? und wer sind die Versammelten in dem größeren Raume der länglich runden Halle, welche das Wort, das Jene sprechen, mit so ernstem, tiefen Schweigen vernehmen? Sind das nicht die ehehin so bedrängten, aus dem Schutze des öffentlichen Gesetzes, aus dem Verbande der geehrteren Bürger ausgestoßenen Christen? Wie ist denn ihre kleine Schaar nun auf einmal zu einer solchen Menge geworden, und wie durften sie es wagen, diese Hallen für sich einzunehmen, in deren Säulengänge sonst jeder etwa vorübergehende

Christ durch das geöffnete Thor nur mit Furcht und Entsetzen hineinblickte? Denn war es nicht hier, wo man über die mit Gewalt herbeigeschleppten Christen Strafen an Gut und Leben, Martern und Tod aussprach nach römischem Gesetze und nach dem Gebote der Herrscher? Und siehe, nun steht an der Stätte der richterlichen Sitze ein dem Glauben der Christen geweihter Altar; da sind Priester, welche dem Volke der Ihrigen, das vorhin nur Verdammung und Strafe aus dem Munde der Richter, Schmähungen von der feindseligen Menge vernahm, Gnade verkünden und Frieden. Da, wo sonst Verträge und Bündnisse geschlossen wurden zwischen dem einen Bürger des Volkes und dem anderen; Bündnisse und Handelsverträge, die oft bald wieder gereueten und wieder sich auflösten, weiß man jetzt nur von einem Bündnisse und einem Kaufvertrage, den das ganze Volk wie ein einziger Mann abschließt mit Dem, welcher es erkauft hat zum Eigenthum, erworben durch sein Blut. Ein Bündniß, das niemals gereut, ein Kauf, der immer im gleichem Werthe bleibt; denn wie das Obdach, darunter die Schaar dieser Erkauften sich versammelt auf seinen Säulen, diese auf ihrem steinernen Grunde ruhen, so noch vielmehr steht der Bund der Gemeinde fest auf dem Grunde einer Liebe, die niemals aufhört.

Hehre Denkmale dieses wundervollen Sieges des Christenglaubens blieben die zu Tempeln der Andacht gewordenen Basiliken auch dem nachlebenden Geschlechte; die Kirchen der Christen wurden Jahrhunderte lang in der Form der alten, römischen Königshallen erbaut. Die Völker des klassischen Alterthums haben mit Recht den Untergang des Tempels der Diana zu Ephesus beklagt; heute noch beweint Israel die Zerstörung seines heiligen Tempels. Auch die Christenheit hat die Vernichtung eines Tempelgebäudes zu

betrauern, welches, durch die Andacht von vierzehn Jahrhunderten geheiligt, als das älteste, erhaben schönste Erinnerungszeichen dastand an den Sieg des Kreuzes über das Heidenthum. Dieses war die Basilika von St. Paul zu Rom, welche, von Valentinian II. und von Theodosius, dem Helden des Christenglaubens, gegen Ende des vierten Jahrhunderts erbaut, bis nahe an unsere Zeit in uralter Herrlichkeit sich erhielt *). Noch leben viele Zeugen dieser Herrlichkeit in allen Ländern, darin man Christum bekennt, welche die Erinnerung daran treu in der Seele tragen. Das Menschenauge sieht sich freilich niemals satt und ein neuer Eindruck auf die Sinne löscht öfters den vorhergegangenen aus; der Eindruck aber, den die Basilika von St. Paul hinterließ, steht unverlöschbar fest.

Was ist es, das dem Gedankenbilde dieser altehrwürdigen Kirche, gleichwie dem über seiner Asche schwebenden Phönix, ein solches Fortleben über den Trümmern gibt? Hat doch Rom der prachtvollsten Kirchen so viele, warum kann man den Untergang dieser einen niemals vergessen? War es etwa der mächtige Raum, über welchen die fünf Schiffe der Basilika sich hinüberzogen, war es das kostbare Sparrwerk von ächtem, unverweslichem Cedernholze, waren es die vielbewunderten, ehernen Thüren, die Mosaiken, marmornen Bildwerke und Gemälde aus der Hand der großen Meister, welche dieser Urahnmutter der Kirchengebäude ihren unvergänglichen Reiz gaben? Beherrscht doch die um 12 Jahrhunderte jüngere Kirche von St. Peter im Vatikan einen doppelt so großen Raum und die Kunst hat an ihr, so wie in ihr, noch viel größere Thaten gethan, als vormals an der Basilika von St. Paul. Wer auch nur einmal in jener zur festlichen Zeit die Hymnen und Ton-

*) Sie wurde 1823 am 15. Juni ein Raub der Flammen.

weisen des Vatikans hörte, dem tönen sie Jahre lang im Ohre nach.

Es gibt aber einen anderen, Harmonieen vernehmenden und bewahrenden Sinn als das äußere Ohr, einen Sinn in unserem Inneren. Ein Pilger, dem dieser innere Sinn geöffnet war, trat hinein in die Säulengänge von St. Paul. Kein Ton der Orgel, kein Laut der Menschenstimme wurde gehört. Dennoch erwachten in dem Wanderer, während er still an den hin und wieder Betenden neben den Säulengängen dahinging, die Töne, die Worte eines Gesanges der Kirche, der von gleichem Alter ist, als die Basilika von St. Paul war: sein Inneres vernahm die Harmonieen des Ambrosianischen Lobgesanges.

Wir kennen die Sage von dem Ursprunge dieses hohen Liedes der Christenheit, welches voll ist von Kräften der Ewigkeit; eine Sage, deren Werth wenigstens ein hochpoetischer, wenn auch nicht unbestreitbar historischer ist. Als dort, im Dome zu Mailand, Ambrosius der heilige Bischof, dem Fürsten der Väter der Kirche, dem heiligen Augustinus die Weihe der Taufe gab, da gerieth der Geist aus Gott über beide, den Taufenden wie den Getauften. Und Ambrosius hub an den Gesang des „Herr Gott dich loben wir" und Augustinus gab den Posaunenton, in welchem das Chor der unsichtbaren, wie der sichtbaren Kirche die Erhebung des priesterlichen Geistes begleitet, den Laut der Worte: „Herr Gott wir danken dir." In solcher Weise, so berichtet die fromme Sage, ist das ganze Lied des Te Deum laudamus ein Wechselgesang der beiden gottgeheiligten Männer geworden und sein Name, als Ambrosianischer Lobgesang, deutet auf jenen Ursprung hin.

Die Basilika von St. Paul in Rom ist in ihrer majestätischen Einfalt durch die Weihe, die ihr die Andacht von vierzehn Jahrhunderten gegeben, ein Te Deum gewesen,

das die bildende Kunst für die inneren Sinne des geistig lebenden Menschen bereitet hatte. In dem Geiste der Andacht liegt eine fortzeugende Macht, welche die Anregung des Lebens von einer Menschenseele an die andere überträgt. Kann doch selbst der Leib des Menschen die ausströmende Kraft seiner Nerven dem in der Flasche verschlossenen Wasser mittheilen, so daß jene Kraft an den reizbaren Nerven eines anderen Menschenleibes sich fühlbar macht. Wie sollte nicht vielmehr der Geist des Menschen in ein Werk, das sein Gedanke sichtbar dahingestellt, die Kraft dieses Gedankens hineinlegen können, so daß der Geist auch anderer Menschen ihn erfaßte und der Grundton der einen Stimme in wunderbarer Weise den Chorgesang anderer Stimmen der Geister aufweckte, welcher von einem Geschlechte der Menschen zum anderen nie verstummte*)? Wie aber? hat denn die fortzeugende Kraft des Geistes der Andacht, welcher in den Hallen von St. Paul das Gemüth bewegte, zugleich mit dem vergoldeten Holzwerke der Cedern sein Vergehen in den Flammen gefunden?

Daß dieses nicht so sei, deß gibt ein Kunstwerk Zeugniß, welches als das gedankenherrlichste und schönste seiner Art in unserer Stadt (München) steht. Ein gekrönter Pilgrim, der in St. Paul's Basilika die Harmonieen und Gedanken des Te Deum vernahm, und im Herzen sie bewahrte, hat uns hier eine Basilika erbaut, in welcher die bildende Kunst mit der Andacht der Menschenseelen zugleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmt und in die werdenden Zeiten ihn forttönen läßt.

---

*) Von einer magischen Kraft, welche der Geist der vergötternden Andacht des Heidenthums in seine Palladien hineinlegte, zeugen die Schriften der Alten. M. v. meine Geschichte der Seele 4. Aufl. §. 65 (S. 727).

2. Erinnerungen an Dr. Johann Friedrich von Roth, gewesenen Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums und Staatsrath in München.

Gleich dem Regenbogen, welcher als ein Siegeszeichen des göttlichen Erbarmens über den richtenden Ernst der Erde und ihrer Bewohner, das Ende der verheerenden Fluth verkündete, stehen die ältesten Christenkirchen in der Form der Basiliken da, von denen das vorstehende Kapitel gehandelt hat. Sind sie es nicht, an denen wir vor Augen sehen die Erfüllung des Spruches: „betet ihn an alle Götter" (Ps. 97 V. 7), so wie der gleichlautenden Verheißung: daß „Ihn, den Erstgebornen, anbeten sollen alle Engel Gottes" (Hebr. 1, V. 6). Ja, die Herrlichkeit des Heidenthums: das Werk jener Engel, welche die Völker für Kunst und Wissenschaft erweckten und erzogen, ward hereingebracht in den Tempel des Herrn, als die Königshallen die Weihe der Christenkirche empfingen. Wen sollte der Anblick derselben nicht freuen, der nicht minder eine Lust des denkenden Geistes ist, als der leiblichen Augen. Scheint uns doch das Licht der Sonne der Gerechtigkeit, wenn es aufgeht über den Hügeln und Auen, welche der Fleiß des Menschen zu einem Garten Gottes geschaffen hat, nicht lieblicher noch als auf Edom's verödeten Felsen, und in welcher Tonweise vermöchte das Lied der Hirten herrlicher zu lauten, als in jener, welche die Chöre der Engel

und Morgensterne (Hiob 38, V. 7) ihrem Gott und Schöpfer sangen?

Bei der großen Wiederbringung am Tage der Auferstehung wird der Mensch in verklärter Weise Das ganz sein, was er im vollendeten Grundrisse seines jetzigen leiblichen Daseins war und was er zu werden begann durch den Geist. Der Werke keines, das er in Gottes Kraft gethan, wird ihm verloren sein, sie werden alle ihm folgen in die Ewigkeit. So wird auch dem ganzen Geschlechte des Menschen auf Erden in den Zeiten seines ihm schon hienieden verheißenen Gottesreiches das volle Erbtheil all' der Kräfte und ihrer Werke zufallen, deren Samen von obenher auf den Boden seiner Geschichte fielen und aus diesem hervorwuchsen zur Blüthe und Frucht. Nicht nur die Herrlichkeit der Kunst, sondern nicht minder die der Wissenschaft: die Herrlichkeit des Menschenwortes, soll hereingebracht werden in die Scheuern der gereiften Ernte, geweiht werden zum Dienste des Herrn.

Was in seiner weiteren Erfüllung an dem ganzen Geschlechte geschehen soll, das zeigt sich uns schon in vorlaufender Weise an einzelnen reichbegabten Menschen, welche aus dem Vorhofe des Wissens, für den Tempel der ewigen Weisheit erzogen, in diesen eingegangen sind. Im Gebiete des Geistigen stellen sie dasselbe dar, was die Basiliken: die Königshallen, durch ihre Weihe zu Christentempeln für die leiblichen Sinne geworden sind. Nicht nur gleich Hallen der Könige, sondern gleich den Königen selber erscheinen sie, welche die Güter, die sie in den Ländern und aus den Tiefen der Erde und ihrer vergangenen Zeiten gewonnen haben, hereintragen in die Stadt Gottes. Ich habe in meinem Leben einige solcher Basiliken der geistigen Art gesehen, eine aber von diesen steht mir in ihrer

hohen Vollendung wie die vorhin beschriebene aus Stein erbaute, zunächst vor Augen. Ich gebe ihr Bild in schwachem Umrisse, wie ich es von dieser gethan.

Der Mann, von welchem ich hier reden will, ist mir von Gott zu einem Freunde und Erzieher gegeben worden, desgleichen mir, außer meinem leiblichen Vater, kaum ein anderer Mensch auf Erden geworden ist. Ich habe deshalb immer, so lange ich mit ihm zusammenlebte, obgleich er nur wenige Monate älter war als ich, mit einem Gefühle zu ihm aufgesehen, wie ein erkenntlicher Sohn zu einem treumeinenden Vater. Sein Haus ist es gewesen, das ich in meiner Selbstbiographie Bd. III S. 744 als das stille Haus draußen vor dem Thore bezeichnete, darin ich oft Schatten und Schutz gefunden, und dessen Familiengeist ich in einem meiner ersten Briefe aus München (vom August 1827) näher beschrieben habe (S. 699, so wie 715). Es war der Geist einer Liebe, welche langmüthig ist und freundlich, weil sie nur das Gute will und das Beste hoffet; einer Liebe, welche nicht das Ihre suchet, nicht Muthwillen treibet, denn sie selber stehet unter ernster Zucht. Auf diesem Hause, auf all' seinen Gewohnheiten und Sitten ruhete eine altväterliche Würde, deren wahre Bedeutung und Sinn den meisten sogenannt Gebildeten unserer Tage eben so unverständlich waren, als ihnen Pindar's Gesänge in ihrer würdevollen Ursprache dieses sein mochten.

„Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz feste werde, welches geschieht durch Gnade" (Ebr. 9 V. 13). Diesen Spruch, so weit ich mich erinnere, habe ich oft aus dem Munde meines Freundes gehört, denn es war einer seiner Lieblingssprüche, dessen Inhalt man durch die That in

seinem ganzen Wandel ausgeprägt lesen konnte. Er wußte, was er wollte und sollte; ein sicheres Gesetz, zu thun das Rechte, war ihm in sein Herz gegeben und in seinen Sinn geschrieben; es war ihm ein treuer Ernst, von diesem Gesetze nicht zu weichen, weder zur Rechten noch zur Linken. Mochte dieser Sinn Vielen, welche nicht auf festem Grunde standen, als ein unbeugsam eiserner erscheinen; er hat sich immer als ein wohlbegründeter erwiesen; er ist, wenn Andere von dem Winde der Meinungen und Menschenfurcht nach allen Seiten hin abgelenkt wurden, auf dem geraden Wege zum rechten Ziele geblieben und hat dieses erreicht. Vielleicht vor allen anderen Menschen, welche ich näher kennen lernte, schien mir dieser dem Maaße der Vollkommenheit eines Mannes am nächsten zu kommen, welches in seiner schwerlich erreichbaren Höhe der Apostel beschreibt (Jac. 3 V. 2).

Steht nicht ein Berg oder Feld durch die Größe und das Gewicht seiner Masse so unverrückbar fest, während der vereinzelte Stein vom Wasser fortgeführt, das Sandkorn vom Winde verstäubt wird? In meinem Freunde war eine mächtige Masse des Wissens und der Erkenntniß vereint mit seltenen Kräften zum Thun und Handeln. In der Welt konnte er als ein Reicher an Geist dastehen. Vor jenem Auge, welches der Menschen verborgenes Inneres sieht und prüft, so wie vor dem Urtheile seines eigenen, aufrichtigen Gemüthes war er dieses nicht. Der Welt, welcher er sich nicht gleichstellen konnte, vor Allem aber den Hoffärtigen, Aufgeblähten gegenüber erschien er im Gewande des Selbstgefühles seiner ihm verliehenen, überlegenen Kraft, so wie seines ernsten, guten Willens wie ein Stolzer; die aber, welche sein Herz erkannten, so wie er das ihrige, am meisten die Blöden, die Schwachen, die

aller Nachsicht Bedürftigen, dieses bezeugt meine eigene Erfahrung, kannten ihn in seinem rechten, inneren „Hausanzuge" (Col. 3, 12) des herzlichen Erbarmens, der Demuth, Sanftmuth und Geduld. Darin ließ er sich als Gatte, als Vater, unter den nächsten Genossen seines Herzens und Hauses, so wie unter seinen vertrauteren Freunden sehen, denen er am meisten auch dadurch seine treue Liebe erwies, daß er ihnen ihre Verirrungen und Unarten in Wort und That nicht nachsah, sondern wie ein Wegkundiger den irre Gehenden wohlwollend sie darüber zurecht wies. Er, in dessen Hause man selten oder niemals Urtheile über Abwesende und solche, die draußen sind, hörte, hielt über sein eigenes Reden und Thun ein wachsam ernstes Urtheil, und suchte auch alle die befreundet Seinigen zu einem Maaße der Vollkommenheit zu fördern, welchem er selber nachstrebte. In einer Liebe, die sich niemals erbittern läßt und darum auch niemals erbittert, übte er das Werk der Besserung und Erziehung an seinen Freunden. Er hat dieses seinem Herrn gethan, vor dessen Angesicht er wandelte; Dieser wird es ihm lohnen!

Ich gebe hier nachstehend nur einige Züge aus der Geschichte des äußeren Lebens meines Freundes, dann aus der seines inneren Lebens nach seinem hochstrebenden Durchgange durch den Vorhof der Heiden und die Schule seiner Weisheit, zu der inneren Friedensstätte des Tempels. Die kleine meisterhafte Schrift, mit welcher sein Bruder, der Studienrath Dr. Carl Friedrich Roth, die jüngste Versammlung der deutschen Philologen in Stuttgart eröffnete, läßt uns in Joh. Fr. v. Roth den in der Schule des großen Alterthums klassisch gebildeten Meister des Wissens erkennen: eine geistige Basilika in ihrer ganzen Herrlichkeit; einige weitere Züge mögen diesen Meister der Gelehrsam-

keit als einen gelehrigen Jünger in der Zucht der Gnade und des Christenglaubens vor Augen stellen.

Carl Johann Friedrich v. Roth war geboren zu Vaihingen an der Ens, wo sein Vater damals als Präceptor an der lateinischen Schule lebte. „Ein Jeglicher, der da kämpfet", so sagt der Apostel bei seinem Vergleiche der Kämpfe des Geistes mit denen der Wettläufer in den Schranken, „enthält sich alles Dinges, jene zwar, daß sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche." Dieses Enthalten von Allem, was den Sieg des Geistes über das Fleisch erschwert und verhindert, wird den Kämpfern um den unvergänglichen Siegespreis öfters schon von früher Jugend an durch ihre äußere Lebensführung erleichtert. In dem Elternhause Fr. v. Roth's herrschte jene leibliche Armuth, die, in ihrem Gott vergnügt, eine Erzieherin werden kann für die geistige Armuth, welche der Mund der Wahrheit als eine selige preist. Das spärliche Brod, welches die Lehrerstelle in Vaihingen eintrug, so wie das sehr mäßige Einkommen der Lehrerstelle am Gymnasium zu Stuttgart, an welche der Vater befördert ward, theilten mit dem zuerst geborenen Sohne Friedrich bald nachher noch sechs Geschwister und mehrere hülfsbedürftige Verwandtinnen beider Eltern. Diese aber konnten am Schlusse jedes einzelnen Jahres, so wie des Lebens selber auf die Frage: „habt ihr auch jemals Mangel gelitten?" immer nur freudig antworten: niemals keinen. Dem kindlich gläubigen Gemüthe des seltenen Elternpaares war die äußere Dürftigkeit keine niederdrückende Bürde, sondern eine fortwährende Uebung jener Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt; wie dem Vater ein reiches Maaß der Geschicklichkeit und Treue für seinen Beruf als Lehrer, so war der Mutter ein gleiches zu dem

Werke eines klüglich geordneten Haushaltes und der Vorsorge für die Ihrigen verliehen. Bei der Erziehung ihrer Kinder gedachten beide des Wahlspruches: daß die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang und alles Wohlergehens Grundlage sei; die Arbeit des Tages ward in diesem Hause mit Gebet begonnen und mit Gebet geendet; die Welt der Erkenntnisse, in welche man die Seelen der Kinder zunächst einführte, das war jene reiche, große, die uns das Wort der Offenbarung aufschließt.

Mit der Wachsamkeit über die augenfälligen Sitten seiner Kinder verband der ernste Vater eine andere: das war die Wachsamkeit über das gesprochene Wort derselben. Er pflegte darauf zu halten, daß Alles, was man sprach, nicht nur, und zwar dieses vor Allem, der Wahrheit gemäß, sondern auch recht gesagt würde, und ein unnützes kindisches Geschwätz wagte es kaum, in seiner Gegenwart laut zu werden.

Neben diesem unmittelbaren persönlichen Einflusse lag dem ehrenwerthen Vater die Anwendung noch eines anderen kräftigen Hilfsmittels nahe, durch welches in der empfänglichen Jugend die Gabe der Rede geweckt, in dem reiferen Alter aber gestärkt und genährt wird. Jene Gabe, die allein den Menschen vom Thiere und nach ihrem höheren oder niederen Maaße den geistig vollendeteren Mann von der unreifen Menge unterscheidet. Ein solches Hilfsmittel ist der unausgesetzte Verkehr und Umgang mit den vollendetsten Mustern der Rede, die uns in den schriftlichen Denkmalen der geistigen Heroen unseres Geschlechtes jederzeit zugänglich sind. Fr. v. Roth hatte die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift als dem ersten und besten aller Bücher und die Liebe zu den Werken des klassischen Alterthums bereits als ein Erbgut aus dem väterlichen Hause

mit sich genommen und obgleich der erstere, köstlichste Theil dieses Erbgutes für einige Zeit in seinem Inneren tief verborgen und wie vergraben lag, während der andere schon zu einem Vermögen von augenfälligem Glanze und Umfange sich gesteigert hatte, ist der gereiftere Mann dennoch bald zum vollen Besitze und kräftigen Gebrauche jener beiden größten Gaben des Menschengeistes gelangt. Bei den alten Meistern des klassischen Alterthums erlernt man die Kunst, in rechter und würdiger Weise mit den Menschen zu sprechen; die heilige Schrift, deren Offenbarungen älter sind als alle Werke der Menschen, lehrt uns, in kindlichem Vertrauen und starker Kraft des Glaubens mit Gott zu reden. Diese beiden Bildungsmittel für den rechten Gebrauch des Wortes waren dem seltenen Manne schon frühe nahe gelegt worden und sie haben sich an ihm, im späteren Verlaufe des Lebens, in voller Kraft erwiesen.

Schon in seinem achtzehnten Jahre entließ man den reichbegabten Jüngling von dem Gymnasium zu Stuttgart mit ehrender Anerkennung an die Universität Tübingen. Sein aufstrebender Geist ward hier an einen Scheideweg geführt, dessen Gefahren, die zur Linken lagen, er in ihrer ganzen Größe in's Auge fassen, in ihrer ganzen Tiefe kennen lernen sollte, damit „sein Herz feste", sein Urtheil sicher werde für die Kämpfe und entscheidenden Thaten seines späteren Lebens. Neben den Sprachen und Schriften des klassischen Alterthums hatte er auch der französischen Sprache und den gepriesensten Werken ihrer Schriftsteller mit besonderer Neigung sich zugewendet. Er hatte die Werke von Montesquieu mit hoher Achtung, zugleich aber auch die von Voltaire mit Bewunderung, vor allen aber die von Rousseau mit jugendlich begeisterter Hingebung gelesen. Der Geist der französischen Revolution mit seinen

anfangs besser scheinenden, bald aber in verderbliche Gährung gerathenen Elementen hatte damals nicht nur die von dem Neuen entzündliche Jugend, sondern selbst Männer von gereifterer Erfahrung ergriffen. Fr. Roth erfuhr die ansteckende Kraft der geistigen, über die Völker von Europa ergehende Seuche in einem, seiner großen Empfänglichkeit entsprechenden Maaße. „Die Bilder politischer Versunkenheit, die er bei Tacitus gefunden, verwuchsen in seiner Phantasie mit den Vorstellungen von einer unabwendbar gewordenen Umkehr der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung*), welche ihm angebahnt schienen durch die geistigen Väter der französischen Revolution.“ Tief bekümmert sah der treue, ernste Vater seinen Sohn in der Gefahr, dem festen göttlichen Grunde des inneren wie äußeren Friedens entrissen zu werden; aber ein goldener Faden der Liebe zur Wahrheit und einer unablässig ihm nachgehenden Zucht von oben konnte durch das irrende Streben nur gedehnt, nicht zerrissen werden. Die Belehrung auch des beredtesten Menschenmundes hätte den in seinem Selbstgefühle starken Geist des Jünglinges nicht hindern können, den Weg der Gefahren zur Linken zu betreten, dieses mußte durch die Thaten einer ihn rettenden Macht, in den Führungen seines Lebens geschehen.

Einer der besten akademischen Lehrer der damaligen Zeit, der Professor der Rechte Malblank in Tübingen, erkannte die seltenen Gaben und den sittlichen Ernst des Jünglinges; er gewann diesen so lieb, daß er mit väterlicher Milde seiner äußeren Dürftigkeit zu Hilfe kam und durch weisen Rath seine Studien leitete. Im Mai des Jahres 1801 erhielt Fr. Roth den Doktorgrad. Er hatte

*) Dr. Carl Friedrich Roth in den vorhin erwähnten Erinnerungen an seinen Bruder S. 4.

der Rechtswissenschaft und mit dieser zugleich in besonderer Liebe dem Studium der Geschichte sich gewidmet.

Jeder, der den zweiundzwanzigjährigen Jüngling näher kannte, und er selber vielleicht nicht am wenigsten, hielt ein öffentliches Lehramt, und zwar zunächst jenes der Geschichte, für seinen bestimmten Beruf. Freilich lag ihm dieses Ziel noch nicht ganz nahe, aber es schien für sein reiferes Alter ein sicher erreichbares. Doch es sind andere Gedanken, als die der Menschen, es ist ein anderer Rath als der ihrige, welcher ihre Schicksale leitet und sie führt, wohin Er will, nicht, wohin sie wollen. Sein väterlicher Freund, Professor Malblank, war von dem großen Rathe der damaligen freien Reichsstadt Nürnberg aufgefordert worden, für die daselbst erledigte Stelle eines bürgerlichen Consulenten einen tauglichen Mann in Vorschlag zu bringen. Es kam diese Aufforderung gerade in den Tagen, in welchen Fr. Roth zum Doktor der Rechte promovirt worden war. Derselbe hatte bei dieser Gelegenheit eine solche Fülle von Kenntnissen, eine solche Klarheit und Sicherheit im Ausdrucke und Urtheile kund gegeben, daß Malblank keinen Augenblick darüber in Ungewißheit blieb, daß der Ruf nach Nürnberg seinem jungen Freunde gelte*). Auch dieser ergab seinen Willen in den Rath des väterlich gesinnten Mannes, der ihn als einen, zwar den Jahren nach jungen, der geistigen Reife und Tüchtigkeit nach aber vollkommen geeigneten Rechtskundigen seinen Freunden in Nürnberg mit Zuversicht und Wärme empfahl.

*) Die Abhandlung de re Romanorum municipali, welche Roth bei seiner Promation veröffentlichte, wurde von Männern, wie Heeren, Johann von Müller, Eichstedt mit anerkennendem Beifalle aufgenommen.

Malblank's Urtheil war von entscheidendem Einflusse auf die Vereinigung der vorhin getheilten Stimmen des großen Rathes; Fr. v. Roth erhielt den Ruf nach Nürnberg und folgte diesem. Nicht das Amt selber, dessen Geschäftskreis durch die althergebrachten, reichsstädtischen Formeln in zwar beschwerlicher, zugleich aber leicht begreiflicher Weise verzeichnet war, sondern die Zeit, in welcher er dasselbe antrat, war von solcher Art, daß nur ein Mann von seiner Kraft und vielseitigen Geschicklichkeit der Aufgabe gewachsen sein konnte. Seine Anstellung als Rechtskonsulent fiel in die schweren Jahre, welche der Bayerischen Besitznahme der alten Reichsstadt vorangingen. Diese, in ihren inneren Hilfsmitteln mehr denn jemals erschöpft, war den beständigen Anforderungen der deutschen und französischen Heere fast unterlegen und kämpfte jetzt nur noch mit höchster Anstrengung aller ihrer Kräfte um den letzten Schein ihrer Selbstständigkeit. Zunächst galten die Dienste des jugendlichen Consulenten der Wiederherstellung der zerrütteten Gemeindeordnung und der vielfach gefährdeten Rechte der Bürgerschaft, deren Vertreter er sein sollte. In kurzer Zeit hatte er sich das Vertrauen derselben durch seinen Eifer und seine unerschütterliche Rechtlichkeit in einem sehr hohen Maaße erworben. Schon im zweiten Jahre nach seiner Anstellung gab sich ihm das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger in einer sehr ehrenden Weise zu erkennen. Man hatte es für nothwendig erachtet, einen Abgeordneten nach Paris zu senden, um die schon damals für das Schicksal von ganz Deutschland so hoch bedeutende französische Macht zu Gunsten der alten Rechte der freien Reichsstadt zu stimmen. Ungeachtet seiner dringenden Gegenvorstellungen wurde Fr. Roth für diesen schwierigen Posten bestimmt. Länger als ein Jahr

blieb er in Paris, das ihm eine Hochschule der Weltkenntniß nach größtem Maßstabe wurde und zugleich eine Gelegenheit darbot, durch Erfahrung und eigenen Augenschein Das zu prüfen und zu berichtigen, worin sein Urtheil unsicher oder im Irrthum gewesen. Seine Unterhandlungen mit dem französischen Gouvernement waren von unerwartet günstigem Erfolge. Denn was vielleicht in den Augen der diplomatischen Geschäftsmänner der großen Nation der Sache selber an innerer Bedeutung und Gewicht abgehen mochte, das ersetzte der junge Abgeordnete durch den Ernst, womit er seine Angelegenheit betrieb und durch das Gewicht seiner im rechten Maaße gehaltenen Worte. Zugleich mit jenen Begünstigungen, welche man ihm gewährte, hatte er sich die Achtung der einflußreichen Männer erworben, mit denen ihn sein Geschäft in nähere Berührung brachte.

In mehreren Belobungsschreiben hatten die städtischen Behörden von Nürnberg ihrem Abgeordneten die dankbare Anerkennung seiner Verdienste um ihre Stadt ausgesprochen; einen weiteren Beweis ihres Vertrauens gaben sie ihm durch seine Sendung an die Höfe von Berlin und Wien, mit denen er in ähnliche Unterhandlungen zu Gunsten der reichsstädtischen Selbstständigkeit treten sollte, als mit der französischen Regierung. In jenen beiden deutschen Hauptstädten schloß er Verbindungen mit verwandten Geistern, davon die Folgen für ihn dauernder waren, als die seiner, wenn auch wohlgelungenen diplomatischen Unterhandlungen. Denn in demselben Jahre (1806), in welchem er von Wien zurückkehrte, wurde dem peinlich unhaltbaren Bestande der reichsstädtischen Verfassung durch die bayerische Besitznahme ein Ende gemacht.

Die neue Regierung bedurfte gerade hierbei solcher

Männer am meisten, die, mit den früheren Verhältnissen wohlbekannt, dennoch vorurtheilsfrei die Nothwendigkeit einer Verbesserung derselben erkannten, und welche, von dem vollen Vertrauen ihrer Mitbürger begünstigt, kräftig und gewandt genug waren, die alte Ordnung der Dinge, so wie die Zeit es forderte, zu gestalten. Diese Gaben fanden sich in Roth vereint. Er wurde nicht nur in seiner Wirksamkeit als Assessor der Rentkammer bestätigt, sondern erhielt auch bald hernach die Stelle eines Finanzrathes des Pegnitzkreises. Seine alte, treue Gesinnung für das Wohl der Stadt, die ihn schon als Jüngling in ihre Mitte gerufen, war auch in seiner neuen Stellung unverändert dieselbe geblieben; so weit seine Kräfte reichten, suchte er das wesentlich Gute und Löbliche in der Sitte und in dem Rechte des früheren Zustandes zu schützen und zu erhalten und den nothwendigen Verbesserungen in möglichst schonender Weise Eingang zu verschaffen.

Aus der Stadt selber, deren Bestes ihm so innig am Herzen lag, sollte ihm ein Lohn kommen, den keine andere Stadt der Erde ihm zu gewähren vermocht hätte. In Nürnberg war ein Haus, das jeder Einheimische, jeder Fremde, der seinem Kreise sich genaht hatte, mit Achtung und Liebe nannte: das Haus des Marktvorstehers und nachmaligen Landtagsdeputirten Paul Wolfgang Merkel. Seit länger als einem Jahrhunderte hatte sich in der Familie dieses ehrenhaften Mannes die Furcht Gottes und der Ruhm eines unbefleckten Namens, zugleich mit dem redlich erworbenen äußeren Wohlstande, von Geschlecht auf Geschlecht fortgeerbt. Es herrschte da die edelste Einfachheit der deutschen bürgerlichen Sitte; nicht durch augenfälligen Glanz, nicht durch eitles Prunken mit der mehr als gewöhnlichen Bildung, sondern durch That und Kraft

gab sich der äußere wie innere Reichthum aller Glieder der glücklichen Familie kund. In dem gastlichen Hause des Marktvorstehers Merkel fanden sich öfters am Abende die geistreichsten und edelsten Männer der Stadt zusammen; jeder Fremde, der für diesen Kreis sich eignete, war dem Hausvater willkommen. Roth, welchen sein amtlicher Beruf in nähere Beziehung zu Merkel, dem einsichtsvollen Vorsteher des Handelsstandes, setzte, fühlte zu diesem Manne und all' den Seinen eine nähere innere Verwandtschaft, als er seit dem Abschiede aus dem Elternhause zu irgend einer Familie empfunden. Diese innere Verwandtschaft ward nach einigen Jahren (1809) zu einer äußeren; er fand in der ältesten Tochter seines väterlichen Freundes eine verborgene Perle, deren voller Werth nur Dem bekannt war, welcher diese Seele von früher Kindheit an zu einem Gefäße Seiner Gnade geweiht hatte. Sie legte ihre Hand in die seine und nur selten sind zwei Menschenseelen in ihrem Willen so eins gewesen, als dieser Mann von kräftig strebendem und dieses Weib von sanftem, stillem Geiste. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diesen Bund am Altar als den Wendepunkt in dem inneren Leben meines Freundes bezeichne, der nach seinem Maaße mit jenem großen völkergeschichtlichen vergleichbar war, bei welchem die Macht und die Herrlichkeit des Heidenthums vor der stillen, geistigen Gewalt des Christenglaubens sich beugte und der prachtvolle Bau der Augusteischen Königshallen die Weihe der Christentempel empfing. Der Geist des seltenen Mannes war durch das, was er in den Lebensführungen der letztvergangenen Jahre erfahren und gelernt hatte, für die volle Würdigung der ewigen Gotteswahrheit des Christenthums wiedergewonnen, sein Herz in dem Wandel nach göttlicher und menschlicher Ordnung

fest geworden; die Lebensgefährtin aber, welche Gott ihm zugesellte, brachte ihm als köstlichste der Mitgaben die innere Seligkeit eines kindlichen, in Liebe lebenden Glaubens in sein Gemüth wie in sein Haus.

Ein Jahr nach dieser glücklichen Verbindung wurde Roth zu der Stelle eines Oberfinanzrathes nach München berufen. Er hatte in Nürnberg Vieles verlassen, das ihm theuer war, nicht minder Vieles fand er in München wieder. F. H. Jacobi, damals Präsident der Akademie der Wissenschaften, kam ihm mit väterlicher Liebe entgegen; das geistige Band der gleichartigen Gesinnung und bald auch das Zusammenwohnen unter gemeinsamen Dache bildete aus beiden Familien nur eine. In dem milden Ernste der gereiften Weisheit, welche in dem väterlichen Freunde wohnte, lag eine Kraft, deren wohlthuenden Einfluß Roth bis an's Ende seines Lebens dankbar erkannte. Unter den anderen damals in München wohnenden ausgezeichneten Männern traten mit ihm zunächst Niethammer, Westenrieder, Breyer, Thiersch in geistigen Verkehr und freundschaftliche Verhältnisse.

Außer diesem anregenden Umgange mit den Lebenden blieb jener mit den niemals sterbenden Meistern des klassischen Alterthums für unseren Roth eine Würze und Erfrischung seiner Amtsthätigkeit, deren Aufgaben er mit unermüdlichem Eifer, mit Gründlichkeit und in solcher Vollständigkeit erfüllte, daß er sich dadurch die besondere Beachtung der obersten Behörden erwarb. Denn es war ein Grundsatz seines Lebens: alles Das, was er that, recht zu thun. Von seiner fortwährenden Beschäftigung mit den klassischen Studien und mit der Geschichte gaben außer der Schrift de bello borussico, deren vollendete Latinität die Bewunderung aller Freunde und Kenner des Alter-

thums erregt, jene akademischen Reden ein Zeugniß, von deren etlichen ich nachher noch reden werde*). Auch das, was er zu seiner Zeit bei dem Finanzwesen geleistet, liegt nicht ganz als todter Buchstabe in den Akten vergraben, sondern hat zum Theile seine noch fortwährenden Früchte für das Leben getragen. Vor allen anderen jedoch haben wir hier eines Werkes seiner treuen Hand zu gedenken, das er mit ganz besonderer Hingebung und Liebe arbeitete. Es ist dieses jener Kern der Lutherischen Schriften, den er im Jahre 1816 bei Gelegenheit des Jubiläums der Reformation unter dem Titel: „die Weisheit Dr. Martin Luther's" herausgab**). In den anderen Arbeiten gab er sich als ausgezeichneten Gelehrten und Geschäftsmann, in diesem als kräftiger Zeuge für den göttlich beglaubigten Geist und die Wahrheit der Kirche kund, welcher er von ganzem Herzen und aus allen Kräften angehörte.

Eine neue Trennung, schmerzlich wie die zweimalige aus seinem Vaterhause, ward ihm durch Jacobi's unerwartet schnellen Tod im Jahre 1819 auferlegt. Doch der Umgang mit diesem ihm unvergeßlich theuren, väterlichen Freunde war durch das leibliche Hinwegscheiden desselben nicht abgebrochen; er war zu einem lebendigeren geistigen geworden bei dem Geschäfte der Herausgabe der drei

*) Sie sind auf Kosten des Verfassers gedruckt und zum Besten des Pfarrwaisenhauses in Windsbach im Buchhandel verbreitet. „Uebrigens", so sagt von ihm sein Bruder (a. a. O. S. 16), „für den Druck zu arbeiten verlangte ihn selten. Ein schon in den dreißiger Jahren vollständig ausgearbeitetes Manuskript: die Geschichte der Deutschen, von der Völkerwanderung bis auf Karl d. G., hat er zu vernichten befohlen."

**) Sein Name, als Verfasser, ist nicht genannt. Niethammer hat das Werk durch eine Vorrede eingeführt.

letzten Bände von F. H. Jacobi's Werken und der beiden Bände von dessen auserlesenem Briefwechsel, welche Roth besorgte. Dieser wendete bald nachher seine ganze Kraft und seine Zeit von Neuem der Würdigung eines Helden der protestantischen Kirche zu, eines Kämpfers für Wahrheit und Glauben, durch die Sammlung und Herausgabe von J. G. Hamann's Schriften in 7 Bänden*). Der große, fast vergessene Magus des Nordens, diese „Stimme eines Predigers in der Wüste", trat durch jene verdienstliche Arbeit hervor an das deutsche Volk und wird für, so wie gegen dasselbe zeugen bis zum Ende seiner Geschichte.

Was sein eigentlicher Beruf sei? Das hatte Roth auch hier wieder, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten, gezeigt. Aber alle solche Hindeutungen auf Das, was er für seine Zeit noch sein und werden sollte, wären kaum von einem Anderen bemerkt und verstanden worden, wenn nicht einer der hochbegabtesten Genossen dieser Zeit, dessen Auge für das geistig Große und wahrhaft Tüchtige in der Menschennatur eben so geöffnet ist, wie für das klassisch Schöne und Vollendete in der Kunst: der geistvolle König Ludwig sie erkannt hätte. Mit einer, diesem Herrscher eigenthümlichen Entschlossenheit zog er Roth, der ihm schon längst persönlich werth war, hervor zu der Stelle, für welche dieser unter allen Männern des Landes am besten geeignet war: er ernannte ihn zum Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern**). Fast allgemein war das

*) Das Honorar für die Herausgabe der Werke von Jacobi wie von Hamann war für die hinterlassenen Wittwen und Waisen der protestantischen Pfarrer bestimmt.

**) Am 13. März 1828 (so erzählt sein Bruder a. a. O. S. 10) in die Residenz berufen, durfte er aus des Königs eigenem Munde seine Ernennung zum Präsidenten vernehmen und der

Staunen über diese unvorhergesehene Wahl; man hätte noch eher erwartet, Roth zu der Geschäftsführung eines Ministeriums vorgerückt zu sehen, als berufen zu der obersten Leitung seiner Kirche in Bayern. König Ludwig wußte, was er that; alle geistig gesunde Glieder der protestantischen Kirche des In- und Auslandes freuten sich; er, der glücklich Gewählte, sah jetzt auf einmal das Räthsel seiner bisherigen Lebensführungen gelöst; das vieljährige Ahnden seiner eigentlichen Bestimmung zur Wirklichkeit werden.

Sieben und zwanzig Jahre waren ihm seit einem Frühlingsmorgen vergangen, an welchem er, kurz nach seiner Doktorpromotion in Tübingen, erwägend den damals eben an ihn ergangenen Ruf nach Nürnberg, zur inneren Gewißheit gekommen war, daß er ihm folgen solle. Es war dieser Entschluß für ihn kein leicht zu fassender, denn er sollte nicht nur ausgehen von seiner Freundschaft und seiner Heimath in ein fremdes Land, sondern auch zu einer seiner bisherigen wissenschaftlichen Richtung scheinbar fern liegenden Amtsthätigkeit; sollte alle Aussichten verlassen auf eine Stellung, für welche er durch Gaben und Kenntnisse bestimmt schien. Wenn aber auch nur noch dunkel, erkannte er dennoch in dem Wege, der ihm so ungesucht und unerwartet gewiesen war, eine ihm nothwendige Lebensführung zu einem Ziele, das ihm selber jetzt mehr denn jemals im Dunklen lag. Und so war damals, wie wir oben sahen, der Jüngling dem Rufe nach Nürn-

---

König selbst ermahnte ihn, sein Amt ohne irgend anderweitige Rücksicht nur nach bestem Wissen und Gewissen zu führen. „Was hälfe es dem Menschen,“ erwiderte er, „wenn er die ganze Welt gewänne“ — der König unterbrach ihn und fügte hinzu: „und nähme doch Schaden an seiner Seele.“

berg (nach Bayern) gefolgt. — Jetzt war es Sommer; die Reife der Früchte, wie die Reife des Lebens, war gekommen, der verborgene Rathschluß seines Gottes war an ihm herrlich in Erfüllung gegangen, mit voller Klarheit erkannte er es jetzt, wie alle Mühen und Erfahrungen seines bisherigen Lebens eine ihm nothwendige Schule und Vorbereitung zur Lösung der höchsten, eigentlichen Aufgabe seines Lebens gewesen seien.

Der einzige unter den Mitgliedern des damaligen Oberkonsistoriums, welcher Roth überlebte, der würdige, weltliche Oberkonsistorialrath von Grupen, hat noch in seinem späten Greisenalter jenen tiefen Eindruck in frischer Erinnerung behalten, den die Anrede auf ihn machte, womit der neue Präsident seine erste Sitzung eröffnete. In ihr sprach sich eine ernste Würdigung des Berufes, der ihnen allen anvertraut war, und eine Freudigkeit für denselben aus, wodurch die Gesinnung und die Weise der künftigen Amtsführung des Redners sich auf's Kräftigste kund gaben.

Der Lehrerstand der protestantischen Kirche in Deutschland in der Mehrzahl seiner zum Amte des Wortes berufenen Glieder erschien um jene Zeit wie ein Baum, der von Schmarotzergewächsen ausgesogen, an seiner Rinde von Moos bedeckt, hin und wieder mit verdorrten Aesten in Gefahr des Absterbens steht. Bayern machte von diesem allgemeinen Verfalle keine Ausnahme. Dem Geschäfte eines Gärtners, welcher die Gefahr des Absterbens seiner Bäume abwehrt durch Entfernung dessen, was das Gedeihen und Wachsen hindert, und durch Hinzuführen nährender Elemente im Boden glich zunächst das Geschäft, zu welchem der Präsident von Roth bei dem Antritte seines Amtes sich berufen fand. Nicht nur hatte ein vernünftelndes Spiel

mit den Worten der kirchlichen Lehrbegriffe, Rationalismus genannt, auf den meisten Kanzeln und Lehrstühlen das fruchtbare Bekenntniß des Christenglaubens, die Verkündigung des Evangeliums verdrängt, sondern die Lästerung des Heiligsten hatte ihr freches Haupt hin und wieder in Schriften und Reden sogenannter Geistlichen selbst neben dem Altar des Herrn erhoben. Diesem Unwesen mußte gesteuert, das offenkundig Schädliche mußte entfernt oder möglichst unschädlich gemacht, das Hervortreten der hemmenden Elemente verhindert werden. Der Präsident führte diese schwierige Aufgabe mit eben so viel Energie als Ruhe und Beharrlichkeit durch, und sein König, der auch bei seinen protestantischen Unterthanen das treue Feststehen auf ihrem evangelischen Bekenntnisse dem Unglauben gegenüber ernstlich zu schützen und erhalten suchte, war, ohne auf die Einreden der Schreier zu achten, auf seiner Seite. Unter den vielen erstorbenen Zweigen am Baume der Kirche gab es auch in unserem Lande noch mehrere kräftig gesunde. An der Universität Erlangen hatte vor Allen ein treuer Zeuge der Wahrheit, der reformirte Prediger und Professor der Theologie: Krafft, den Samen der christlichen Erkenntniß und lebendigen Ueberzeugung in viele junge Seelen ausgestreut, der noch jetzt seine Früchte trägt; unter den Predigern waren es namentlich Brand und das edle Brüderpaar: Heinrich und August Bomhard, welche im jugendlichen Feuer der „ersten Liebe" ihre Stimme gegen den Unglauben und für die ewige Wahrheit erhoben. Alle solche positive Elemente, wo sie sich noch fanden, suchte Roth nach Kräften zu schützen und zu ermuthigen; die Heranbildung junger, gläubiger Theologen dadurch zu fördern, daß er, so weit sein Einfluß reichte, die Besetzung der theologischen Lehrstellen an der protestantischen Landes-

universität Erlangen durch würdige Gottesgelehrte möglich machte. Durch die Einrichtung eines Ephorates, unter dessen Leitung die Studien und die Angelegenheiten der jungen Theologen gestellt wurden, so wie später durch die Ernennung von Repetenten, welche dem Privatfleiße derselben zu Hilfe kamen, wirkte der thätige Vorstand des Oberkonsistoriums nach dem gleichen Zwecke hin. Als ein wohlthätiges Förderungsmittel der vielseitigen und zunächst praktischen Ausbildung der Kandidaten hat sich auch an allen, welche es recht zu benutzen wußten, das Predigerseminar erwiesen, welches auf Roth's Veranlassung in München errichtet wurde. Der Eintritt in dasselbe war eine Auszeichnung für jene Jünglinge, welche sich in der Prüfung der Kandidaten nach vollendeten Universitätsstudien als besonders würdig gezeigt hatten. Nicht aber der heranwachsenden Jugend allein wendete unser Präsident seine sorgfältige Beachtung zu, sondern auch bei der Beförderung der älteren Mitglieder des Predigerstandes suchte er an alle jene höheren Stellen, welche durch ihren kirchlichen Einfluß von besonderer Wichtigkeit sein konnten, Männer von Tüchtigkeit und ernster Gesinnung zu befördern. Bald wurde durch ihn in die ganze Leitung der kirchlichen Angelegenheiten ein ruhiger, fester Gang und eine entschiedene Konsequenz hineingebracht, welche auch dem „despotischen Einflusse einzelner Schreier, der schweigenden Menge gegenüber" Ruhe gebot.

Dem Amte des Wortes, vor Allem an heiliger Stätte, hatte Roth seine ganze pflegende und sorgende Aufsicht zugewendet. Und hier war es, wo seine Ausbildung für den vollendetsten, veredeltsten Gebrauch des Menschenwortes in der Schule des klassischen Alterthums ihm in ganz besonderer Weise zu Hilfe kam. Als das menschlich nächst-

ilegende Erweckungs- und Bekräftigungsmittel des Menschengeistes, welcher für das Wort geschaffen und gemacht ist zu dem Gebrauche der rechten und würdigen Rede, erschien ihm unter und neben der Leitung des göttlichen Wortes das Studium der Sprachen und Werke des klassischen Alterthums. Namentlich in seiner Stellung als Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften hat er diese Ansicht in mehreren seiner Reden sehr klar und entschieden ausgesprochen. So in der vom Oktober 1823, darin er von der fortdauernden Abhängigkeit unserer Bildung von der klassischen Gelehrsamkeit handelt *). Er hatte es damals vornämlich mit drei Arten von Gegnern der klassischen Schulbildung zu thun: einmal mit jenen Neuerern im Unterricht, welchen die Jugend durch das Erlernen der alten Sprachen übermäßig angestrengt und dabei ein Erwerben nützlicher Kenntnisse versäumt schien, zweitens mit solchen ängstlich beschränkten Bekennern des Christenthums, welche immer Schaden für dieses von früher Bekanntschaft mit dem unchristlichen Alterthum fürchteten, endlich mit jenen angeblich Konservativen, welche besorgten, daß Abneigung gegen das Bestehende aus der Bewunderung der alten Freistaaten sich entwickeln könne.

„Gegen alle diese und ähnliche Verdächtigungen der klassischen Gelehrsamkeit" (so spricht er), „steht die Erfahrung von drei Jahrhunderten. Sie zeigt die nach der alten Weise Unterrichteten weder dadurch abgestumpft noch als von Sachkenntnissen leer und dafür unempfänglicher. Ferner zählt sie unter den Vertrautesten mit dem klassischen Alterthum viele der wärmsten Bekenner des Christen-

*) M. v. die Sammlung der akademischen Vorträge des Präs. v. Roth (Erlangen bei Heyder u. Zimmer 1851) S. 101 u. f.

thums, keinen Feind desselben auf. Und eben so weist sie nach, daß überall, wo Neuerungssucht aufkam, ganz andere Ursachen, als Vorliebe für Athen und Rom, sie erzeugt und aufgerührt habe, und daß selbst die Berufung auf das klassische Alterthum, womit sie zuweilen sich schmückte, nie aus den Quellen, deren Lauterkeit es gar nicht zuließ, sondern aus den trüben Zubereitungen neuerer Verarbeiter geschöpft war."

Im weiteren Verlaufe der Betrachtung seines bedeutungsvollen Gegenstandes zeigt der Redner, daß die Alten unser Muster bleiben müssen, zum Theil gerade darum, weil sie, mancher Vortheile („des Wissens"), deren wir genießen, entbehrend, auf anderen, meist schwierigeren Wegen gegangen sind, was nicht nur bewundernswerth, sondern höchst lehrreich ist. — — Dazu kommt, daß eben jener kleinere Kreis, eben jene Beschränkheit der Mittel, bei großer Einfachheit aller Verhältnisse, theils die Zerstreuungen und die anderen Uebel, welche der Ueberfluß gebiert, von ihnen abgehalten, theils sie zur Entwickelung und Anwendung der höchsten Kraft aufgefordert und damit eine unter anderen Umständen höchst seltene Gediegenheit befördert haben."

„Noch höheren Werth für unsere Bildung, als ihre wissenschaftliche Trefflichkeit hat die Gesinnung, die uns fast aus allen Werken der besten Zeit entgegenkommt. — — Nicht als fehlte es uns hierin an eigenen Mitteln, vielmehr sind wir daran durch das Christenthum viel reicher als die Alten. Allein, wenn selbst der wahre Glaube zu einer solchen Herrschaft nie hat gelangen können, daß er andere Antriebe zum Guten unentbehrlich gemacht hätte; so ist leicht einzusehen, wie viel wir von denjenigen empfangen können, welche, umleuchtet von der geistlichen Offenbarung, das Licht der Natur um so schärfer gefaßt haben, und von

ihm allein geführt, zu einer des Mannes unter allen Verhältnissen würdigen, dem Staate gewärtigen, Tugend erzeugenden und nährenden Gesinnung gelangt sind." Der Redner erweist dieses an dem Beispiele der ächten Vaterlandsliebe der Alten und den Aeußerungeu dieser Vaterlandsliebe. Dem Einwurfe, daß man ja des eigentlichen Gehaltes der Schriften des klassischen Alterthums, ohne das mühsame Erlernen ihrer Sprache, mit großer Leichtigkeit durch die vielen treuen Uebersetzungen derselben sich theilhaftig machen könne, stellt sich schon die Erfahrung entgegen, nach welcher, wie er dieses an einem anderen Orte ausspricht*), die ursprüngliche Leichtigkeit nur zu oft in Seichtigkeit übergeht, während die allmählig erworbene gleich einem nach und nach zunehmenden Strome Raschheit und Tiefe vereint. Und so treu auch eine Uebersetzung den Inhalt eines Werkes wiedergeben mag, in der Form bleibt sie nothwendig zurück. Es ist aber, was uns in Abhängigkeit von den Alten erhält, ganz vorzüglich die unübertroffene Vollendung ihrer Form, wie in der bildenden Kunst, so in der Rede, und daß sie in jener ohne Widerspruch Muster sind, würde sie allein schon auch in dieser dazu beglaubigen" (a. a. O. S. 215).

„Es gibt allerdings auch eine Beredtsamkeit der Lüge und der Bosheit, deren Kennzeichen jene Aufregung ist, in welche durch sie die niedrigen, thierischen Leidenschaften versetzt, die gesunden Urtheile über Wahrheit und Recht irre geführt und getrübt werden. Beispiele von der Macht einer solchen Ueberredungskunst an der unverständigen Menge haben alle Revolutionen gegeben. Aber diese Redekunst der Täuschung steht zu der Beredtsamkeit der Wahr-

*) Rede zum Andenken Heinrich Schenk's a. a. O. S. 208.

heit in einem ähnlichen Verhältnisse, als, nach Aristoteles, jenes ist zwischen den Barbaren und Griechen. Jenen, bei welchen der Leib über den Geist die Oberhand hat, sei, so lehrt der Stagirite, die Knechtschaft zuträglich, ja nothwendig und daher gerecht *); nur dem Geistigen und Guten gebührt die Herrschaft."

„Jene Beredtsamkeit, für welche uns die Schriften des klassischen Alterthums wahrhaft bildende Muster sind, steht nicht im Dienste der thierischen Unvernunft und Leidenschaft, sondern unter der Herrschaft der ruhig überlegenden Vernunft und eines geistig veredelten Willens. Nicht nur die ernste Gesinnung, aus welcher die wahre und gute, sondern auch die Form, aus welcher die geistig anregende, vollkommene Rede hervorgeht, sollen wir von ihnen annehmen. „Denn auch die besten Sachen werden durch ungebildete, mangelhafte Rede entstellt und Mißverständnisse statt Ueberzeugung gepflanzt, wo sie in Büchern oder überhaupt in Lehrvorträgen das Wort führt; und wo ihr dieses in Geschäften zufällt, da kommt in die Verhandlungen aller Art bald eine verwirrende Weitschweifigkeit, bald eine lückenhafte Kürze. — Davor schützt die Logik und Rhetorik nicht, am wenigsten was man Aesthetik nennt, sondern der Geschmack, der sich an tadellosen Meistern gebildet und wider die Versuchung gestärkt hat, deren Menge und Gefährlichkeit mit der Mischung der Völker und der Stände, mit der Zahl der Schreibenden und Lesenden, mit der Mannichfaltigkeit des Verkehres und der Geschäfte zunimmt; wo dann alle Fehler und, wenn man so sagen darf, alle Laster des Vortrages zuerst geduldet, endlich gehegt und sogar geehrt werden. — — In der Sprache der alten Klassiker,

*) Rede über den Sinn und Gebrauch des Wortes Barbar. S. 41.

die von aller Einmischung von Sklaven und Barbaren rein gehalten wurde, ist unter den übrigen Eigenschaften, welche zur Popularität, das ist, zu der würdigsten Bestimmung und höchsten Macht der Rede, erfordert werden, am ausgezeichnetsten das strenge Maaß, wodurch nicht nur ein unnützer Ueberfluß von Worten abgeschnitten, sondern auch ein Anstand erhalten wird, der alle Uebertreibung des Ausdruckes als eine gleich unwürdige wie zwecklose Anstrengung ausschließt, und eben dadurch für den höchsten Nachdruck angemessene Töne behält, weil er sie nicht am unrechten Orte verschwendet." — —

Das, was wir ihn hier großentheils aussprechen ließen, war ein Gruudzug der eigenen Denkweise unseres Fr. v. Roth, so wie der Anforderungen, welche er an jenen Lehrstand machte, dessen Heranbildung und Gedeihen ein Gegenstand seiner angelegentlichsten Sorge und Beachtung war. Ihm erschien das Festhalten an dem Worte der Wahrheit und die würdige, in dem vorhin erwähnten Sinne des Ausdruckes, populäre, Verkündigung desselben als eines der dringendsten Bedürfnisse aller Zeiten, namentlich aber der unsrigen. Der Gefahr der Verführung einer täuschenden Ueberredungskunst kann nur durch eine männlich würdige, ja durch eine göttliche Beredtsamkeit begegnet werden. Wenn er das Streben nach einer solchen in jeder Weise zu wecken und anzufordern suchte, dann begehrte er von Anderen nur dasselbe, was er in hohem Maaße besaß und übte: als der Meister der vollkommenen, gehaltvollen, treffenden Rede im mündlichen wie im schriftlichen Ausdrucke.

Er zeigte es an seinem Beispiele, was der einige Weg sei, um zu solcher Meisterschaft zu gelangen und in ihr fortwährend sich zu befestigen. Bis zu seinem Ende blieb er ein demüthiger Jünger jener Vorbilder,

die ihm gelehrt hatten, was die eigentliche Kraft und Bedeutung des Wortes sei, durch welches der Mensch aus den Werken des Fleisches in das Leben des Geistes erhoben wird. In dem Exemplare seiner deutschen Bibel, dessen er sich täglich bediente, sind sehr viele Stellen unterstrichen, und, wie man deutlich bemerken kann, zu anderer Zeit wieder angestrichen. Man darf sagen, daß eine aufmerksame Beachtung dieser Stellen einen Blick nicht nur in die Geschichte seines inneren, nur Gott bekannten Lebens thun läßt, sondern daß sie zugleich in dem fleißigen Leser des Buches einen tiefen Erforscher des Zusammenhanges aller Heilswahrheiten des geoffenbarten Wortes erkennen lehrt, darin er bis an's Ende seines Lebens in Freud' und Leid, Frieden und Trost gefunden. Nächst dem Inhalte der heiligen Schrift waren die alten Kernlieder unserer Kirche unverlöschlich tief in sein unvergleichliches Gedächtniß eingeprägt. Doch diese schon frühe erworbenen Güter, welche er ohne Aufhören zu vermehren suchte, gehörten zu dem verborgenen Schatze seines Gemüthes, der vor fremden Augen meist nur in den Thaten der Liebe zu Gott und den Menschen sich kund gab*). Ein anderer offenkundigerer Schatz seines reichen Geistes war jener, welchen er sich durch den unablässig fortgesetzten Verkehr mit den Werken des klassischen Alterthums erworben hatte. Das Bedürfniß nach den sogenannten geselligen Vergnügungen kannte er nicht; seine

*) In mein Stammbuch schrieb er mir den Spruch (1. Kön. 8, 12): „Der Herr hat geredet, er wolle im Dunkeln wohnen." — Wer meinen Freund näher kannte und verstand, der wußte es, daß die Majestät einer im Dunkeln wohnenden Gottesfurcht ohne Aufhören in seinem Geist und Herzen wohnte. Er ließ aber diese Majestät gern nur in ihren eigenen Thaten und Worten, nicht in den seinigen reden.

Musestunden brachte er im geistigen Umgange mit den Alten zu. Während Andere gern von dem zu erzählen pflegen, was sie in dieser oder jener Gesellschaft gehört haben, ging ihm, im Kreise der vertrauten Freunde, der Mund über von den Aussprüchen der Weisheit des Alterthums und von den Gesängen seiner Dichter, die er so treu und von solchem Umfange in seinem Herzen trug, daß man sich bei ihm in die Blüthenzeit der klassischen Gelehrsamkeit versetzt fühlte.

Im Sinne des Alterthums beherrschte er, ohne in seinen Weiten sich zu verlieren, das Reich der Wissenschaft. Hier war es vorzugsweise ein Gebiet, das er zur Heimath und zur anbauenden Pflege sich gewählt hatte: die Geschichte. Wohin auch in diesem Gebiete die Gespräche oder die Fragen der Freunde sich lenkten, überall begegneten sie bei ihm einer lebendigen und vertrauten Bekanntschaft nicht nur mit allen des Wissens würdigen Ereignissen, sondern auch mit Namen und Zeiten. Und es war nicht die todte, äußerliche Masse, es war der waltende Geist in der Geschichte, welchen er in seinen Thaten erfaßt und verstanden hatte. Mit den Völkern der Erde, den alten wie den neuen zugleich, standen ihm auch die Wohnorte derselben, die Länder und Meere mit ihren Inseln und Küsten klar vor Augen und es war erklärlich, wie in dem einen seiner Söhne durch die lebenskräftigen Beschreibungen, die der Vater ihm gab, das Verlangen, die Welt zu sehen, schon so frühe zur That werden mußte*).

---

*) Ich meine hier den ältesten Sohn Dr. Johannes Roth, der schon in seinen früheren Jünglingsjahren mit mir in Aegypten, Syrien und Griechenland, bald hernach mit Cap. Harris im südlichen Abyssinien und in Indien, dann wiederholt in Griechenland und Palästina war, jetzt aber die Umgegenden des todten Meeres und die Araba von Neuem be-

Der Präsident des protestantischen Oberkonsistoriums ist nach unserer Verfassung zugleich Mitglied der Kammer der Reichsräthe. In dieser seiner Stellung hatte er am meisten Gelegenheit, die Bedürfnisse und Rechte der Kirche nach außen hin zu vertreten. In welcher Weise und mit welcher Entschiedenheit er dieses gethan, davon gibt die von ihm veröffentlichte „Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlung von 1828 bis 1847“ (München bei Franz) ein offenkundiges Zeugniß. Auf den Inhalt jener öffentlichen Aeußerungen darf ich mich berufen, indem ich von dieser Wirksamkeit des J. Fr. v. Roth einige Züge mittheile. So schon auf die vom 14. Sept. 1831, aus welcher ich die nachstehenden Worte hervorhebe: „Im §. 42 ist mir die Bemerkung aufgefallen, daß die Ausgabe auf den Kultus „„durch den wichtigen Einfluß der Religion auf die moralische Bildung der Unterthanen gerechtfertigt werden möge.““ Die Religion hat nicht nur jenen wichtigen Einfluß, sondern sie ist der Grundstein der bürgerlichen Gesellschaft, wie das alte Heidenthum vielleicht besser als die heutige Christenheit des 19. Jahrhunderts eingesehen hat. Der unglückliche Poet, der sich selbst: Parcus Deorum cultor et infrequens nennt, gesteht dennoch:

„Dis te minorem quod geris imperas.
Huc omne principium, huc refer exitum.“

„Ein Bekenntniß, auf dessen Kehrseite man ein ganz neues von einem Blattschreiber abgelegtes beisetzen könnte, „„daß religiöser Indifferentismus allein Deutschland vielleicht retten könne,““ d. h. daß die allgemeine Umkehr Deutschlands,

---

reist. Der zweite Sohn: Paul Roth, jetzt Professor in Rostock, hat mit Ruhm den Weg der Forschungen seines Vaters betreten.

worauf jener Blattschreiber und seines Gleichen sinnen, nur dann möglich wäre, wenn religiöser Indifferentismus die Oberhand gewänne." —

„Bei diesem Verhältnisse der Religion zum Staate darf es sich um Rechtfertigung des Aufwandes auf die Kirche gar nicht fragen, selbst dann nicht, wenn diese auch wirklich eine Staatsanstalt wäre. Sie ist das aber nicht, und die irrige Benennung rührt noch aus dem alten Rechnungs-Schematismus her, wo die Kirche sogar nur als Kirchen-Polizei, ein Geistlicher mithin als Kirchen-Polizeidiener erschien. Die Kirche ist nicht erst seit 1818, sondern vom Anbeginn des Staates eine öffentliche Korporation, und zwar die größte von allen, weil sie, mit geringer Ausnahme, die Gesammtheit der Bevölkerung in sich begreift. Wenn das Eigenthum dieser Korporation zu verschiedenen Zeiten von der Staatsgewalt ergriffen und zum Theil anderen Zwecken gewidmet worden ist, so hat dieses rechtmäßig nicht anders geschehen können, als mit Uebernahme der Verbindlichkeit, jederzeit allen Bedürfnissen der Kirche zu genügen. Auch ist allen Handlungen dieser Art, von dem ersten Religionsfrieden an bis zu dem Reichsbeschlusse von 1803, diese Verbindlichkeit aufgeprägt worden. Was demnach die Kirche aus der Staatskasse bezieht, das empfängt sie keineswegs durch eine Bewilligung, sondern aus dem hohen Titel des Eigenthums oder der ihr rechtlich gebührenden Entschädigung für Eigenthum, jedoch mit der erwähnten, unverjährbaren Verbindlichkeit belegt und bekanntlich um sehr Vieles größer, als die gegenwärtigen Bezüge der Kirche sind." — —

Noch bestimmter in Beziehung auf die protestantische Landeskirche, deren Rechte ihm zu vertreten oblag, äußert Roth sich in der Sitzung der Reichsräthe vom 25. Nov.

desselben Jahres über denselben Gegenstand (a. a. O. S. 76). Er widerspricht mit Entschiedenheit der Behauptung eines Referenten, daß der Besitz der protestantischen Landeskirche unter der neuen Regierung unberührt geblieben sei, weist den Ungrund dieser Behauptung aus Thatsachen nach, fügt jedoch hinzu: „Ich bin weit entfernt, einen neuen Anspruch darauf zu gründen, ich führe es nur zu Gunsten der hier begutachteten Mahnungen zur rechtlichen Begründung an, weil ich mich mit Ansprüchen dieser Art weit lieber auf den festen Boden des Rechtes stelle, als auf einen anderen, wenn auch guten, doch leicht bestreitbaren Grund."

„Der Herr Referent," so fährt Roth weiter in der Beurtheilung der Aeußerungen seines Gegners fort, „hat ferner seine Meinung über einige Maßregeln ausgesprochen, ohne anzugeben, von wem sie ergriffen werden sollten oder möchten, nämlich gegen den Mystizismus, Unglauben u. s. Ich mache denselben auf Das aufmerksam, was er an einer späteren Stelle seines Vortrages sagt, daß man Niemand hindern müsse, ein Kloster zu stiften, weil es nicht verboten sei. Wer Lust hat, ein Mystiker zu sein oder ein Ungläubiger, der kann es; und ich weiß nicht, welche Maßregeln füglich von Seiten des Staates gegen den Mystizismus oder Unglauben hätten getroffen werden können. Wenn die Rede davon ist, was die Vorsteher der Kirche im Kreise ihrer Amtsgewalt thun, so ist dieses für weltliche Behörden kein Gegenstand der Erwägung*). Weil aber doch die Rede davon ist, so will ich durch ein Gleichniß

*) Es sind hier die Klagen der Lichtfreunde gemeint über die Gefahren der wieder einbrechenden Finsterniß, die sie in jenen Aeußerungen des Oberkonsistoriums zu erblicken glaubten, durch welche sie auf die Pflichten ihres Berufes hingewiesen wurden.

deutlich zu machen suchen, auf was die Klagen beruhen mögen, die man gegenwärtig zuweilen hört. Gesetzt, ein Lehrer, welchem obliegt, Latein zu lehren, nähme sich heraus, statt desselben Italienisch zu lehren, weil ihm dieses besser gefiele, und dieses würde von seinen Vorgesetzten aus Unkunde oder aus Gleichgültigkeit eine Zeit lang übersehen, andere Vorsteher aber duldeten es nicht, sondern führten ernstlich die Ordnung zurück, so würden wahrscheinlich diese neuen Vorsteher von manchen Betheiligten und Nichtbetheiligten der Illiberalität und wohl noch schlimmeren Eigenschaften beschuldigt werden."

Wir müssen darauf verzichten, dem ernsten, vielthätigen Manne selbst nur auf jenen Wegen seines amtlichen Wirkens nachzugehen, welche in den vorhin erwähnten veröffentlichten Berichten über seine Vorträge in den Sitzungen der Reichsräthe für Jedermann zugänglich sind. Wir übergehen selbst die warme, ernste Aeußerung desselben, worin er in der Sitzung der Reichsrähe vom 28. Januar 1842 über einen Gegenstand sich aussprach, der zu seiner Zeit im In- wie im Auslande großes Aufsehen gemacht und ihm selber, dem Vertreter der Rechte der protestantischen Landeskirche, viele ungerechte Beschuldigungen und Verdächtigungen zugezogen hat. Der Vortrag über die Angelegenheit der Kniebeugung protestantischer Soldaten vor dem römisch-katholischen Sakramente (enthalten in der obenerwähnten gedruckten „Auswahl") mag von Jenen gelesen werden, welche über Roth's damaliges Verhalten im Dunklen geblieben sind, für Andere bedarf er keiner Wiedererwähnung. Dagegen erwähnen wir noch im Vorübergehen einiger seiner Aeußerungen über den Zustand und das Bedürfniß der Volksschulen, eines Gegenstandes, welcher Roth's innerem und äußerem Berufe unmittelbarer nahe lag.

In der Sitzung der Reichsräthe vom 15. Sept. 1831 erklärte er sich zuerst ganz entschieden gegen die Wiederanstellung von Kreisschulräthen (sogenannten Pädagogen von Profession), deren Aufsicht die gelehrten Schulen nicht bedürfen, während zur Leitung der Inspektion der Volksschulen jeder tüchtige Regierungsrath auch ohne die Bekanntschaft mit der „vermeintlichen Wissenschaft der Pädagogik" brauchbar ist. „Die verkehrte Richtung vieler Volksschulen (so fährt er nach S. 50 fort) ist das Werk ehemaliger Kreisschulräthe, die unter den Lehrern den Samen eitler Thorheit ausgestreut haben. Ein würdiger Schulinspektor hat mir kürzlich erzählt, daß er in einer Stadtschule das Lesen vernachläßigt gefunden und darüber den Schullehrer zur Rede gestellt habe, dieser aber in seiner Antwort jenen Mangel für unerheblich ausgegeben und sich auf seine höheren Leistungen berufen habe. Diese höheren Leistungen leisten in den meisten Fällen gar nichts, ja weniger als nichts, weil sie nicht Kenntnisse, sondern höchst schädliche Einbildungen hervorbringen und zurücklassen. Könnte man in allen Volksschulen Lesen, Schreiben, Rechnen, zu einer gewissen Vollkommenheit bringen, so würde man dadurch das bayerische Volk auf eine Stufe von Bildung heben, auf welcher dermalen noch keines steht. Zu diesem nicht schimmernden, aber wahrhaft großen Ziele kann nur eine sehr besonnene Aufsicht führen, mit der größten Enthaltsamkeit von eigenen Einfällen und Liebhabereien, einer Tugend, die einem Kreisschulrathe in der Regel immer allzu schwer sein wird."

Ganz in demselben Sinne spricht er sich in der Sitzung vom 25. Nov. (S. 75) über den wichtigen Gegenstand aus. „Mit allem Rechte wird vor der Rückkehr eines Zustandes von Versunkenheit der Volksschulen gewarnt; aber

das entgegengesetzte und nicht minder gefährliche Uebel, die Verstiegenheit, muß gleich sorgfältig verhütet und vermieden werden. Zu viel ist, hier besonders, eben so schlimm, ja schlimmer, als zu wenig. Zu viel zu thun wird in der Regel ein für das Schulwesen allein bestellter Referent immer geneigt sein; immer versucht, Pläne zu machen und zu verändern. — Verordnungen über das Schulwesen sind genug da; regelmäßige Visitationen würden mehr als häufige Reskripte wirken, ihre Vollziehung und Befolgung zu sichern."

Bei einer späteren Gelegenheit (a. a. O. S. 137) weist er auf die dringende Nothwendigkeit hin, durch Erhöhung der Schuldotation die Besoldung der Schullehrer an den Volksschulen in ausreichender Weise zu vermehren.

Roth, wie wir ihn in anderer Hinsicht als einen „Mann von Wort" kennen lernten, zeigte sich ganz besonders jenen Versuchen abgeneigt, von dem buchstäblichen Sinne der Worte abzugehen, in deren Inhalt eine für die äußere Ordnung maßgebende und bindende Bedeutung lag. Darum sprach er sich mit großer Entschiedenheit und Kraft in der Sitzung vom 15. Mai 1846 über den Eingriff einer höheren Behörde und seine Folgen aus, der von einer Auslegung des Religionsediktes nicht nach dem Buchstaben, sondern angeblich nach dem Geiste ausging. „Zu keiner Zeit" (so sagt er a. a. O. S. 176) „ist der unschätzbare Werth eines P o s i t i v e n so wie jetzt in's Licht getreten; ein solches ist unsere Verfassung, die bisher noch keinen Stoß durch erzwungene Auslegung erlitten hat. Sie behält ihre Kraft, so lange der Glaube an die Unantastbarkeit ihres buchstäblichen Sinnes erhalten wird. — Die Zeiten wechseln und die Menschen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen, ver-

geblich wird dann eine Festigkeit, die man verscherzt hat, angerufen und zurückgewünscht."

Mehr als jemals zeigte sich die Mißachtung und der freche Widerspruch gegen alles Positive der göttlichen wie menschlichen Ordnung in den Auswüchsen einer zügellosen Presse. Roth erkannte dieses tief. Darum war er auch im J. 1847, nahe vor dem Ausbruche „der großen Erschütterungen", dessen Ahndung er schon im Jahre 1842 (in seinem Vortrage vom 28. Januar) ausgesprochen hatte, in der Kammer der Reichsräthe einer von jenen äußerst Wenigen, welche gegen die unbedingte Preßfreiheit stimmten und der als Redner gegen dieselbe auftrat. Was er von dem unvermeidlichen üblen Einflusse einer zügellosen, böswilligen Blattschreiberei auf die größere Menge sagt, die keine Kunde von den inneren Angelegenheiten hat, keines Urtheiles über den Zustand des Staates fähig ist, dieses hat sich bald hernach so sehr als Wahrheit erwiesen, daß es keiner weiteren Erwähnung bedarf. Zur Bekräftigung seiner Ansicht beruft sich Roth unter anderen auf die Aeußerungen selbst des größten Demokraten des Jahrhunderts: des Präsidenten der vereinigten Staaten Thomas Jefferson. Dieser beklagt, in einem Briefe an J. Adams „„die Unsauberkeit, zu welcher die Zeitungen herabgesunken seien (die er anderwärts als ein beflecktes Fahrzeug bezeichnet, durch dessen Besteigen selbst die Wahrheit sich verdächtig mache), sowie die Bosheit, Niederträchtigkeit und Lügenhaftigkeit der Leute, welche daran schreiben. Durch diesen Schmutz werde der öffentliche Geschmack reissend schnell verderbt und unempfänglich für gesunde Nahrung gemacht."" — — „In all' diesen Erwägungen," so schließt Roth seinen Vortrag, „stimme ich gegen die Aufhebung der Censur; nicht daß ich dieselbe für kein

Uebel, sondern weil ich sie dermalen noch für das mindere halte."

Den Ausgang des großen deutschen Zusammenlaufes in Frankfurt a. M. haben wohl Wenige gleich von seinem Beginnen so richtig voraus erkannt, als Fr. v. Roth. Namentlich erinnerte Das, was er über die Weise aussprach, wie man dort die deutsche Einheit begründen wollte, sehr an seine früheren, öffentlich bekannt gewordenen Aeußerungen über den Nationalcharakter der Deutschen, welche „vielstämmig, und jedem Stamme sein Recht und Wesen gönnend, aller unnatürlichen Einheit abhold, einheimischer, uralter Fürstenmacht aber mit Liebe und Treue zugethan waren." (Samml. etlicher Vorträge in der Königl. Akad. d. Wissenschaft. S. 75.) Zwar auch er zweifelte nicht an der Möglichkeit der Einheit des deutschen Volkes in einem höheren Sinne, wenn einst seine Gesammtmasse von dem ächt deutschen Geiste, dem Inbegriffe aller deutschen Tugenden durchdrungen und beherrscht sein werde. „Denn darin erkannte Westenrieder" (so spricht er in der Lobschrift auf diesen a. a. O. S. 251 zugleich seine eigene Gesinnung aus), „wie die Besten vor und nach ihm, die innige Gemeinschaft, den ewigen Bund aller Deutschen: nicht in einer, in die Vergangenheit geträumten und für die Zukunft eingebildeten Einheit, ähnlich jenem vorgeblichen Hochdeutsch, das er als eine Erdichtung, weil es in der That nirgends sei, verwirft; und ganz im Widerspruche mit Deutschlands und insbesondere Bayerns ursprünglicher Verfassung, die er die angeborene, die auf dem Boden selbst geborene nennt." —

So wie J. F. v. Roth in den vorhergehend angeführten Verhandlungen vor der Kammer der Reichsräthe sich aussprach, that er dieses auch durch Wort und That

in dem näheren Kreise seines amtlichen Berufes, zunächst bei der Leitung der inneren wie äußeren Angelegenheiten der protestantischen Landeskirche. Die That war es, welche seinen Worten ihre Beachtung und Bedeutung gab, denn selbst seine Feinde konnten sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß alle jene Maaßregeln für die Kirche und deren lauteres, schriftgemäßes Bekenntniß aus seiner eigenen persönlichen Glaubenstreue hervorgingen und daß, was er erstrebte und durchführte, ein reiner Ausdruck seiner aufrichtigen, sich niemals verläugnenden Gesinnung sei. Dieses bewährte sich auch da, wo ihn ein Theil, selbst der Gutgesinnten, einer zu weit gehenden Nachgiebigkeit gegen Maßregeln der höheren Behörden beschuldigt. Denn wie sich ein Mann von klarer Einsicht, der auch bei allen ernster gesinnten Gliedern unserer protestantischen Landeskirche in wohlverdienter, hoher Achtung steht, darüber ausdrückt: „sein staatsmännischer Blick leitete ihn auch im kirchlichen Regimente. In den schwierigsten Zeiten hat ihn, bei aller männlichen Vertretung der Interessen seiner Kirche, niemals die erforderliche Umsicht und die weise Erwägung dessen verlassen, was unter gewissen Umständen zu erreichen möglich sei."

Daß in ihm die Gemeinschaft mit den lebenden Gliedern seiner Kirche eine solche sei, wie sie der Apostel 1 Kor. 12 V. 26 beschreibt, das bewies er durch seine thätige lebendige Theilnahme namentlich an dem äußeren Schicksale der Mitarbeiter am Werke der Kirche: der Verkündiger des Wortes. Es ist dieses ein Theil der Geschichte seines Wirkens, welcher meist in's Verborgene fällt, weil selbst für Den, von welchem das Wirken ausging, der Spruch galt, nach welchem die linke Hand nicht wußte, was die rechte that. Viele arme, in ihrem Berufe treue

Prediger, mit einem Hause voller Kinder und einem Herzen voller Sorgen, empfingen öfters, wenn die Noth am größten war, reiche Gaben, die all' ihre Sorgen stillten; sie wußten nicht, woher, noch von wem? Bei Mehreren dauerte die Unterstützung regelmäßig fort, bis sie ein ausreichendes Einkommen erhielten. Wenn der Empfänger an einem weit entfernten Orte des Landes wohnte, wenn er sich von Keinem, welcher Macht zum Helfen hatte, beachtet und gekannt glaubte, als von Gott, dann ging auch das Rathen nach dem Geber oft weit irre, ohne den rechten zu treffen. Das Eine jedoch ließ sich, wenn man die unter der Hand bekannt werdenden Fälle dieser Art mit einander verglich, mit Sicherheit aussagen: daß der unbekannte Wohlthäter solcher armen Geistlichen Jemand sein müsse, der mit besonderer Neigung den würdigsten, in Erfüllung ihres Berufes treuesten Dienern am Amte des Wortes zugethan und der mit ihren äußeren Verhältnissen genau bekannt sei. Und dieses beides fand sich in Roth vereint, der den Gang der Entwickelung, so wie die amtliche Wirksamkeit der Geistlichen seiner Landeskirche von ihrem Eintritte in die Kandidatenliste an sorgfältig im Auge behielt und der allerdings, bei den vielen Gaben, welche er unter dem Siegel der Verschwiegenheit bald durch diese, bald durch jene Person aussendete, zwar öfters nur die große Noth der Empfänger, vorzugsweise aber dennoch die Würdigsten bedachte. Und nicht die Männer vom Lehrstande allein, sondern Hülfsbedürftige aller Art wurden aus dieser Quelle erquickt, die auch vor den Augen der Welt für alle gute, gemeinnützige Zwecke ihre Strömungen reichlich ergoß.

Bis in sein letztes Lebensjahr war es seine Lust und Freude, so wie er dieses mit seinen Söhnen gethan, auch

fremde Knaben und Jünglinge, welche er in sein gastliches Haus zog, in die Bekanntschaft mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums einzuführen und sie tiefer in dieser zu begründen. Er selbst verjüngte sich mit den Jungen, wenn er die erwachende oder lebendiger werdende Freude an den Schönheiten des Alterthums bei ihnen wahrnahm. Nicht aber nur den alten wie den jungen geistig, durch Bildung und Bestrebung verwandteren Menschen wendete der seltene Mann seine Milde und Freundlichkeit zu, sondern wie er dasselbe auch ihnen gethan, das können die Landleute in den kleinen protestantischen Gemeinden der Umgegend von München, am meisten aber die Bewohner und Nachbarn seines stillen Landsitzes: Steinach bei Nürnberg, bezeugen. Nicht nur durch die That, eben so sehr durch seinen Rath ist er Allen, die desselben bedurften und begehrten, ein Wohlthäter geworden. Namentlich mancher junge Prediger und Seelsorger, der aus der Nähe oder aus der Ferne ihn besuchte, erhielt von ihm freundliche Winke und Zurechtweisungen, oder auch tröstliche Aufmunterungen, die sich von eingreifender Wirkung auf ihn erwiesen, weil sie, wie aus dem Munde eines erfahrenen väterlichen Seelsorgers, ganz für ihn und seine Verhältnisse geeignet waren.

Ich fasse noch einmal die Züge, darin ich das Wesen meines väterlichen Freundes geschildert, in einem Gesammtbilde zusammen. Roth war ein ganzer, vollendeter Mann nach seiner geistigen Bildung, nach Gesinnung und That, nach der vielseitigen Richtung seines Naturells und nach dem Maaße seines häuslichen Glückes. Sein kräftig erfassender Geist hatte die reichsten Gaben des klassischen Alterthums in sich aufgenommen und zu diesen Gaben die Weihe des Christenglaubens empfangen. Hierin, auf seiner Stufe, erinnerte er an solche Väter der Kirche, wie der

Bischof von Hippo und Basilius es waren, welche heraufgestiegen aus dem Reiche der Morgensterne, die das klassische Athen und Rom erleuchteten, zu dem vollen Lichte des neuen Weltentages, aus diesem sich herabließen, um das Licht, das sie empfangen, in die Dämmerung jener Schulen hineinzustrahlen. Ihre Zeit jedoch und die Aufgabe ihres Lebens war die des steten Kampfes zwischen den menschlich hohen Mächten des Heidenthums und der göttlichen Herrscherkraft des Glaubens. Roth stand in einer Zeit, darin der Glaube dem besiegten Heidenthume die Rechte eines Freigelassenen wiedergegeben hatte. Ihm war deshalb der volle Genuß der Güter, die er im Vorhofe gewonnen, auch bei seinem Eingange in den Tempel geblieben: der tägliche, vertraute Umgang mit den Schriften der Alten, wie mit dem Worte der Offenbarung. Ein Glück des Menschengeistes, das schon im irdischen Vorbilde an das Vorrecht der zum Frieden hindurchgedrungenen Seelen erinnern mag, welche am Throne Gottes den Umgang mit einer Welt der Engel (S. 195) genießen dürfen. Deshalb pflegte mein Freund noch in seinem höheren Alter an jedem Morgen seinen Weg aus dem inneren Tempel hinaus zu dem Geschäfte seines Berufes für die Welt durch den Vorhof des Alterthums zu nehmen, dessen erfrischender Morgenhauch ihn in Homer's Ilias oder Odyssee, so wie aus Virgil's Georgika am lieblichsten anwehte. Denn aus diesen Werken lasen ihm die Söhne in der Ursprache und zugleich um der Familiengenossinnen willen aus Voß' Uebersetzungen vor. Er selbst aber, in den Stunden der Muse, fand sich täglich bei einem und dem anderen seiner Lieblinge: Pindarus, Plato, Thucydides, Horaz, Tacitus u. A. ein, las sie immer von Neuem, obgleich er einen Theil ihrer Werke mit so wörtlicher Treue in seinem Gedächtnisse be-

wahrte, daß er selbst in schlaflosen Nächten, als ob er sie läse, sich an ihnen ergötzte und zuweilen, wenn ein Wort ihm fehlte, vom Bette aufstand und bei dem Lichte der nächtlichen Lampe die Lücke ergänzte *). — In Gesinnung und That ist er vor Allen gegen seinen Gott und seine Kirche beständig so geblieben, wie er von sich selber in seiner Vertheidigung vor der Kammer der Reichsräthe vom 15. Mai 1846 in Beziehung auf sein bürgerliches Verhältniß es ausspricht (a. a. O. S. 171). — Von dem rei-
wurde ich mit der freien Reichsstadt Nürnberg, deren jüng-
chen Umfange der Gaben und Richtungen seines Naturells hebe ich nur die eine heraus, daß er in gleicher Fassung und Beachtung in der Nähe des geistig so wie weltlich Hochstehenden, als des von Menschenaugen gering Geachteten dastand. Unter den redlichen, frommen Bauern in Steinach, in seinem Garten, worin er das Aufblühen und Fruchtbringen der Bäume mit kindlich sich hingebender Theilnahme betrachtete, am Auf- und Niedergange der Sonne, so wie an den Sternen sich freute, war es ihm so heimathlich wohl zu Muthe, als möchte er immer da leben. — Aber auch nach dem Maaße seines häuslichen Glückes war er ein vollkommener Mann. Er hatte in der Geliebten seines Herzens eine Seele gefunden, welche in stiller Empfänglichkeit und freudig die Gaben des Geistes aufnahm, welche er ihr brachte und alle seine Worte in ihrem Herzen bewegte, zugleich aber ihn an ihrer treuen Hand hineinführte in ein Paradies der Unschuld und des kindlich gläubigen Gottesfriedens, darin er gerne für Zeit und Ewigkeit seine Hütte bauete. Denn da war gut sein. Die Seele dieser auserlesenen unter den Frauen war schon auf Erden von der Lust an irdischem Reichthum, äußerem

*) M. v. die oben erwähnten „Erinnerungen“ seines Bruders S. 16.

Glanze und Sinnengenusse so frei geworden, daß sie mitten unter den noch irdisch Mühseligen und Beladenen ruhig und leicht wie eine Selige wandelte. In ihrer Nähe fühlte man, was der Spruch sagt: unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi des Herrn.

Ein solcher hochbegabter, treuer, gesegneter Mann wie Roth, so sollte man meinen, mußte nach allen Seiten hin Achtung finden und liebende Anerkennung. Und er fand diese auch bei Denen, welche für eine solche seltene Erscheinung offene Sinne hatten. Namentlich bezeugte sein König bei jeder Gelegenheit ihm sein Vertrauen und seine Liebe, auch in jenen äußeren Thaten, durch die er ihn zu den höchsten Würden und bürgerlichen Ehren erhob. Aber nicht Alle dachten so. Ein Mann, der noch im Jahre 1847 (nach S. 239) solche unzeitgemäße Dinge, wie wir außer den oben erwähnten noch viele anführen könnten, ganz unverholen und entschieden aussprach, mußte der anstürmenden Macht einer verblendeten Menge weichen, welche selbst die Sicherheit der Throne, die Aufrechthaltung aller göttlichen und menschlichen Ordnung bedrohete. Mit innerem Widerstreben, nur in der Hoffnung, die gefährdete kirchliche Einheit zwischen den Protestanten der jenseits und diesseits des Rheines gelegenen Landestheile wiederherzustellen, enthob, Anfangs April 1848, der treulich für das Wohl und den Frieden seines Volkes besorgte König Maximilian II. den Präsidenten des Oberkonsistoriums mit der ehrendsten Anerkennung seiner Verdienste des bisherigen Amtes, indem er ihn zugleich zum Staatsrathe im ordentlichen Dienste ernannte Aus gleichem Grunde betraf dasselbe Loos den würdigen Dr. Rust, der, mit Roth von gleicher Entschiedenheit der Gesinnung, seine Gaben und

Kräfte dem erkannten Besten der Kirche geweiht hatte. Auch der edle von Grupen war in Ruhestand getreten und an demselben Tage, an welchem der Präsident seine Entlassung erhielt, war sein vieljähriger Freund und treuer Amtsgenosse Niethammer zu seiner ewigen Ruhe eingegangen. Roth nahm alle diese Ereignisse, obgleich ihm das Losreißen von der Geschäftigkeit seines Amtes, die mit einen innersten Neigungen verwachsen war, wehe that, mit der ruhigen Fassung eines Wanderers auf, dem in der Nähe der Heimath ein entgegenkommender Freund das Reisegeräthe abnimmt, damit der Ermüdete leichteren Schrittes den letzten Theil des Weges vollenden könne. Die Herausgabe der Münchner gelehrten Anzeigen, welcher er seit 1835 mit treuer Sorgfalt sich angenommen hatte, blieb in der letzten Zeit sein einziges für die Oeffentlichkeit bestimmtes Geschäft; im Uebrigen war das niemals stillstehende Werk seines Lebens ein vor der Welt verborgenes. Für die vielen schriftlichen Zeugnisse seiner Hand von diesem inneren Werke untersagte er für immer die Veröffentlichung.

Schon seit dem Jahre 1842 war ihm die Krone seines Hauses, seine treue Lebensgefährtin, von seinem Herzen hinweggenommen worden und aus der Zeit geschieden. Der ältere Sohn, ein geistiger Erbe dieser Mutter, reich an neuerworbenen Anschauungen und Erkenntnissen, war nach dreijährigem Aufenthalte glücklich aus dem Osten von Mittelafrika zurückgekehrt, während der jüngere zur Ebenbürtigkeit der väterlichen Geistesbildung heranreifte und die beiden Töchter solcher Eltern würdig sich erwiesen. Das Leben in dem Roth'schen Hause war bei all' jenem Wechsel der äußeren Verhältnisse sich unverändert gleich, d. h. jener Sitte treugeblieben, die man zu jeder Zeit die alte genannt

hat, weil sie diejenige ist, welche allein fortdauern und als Regel dienen kann; es blieb der Ort, an welchem es den Freunden nach wie vor immer heimathlich und wohl zu Muthe ward; das Haus, in welchem Viele, die dieses suchten und bedurften, auch in den schwierigsten Angelegenheiten den Rath einer gereiften Weisheit, so wie Trost oder thätliche Hülfe fanden.

In dem vorletzten, noch mehr in dem letzten Winter war der edle Greis durch ein anhaltendes Unwohlsein, welches übrigens keine ernste Besorgniß erregte, auf das Verweilen in seinem Hause und selbst im Zimmer beschränkt. Sein Geist blieb dabei heiter und ungetrübt; seine Stimmung unverändert, nur hatte sich zu der äußeren Zurückgezogenheit eine innere eingefunden, die sich den ihm zunächst stehenden Freunden nicht selten durch einen rührenden Ausdruck von Innigkeit seiner Liebe und durch einen stillsinnenden Ernst, zuweilen mitten in seinen, wie gewöhnlich lebhaften und belehrenden Gesprächen, kund gab. Es war das Gefühl eines inneren Friedens, das sich auch Anderen wohlthuend mittheilte.

Der kräftige Geist des seltenen Mannes verbreitete noch immer, auch über den hinsinkenden Leib den Schein einer Stärke, welche die Seinigen täuschte. Er allein hatte schon länger die abnehmenden Körperkräfte gefühlt, deren Bedeutung er besser als Andere erkannte. Endlich wankte der Bau der Hülle, doch ließ er erst in der letzten Woche seines Lebens durch die unbesiegbare Schwäche sich auf das Krankenbett nöthigen. Er lag hier meist in sich gekehrt; in den letzten Tagen und Nächten kündigte sich die nahe Auflösung durch einen Schlummerzustand an, aus welchem der Kranke nur auf kurze Zwischenzeiten zur wachen Besinnung kam. In diesen Augenblicken suchte

seine müde Hand die Hand des Sohnes Johannes*), seines treuen, zärtlichen Krankenwärters, oder die einer der Töchter, um ihnen durch sanftes Drücken seine Liebe zu bezeugen; öfters auch erhob er beide Hände in betender Stellung nach oben. Das letzte Werk seiner inneren Vollendung war ein verborgenes; sein Geist hatte schon frühe jene Macht eines innerlichen Sprechens kennen gelernt und geübt, dessen Worte dann für den menschlichen Mund unaussprechliche sind, wenn ein Anderer in und mit der sterblichen Natur redet, dessen Stimme nur dem Geiste vernehmbar ist. Einige Male noch that sich sein Mund zu einem kurzen Gespräche mit den Seinigen auf; er deutete in geheimnißvollen Worten auf ein Gesicht der Engel, das ihm wie im lieblichen Traume geworden war, und als er am Vorabende seines letzten Lebenstages das Geläute der Glocken an der benachbarten Basilika hörte, sprach er freudig bewegt: „man läutet für morgen einen großen Festtag ein.“ Dieser Tag, der 21. Januar 1852, war derselbe, an welchem 10 Jahre vorher seine Gemahlin, diese Begnadigte des Herrn, zu ihrer ewigen Ruhe eingegangen war, und an welchem auch sein Geist, fast in der gleichen Stunde, vom Glauben zum Schauen hindurchdrang.

Das Leben wie das Ende dieses Mannes war das Leben und das Ende eines Gerechten (Röm. 10, V. 4).

---

*) Dem jüngeren Sohne Paul, damals schon Professor an der Universität Marburg, war die Nachricht von der Lebensgefahr des Vaters zu spät zugekommen. Er fand diesen nicht mehr am Leben.